Deutsche National=Bibliothek.

Volksthümliche Bilder und Erzählungen

aus
eutschlands
ergangenheit
und
egenwart.



Herausgegeben von
Ferdinand Schmidt

XII.

Kaiser Maximilian I.

Von

Dr. Karl Klüpfel,
Universitätsbibliothekar in Tübingen.

BERLIN

Serie I. Verlag von B. Brigl. Halbb. 2 6.27

Preis 6 Sgr.

Deutsche

National-Bibliothek.

Volksthümliche

Bilder und Erzählungen

aus

Deutschlands Vergangenheit und Gegenwart.

Herausgegeben

von

Ferdinand Schmidt.

Zwölfter Band.

Verlag von B. Brigl

in Berlin.

Kaiser Maximilian I.

Von

Dr. Karl Klüpfel,
Universitätsbibliothekar in Tübingen.

Berlin.
Verlag von B. Brigl.
1864.

Erstes Kapitel.

Maximilians erste Jugend und die Verhältnisse des deutschen Reichs sowie der österreichischen Erblande unter seinem Vater, Kaiser Friedrich III.

Unter den deutschen Kaisern aus dem Hause Habsburg ist Maximilian I. unstreitig die populärste und anziehendste Gestalt. Wir haben wohl Alle gehört von seinem kühnen, ritterlichen Geist, seiner liebenswürdigen Erscheinung; sollten wir ihn nun nicht auch kennen lernen wollen in seiner politischen Arbeit, in seiner Bedeutung für Deutschland und für die Zukunft des habsburgischen Hauses?

Maximilian war der zweitgeborene Sohn jenes Kaisers Friedrich III., der, wegen seiner Thatenlosigkeit berüchtigt, 53 Jahre lang auf dem deutschen Throne saß; seine Mutter war eine feurige Südländerin, die portugiesische Prinzessin Eleonore, von welcher Maximilian seinen lebhaften, unruhigen Geist ererbt hat. Am 22. März 1459, an einem Gründonnerstag, wurde er zu Neustadt bei Wien geboren. Als Kind zeigte er sich keineswegs begabt; erst im fünften Jahre lernte er ein wenig sprechen und war bis in's zwölfte Jahr seiner Zunge nicht recht mächtig, so daß man ihn unter dem Volke für schwachsinnig hielt. Schon im achten Jahre verlor er seine Mutter, hatte aber das Glück, gute Lehrer zu erhalten, die seinen Geist

weckten und ihm allerlei nützliche Kenntnisse und Fertigkeiten beibrachten. Der schwache Knabe wurde körperlich kräftig, hatte seine Freude an allen ritterlichen Uebungen und am Waffenhandwerk; er lernte die Pferde tummeln, kunstmäßig reiten, fechten und schießen, sowohl mit der Armbrust als dem damals neu aufgekommenen Feuerrohr. Sogar das Waidwerk lernte er zunftmäßig; er ward von seinem Vater zu einem berühmten Jägersmann, dem Ritter Dibold von Stein bei Ingolstadt in die Lehre gegeben, der ihn in alle Feinheiten seiner Kunst einweihte. Auch die Gelehrsamkeit blieb seinem Geiste nicht fremd, er lernte nicht nur Latein, sondern gelegentlich auch die slavischen Sprachen seiner österreichischen Heimath, und legte auch in der Mathematik einen Grund. Besonderen Geschmack gewann er an Rittergeschichten und Heldensagen, er konnte sich Tage lang in alte Chroniken und Ritterromane vertiefen. Bald zeigte er auch einen praktischen Sinn, eine Liebhaberei für nützliche Künste; gern sah er den Zimmerleuten und Maurern zu, und kam er zu Waffenschmieden, so legte er wohl auch selbst Hand an's Werk, um einen Harnisch fertigen zu helfen. Gar sehr interessirte ihn das eben damals zur Ausbildung gelangende Geschützwesen, er lernte selbst Stücke gießen und bohren und machte später eigene Erfindungen in diesem Fach. Auch mit der Bergkunde befaßte er sich und ließ sich in Tirol von den Bergknappen zeigen, wie sie Schachte gruben, das Erz zu Tage förderten und schmolzen. Dabei war er der liebenswürdigste Gesellschafter, der in der Werkstätte, in der Grube, mit Bauern und Landsknechten, mit Rittern und Damen des Hofes sich auf's Freundlichste zu unterhalten wußte. Ehe wir Maximilians Auftreten in der Geschichte verfolgen, müssen wir einen Rückblick auf die politischen Verhältnisse werfen, in welche er eintrat. Als sein Vater, der habsburgische Herzog Friedrich, der älteste von mehreren Stammhaltern, welche die österreichischen Erblande im Besitz hatten, nach dem Tode des Kaisers Albrecht II., im December 1439, durch die Wahl der deutschen Fürsten zum Reichsoberhaupt berufen wurde,

sah es mit der Reichsgewalt so bedenklich aus, daß der fünfundzwanzigjährige, aber schon damals sehr bedächtige Fürst sich elf Wochen lang besann, ob er nur die Wahl annehmen wolle. Endlich sagte er zu, aber ließ volle zwei Jahre auf sich warten, bis er im Reiche erschien.

Seit dem Sturz der Staufer, also schon seit zwei Jahrhunderten, war die königliche Gewalt in fortschreitendem Zerfall begriffen, ein großer Theil ihrer Rechte und Güter war an die Reichsfürsten gekommen. Der Ahnherr des habsburgischen Hauses, König Rudolf I., versuchte vergeblich, die Reichsgewalt und die Reichsgüter wieder an das Reich zu bringen, aber er sah bald die Unmöglichkeit ein, traf ein Abkommen mit den mächtigsten Reichsfürsten und gründete sich zum Ersatz für die unmögliche kaiserliche Gewalt die österreichische Hausmacht. Dieselbe Politik befolgten im Ganzen seine Nachfolger, sie verzichteten auf Herstellung einer monarchischen Gewalt im Reiche und benützten die persönliche Ehre, welche die Kaiserwürde ihrem Inhaber gewährte, und das daran geknüpfte Recht der Verleihung erledigter Reichslehen zur Erhöhung und Ausdehnung ihrer Herrschaft. Gewinnreiche Ehebündnisse wurden häufig das Mittel, den Hausbesitz zu vergrößern. So erwarb der Stamm Habsburg Oesterreich und Böhmen, das Haus Luxemburg Böhmen, Mähren, Schlesien, Brandenburg, Ungarn, das Haus Wittelsbach Tirol, Brandenburg und einen großen Theil der Niederlande. Einem etwaigen Versuch, von der neu gegründeten Erbmacht aus die Herrschaft über das ganze Reich auszudehnen, traten die Fürsten durch Aufrechthaltung des Grundsatzes, daß die Kaiserwürde auf Wahl und nicht auf Erbfolge beruhe, planmäßig entgegen und wählten, wenn ein Geschlecht zu mächtig schien, den Nachfolger aus einem anderen, minder begüterten. Dieses Mittel wurde schon gegen den Sohn Kaiser Rudolfs, Albrecht I., angewendet, diese Politik führte unmächtige Fürsten, wie Adolf von Nassau, Heinrich von Luxemburg, Ruprecht von der Pfalz, auf den Kaiserthron. Daß dieselbe immer den beabsichtigten Erfolg hatte, dafür war durch

die Persönlichkeit der betreffenden Kaiser gesorgt, denn weder der rastlos thätige Ludwig von Baiern, noch der kluge und gebildete Karl IV., noch der würdevolle Sigismund hatten die erforderliche Willenskraft und Consequenz, um die widerstrebende Fürstenmacht zu brechen.

Neben der fürstlichen Macht, welche der königlichen systematisch entgegentrat, bestanden verschiedene Bündnisse und Einungen, welche, zunächst aus dem Mangel einer das Ganze schützenden Reichsgewalt erwachsen und als Ersatz dafür dienend, doch thatsächlich der Ausübung der königlichen Gewalt beschränkend und hemmend in den Weg traten. Da waren die Bündnisse der zahlreichen Reichsstädte am Rhein, in Schwaben, Franken, im Norden die mächtige Verbindung der Hansa, dann die schweizerische Eidgenossenschaft, die Gesellschaften des niederen Adels, die Vereine der Fürsten und Kurfürsten. Diese schützten nicht nur den Einzelnen gegen die Anfechtungen Einzelner, den einen Stand gegen die Eingriffe des andern, sondern sie vertheidigten auch ihre Rechte und Freiheiten gegen das Königthum und wollten sich so wenig als der mächtig aufstrebende Landesherr der monarchischen Gewalt eines Kaisers fügen. Zu den Conflicten der verschiedenen politischen Mächte im Reich kamen auch noch die kirchlichen Bewegungen. So wenig die Fürsten, Ritter und Städte den Kaiser in Allem als ihren Herrn anerkennen wollten, so wenig wollten sie den Papst als alleinigen Inhaber der kirchlichen Gewalt sich gefallen lassen und von ihm allein die Normen des Glaubens bestimmt wissen. Die Verlegung der päpstlichen Residenz nach Avignon und die daraus entstehende Trennung der Kirche in zwei Parteien, die drei großen Concilien von Pisa, Constanz und Basel, welche die unbedingte Autorität des Papstes in Frage stellten und die gefährliche Lehre, daß die Concilien über dem Papste stehen, auf die Bahn brachten, die hussitische Bewegung, welche nicht nur ganz Böhmen ergriff, sondern weit hinein nach Deutschland ihre Wirkung übte; alle diese Dinge hatten das unbedingte Ansehen des Papstthums bedeutend erschüt-

tert, die ganze mittelalterliche Auffassung der Kirche war dadurch verändert, und die Befreiung von der päpstlichen Monarchie, die Reform der Kirche in Haupt und Gliedern war eine allgemeine Zeitforderung geworden. In Kirche und Staat machten die volksthümlichen Mächte und die Bedürfnisse des inneren Menschen ihre Ansprüche geltend, die in Widerspruch geriethen und nach Versöhnung verlangten. Allgemein fühlte man die Nothwendigkeit einer Reform des Reiches und der Kirche, aber über das Wie gingen die Ansichten in entgegengesetzter Richtung auseinander. Die Einen glaubten, durch eine Wiederherstellung der monarchischen Gewalt könne geholfen werden, die Andern, Beiziehung der ständischen und bürgerlichen Elemente zur Theilnahme am Regimente sei das rechte Mittel. Schon vor der Thronbesteigung Kaiser Friedrichs war man mit der Aufgabe einer Verbesserung der Reichs- und Kirchenverfassung in voller Arbeit. Kaiser Sigismund hatte dieselbe nicht ohne staatsmännisches Geschick und von einem tüchtigen geschäftsgewandten Kanzler, Kaspar Schlick, unterstützt, in Angriff genommen, war aber nicht damit zu Stande gekommen und am 9. December 1437 darüber gestorben. Zu seinem Nachfolger war sein Tochtermann, der österreichische Prinz Albrecht, gewählt, der als Kaiser Albrecht II. hieß. Es war seit dem Tode Albrechts I. im Jahre 1308, also seit 130 Jahren das erste Mal, daß wieder ein habsburgischer Prinz einstimmig gewählt wurde. Man hegte große Hoffnungen von ihm, denn er war als ein thatkräftiger, wohlwollender und umsichtiger Fürst bekannt, der das, was er einmal beschlossen hatte, ungesäumt auszuführen pflegte. Als Erbe Kaiser Sigismunds hatte er eine nicht unbedeutende Hausmacht, nämlich Ungarn und Böhmen, welche in Verbindung mit den österreichischen Erblanden ein großes, wohlabgerundetes Gebiet ausmachten, dem kein deutsches Fürstenthum auch nur annähernd gleichkam. Doch war seine Bestätigung in beiden, mit der Tochter Kaiser Sigismunds erheiratheten Ländern noch von der Wahl abhängig, die in Ungarn auch

ohne Schwierigkeit auf ihn fiel, in Böhmen aber ihm von der Mehrzahl verweigert wurde, weil er, entschieden kirchlich gesinnt, der damals noch sehr mächtigen hussitischen Partei abgeneigt war. Er mußte daher, wenn er die böhmische Krone behaupten wollte, dieselbe erst erobern, was ihn hinderte, seine ungetheilte Thätigkeit den Reichsgeschäften zu widmen. Doch nahm er sich derselben ernstlich an und ließ auf zwei Reichstagen, zu Nürnberg im Juli und October 1438, die Gründung einer Landfriedensverfassung durch seinen Kanzler Schlick betreiben. Das Reich sollte zu diesem Behuf nach einem Gedanken Kaiser Sigismunds in sechs Kreise eingetheilt werden und jeder Kreis einen Hauptmann wählen; diesem Hauptmann sollten zehn Räthe aus dem Adel, der Geistlichkeit und den Städten beigeordnet werden. Der Kanzler Schlick legte im Namen des Kaisers einen Entwurf vor, die Fürsten waren aber nicht damit zufrieden, weil sie meinten, derselbe begünstige die Städte zu sehr und sie müßten zuviel von ihren Rechten aufgeben. Auch gefiel ihnen nicht, daß die österreichischen Erblande nicht mit in die Kreiseintheilung aufgenommen waren; so wurde die Sache verschoben. Der Kaiser aber bekam zur Vertheidigung Ungarns einen Türkenkrieg zu führen und starb während desselben im October 1439 an der Ruhr, die im Heere ausgebrochen war. In kirchlichen Dingen war es indessen zu entschiedenem Bruche zwischen dem Papst und der Kirchenversammlung in Basel gekommen. Der Papst Eugen IV. hatte die letztere in den Bann gethan, und die Kirchenversammlung dagegen seine Absetzung ausgesprochen und einen neuen Papst, den Herzog Amadeus von Savoyen, als Felix V. gewählt. Die deutschen Reichsfürsten beschlossen, zunächst eine parteilose Stellung zwischen den streitenden Parteien einzunehmen, und waren eben zu Mainz versammelt, um zu berathen, was in dem kirchlichen Streit weiter zu thun sei, als sie die Kunde von dem Tode Albrechts II. vernahmen. Fünf der anwesenden Kurfürsten vereinigten sich nun zur Wahl eines Vetters von König Albrecht, des Herzogs Friedrich von Oesterreich. Die Kurfürsten mach-

ten mit dieser Wahl keinen unbeabsichtigten Mißgriff, sie wußten wohl, wen sie wählten; Friedrich war ihnen von seinem Geheimschreiber Johann Gert als ein ruheliebender, bedächtiger Herr geschildert worden; auch besaß er keine große Hausmacht, denn ihm gehörte eigentlich nur Steiermark, das er noch mit einem jüngeren Bruder Albrecht theilen mußte, die übrigen österreichischen Stammlande waren im Besitz anderer Linien des Hauses. Auf Ungarn und Böhmen hatte der nach dem Tode Kaiser Albrechts geborene Sohn Ladislaus erblichen Anspruch. Um ein thatkräftiges und mächtiges Reichsoberhaupt war es den wählenden Kurfürsten gar nicht zu thun, sie wollten das monarchische Prinzip der Reichsgewalt beseitigen und die aristokratische Anarchie, welche den Reichsständen ihre Freiheit und den Raum zu größerer Ausdehnung verbürgte, erhalten.

Friedrich war in den ersten Jahren seiner Regierung in den Stammlanden durch feindliche Verwandte und andere Gegner so in Anspruch genommen, daß er nichts thun konnte, um im Reiche Ordnung zu schaffen. Doch hatte er in einer Beziehung mehr Erfolg, als die Fürsten wünschten, es gelang ihm nämlich, die durch die Concilien in Anregung gebrachte Kirchenverbesserung zu verhindern und die päpstliche Autorität in Deutschland wieder herzustellen. Bei der damaligen Stimmung der Fürsten und des Volkes gegen die römische Curie wäre es nicht schwer gewesen, die Opposition zu einem rechtlichen Ausdruck zu bringen und eine Emancipation der deutschen Kirche vom Papst zu bewerkstelligen; aber das wollte Friedrich nicht, einmal, weil er überhaupt zu conservativ gesinnt war, und dann, weil er durch Gefälligkeit gegen den Papst einen Anhalt für seine Stellung in Oesterreich und im deutschen Reich, einen mächtigen Bundesgenossen, was der Papst damals immerhin noch war, zu gewinnen hoffte. Auch brachte die Verständigung mit dem Papste ihm nicht unbedeutende pecuniäre Vortheile und die Krönung zum Kaiser, welche der Papst 1452 vollzog.

Im Reiche handelte es sich nun darum, ob in der neu

gesicherten Herrenlosigkeit die Fürsten und der Adel, oder die geldmächtigen Städte das Uebergewicht und die Leitung ertragen sollten. Es entspann sich 1449, durch eine Fehde zwischen dem brandenburgischen Markgrafen Albrecht Achilles und der Stadt Nürnberg angeregt, ein durch das ganze südliche Deutschland verzweigter Krieg zwischen Fürsten und Städten, der beiden Theilen großen Schaden verursachte, aber kein so entscheidendes Resultat hatte, daß ein Theil durch den andern unterworfen worden wäre. Doch neigte sich der Sieg mehr auf die Seite der Fürsten, und der Kaiser machte zwar schließlich den Vermittler, aber von einer eigentlich schiedsrichterlichen Gewalt war er weit entfernt. Jetzt drehte sich der Kampf mehr um die hervorragenden Fürstenhäuser. Auf der einen Seite war das hohenzollern-brandenburgische Haus, auf der andern das wittelsbachische. Jenes war durch den Kurfürsten Friedrich II. von Brandenburg und dessen Bruder, den Markgrafen Albrecht Achilles von Ansbach und Baireuth, dieses durch den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz vertreten. Unter den brandenburgischen Brüdern war der Markgraf der weit bedeutendere. Mit gewaltiger Körperkraft, kriegerischem Muth und ungemeiner Tapferkeit verband er eine gefürchtete Staatsklugheit, weshalb er von Aeneas Silvius, dem nachherigen Papst Pius II., der Vulpes Germaniae, der deutsche Fuchs genannt wurde. Er nahm seine Stellung auf der Seite des Kaisers und war dessen Hauptstütze, sein Berather und sein Vertheidiger, aber nicht aus Eifer für das Reich oder Anhänglichkeit an das Haus Habsburg, sondern aus eigenem Interesse, er ging mit dem Kaiser, soweit es seinem und seines Hauses Nutzen förderlich schien. Sein Plan ging dahin, durch Belehnung, Unterhandlung, Annexirung benachbarter Reichsstädte, Erbvereinigungen und Heirathen das brandenburgische Territorium auf den größten Theil von Deutschland auszudehnen; er hatte auf ganz Franken, Hessen, Böhmen, Sachsen, Braunschweig, Mecklenburg, Pommern, Holstein sein Absehen gerichtet und Erbverträge mit den betreffenden Fürstenhäusern geschlossen,

welche seinem Hause die Anwartschaft der Nachfolge gaben. Seine nächste Thätigkeit war auf Erwerbung Nürnbergs und anderer fränkischer Reichsstädte gerichtet. Dort kam er mit den Wittelsbachern, deren Besitzungen an die Burggrafschaft Nürnberg grenzten, in feindliche Berührung. Sein gefährlichster Gegner war der Pfalzgraf Friedrich, der als Vormund eines minderjährigen Neffen die Regierung des Kurfürstenthums der Pfalz führte und mit Zustimmung seiner Landstände die kurfürstliche Würde angenommen hatte, welche aber der Kaiser, wahrscheinlich auf den Rath des Markgrafen Albrecht Achilles, nicht anerkannte, was den Kurfürsten zum unversöhnlichen Feinde des Kaisers machte. Dieser Kurfürst von der Pfalz war ebenfalls ein staatskluger, kräftiger Fürst und hatte sich, stets schlagfertig, durch glückliche Fehden mit seinen Nachbarn, woher er den Namen „der böse pfälzer Fritz“ erhielt, in großes Ansehen gesetzt, andererseits durch freundliche Bündnisse mit den fränkischen und schwäbischen Reichsstädten einen großen Anhang gewonnen und sich zu einer mächtigen Stellung im Reich aufgeschwungen. Als Gegner des Markgrafen Albrecht Achilles wurde er das Haupt einer großen Partei, welcher die rheinischen Erzbischöfe und sogar mehrere Verwandte des Kaisers, wie dessen Bruder Albrecht und dessen Vetter Ladislaus, König von Böhmen und Ungarn, angehörten, und die ernstlich damit umging, Friedrich III. vom Throne zu stoßen. Die Fürsten, jetzt eifrig für eine Reform der Reichsverfassung, da sie Hoffnung hatten, daß diese zu Gunsten der landeshoheitlichen Rechte ausfallen werde, machten dem Kaiser zum Vorwurf, daß er nichts für die Reform thun wolle. Es ist eine Denkschrift des Kurfürstencollegiums aus dem Jahr 1453, wahrscheinlich von dem Kurfürsten Jakob von Trier verfaßt, vorhanden, über die Mittel, durch welche das Reich wieder aufzubringen wäre. Da wird vorgeschlagen, der Kaiser solle die Kurfürsten um sich sammeln, wie der Papst seine Cardinäle, und des Reiches Angelegenheiten mit ihnen berathen. Die Kurfürsten werden hier als die von Amtswegen berufenen Räthe und Mitregenten des

Kaisers betrachtet. Alles soll nicht nur mit ihnen berathen, sondern auch nur durch ihre Vermittlung vollzogen werden. Dadurch, meinten sie, werde das Reich wieder mächtig werden, nach innen den Frieden herstellen und nach außen wieder Ansehen gewinnen. Von einer solchen Mitregierung der Kurfürsten wollte aber Kaiser Friedrich nichts wissen. Eine solche Reform erschien ihm wie seine Absetzung, und auf diese war es allerdings auch abgesehen. Die Stütze des Kaisers war vor Allen Markgraf Albrecht Achilles, der einen andern Theil der Reichsfürsten zu einer Gegenpartei vereinigte und die Besetzung der Reichsstadt Donauwörth durch den Herzog Ludwig von Baiern zum Vorwand nahm, um einen Reichskrieg gegen die Wittelsbacher zu organisiren. Der Kaiser, damals in seinen Erblanden in schwierige Händel verwickelt, war weniger als je in der Lage, sein Ansehen im Reiche geltend zu machen. Der Tod seines Vetters Ladislaus, des Königs von Ungarn und Böhmen, hatte ihm die Hoffnung erweckt, seine Hausmacht durch Erwerbung dieser beiden Länder verstärken zu können. Er bewarb sich auch angelegentlich um die Wahl; in Böhmen aber wurde ein früherer Statthalter, der Edelmann Georg von Podiebrad, zum Könige erhoben, in Ungarn der Sohn eines gefeierten Feldherrn, Matthias Corvinus. Da aber eine kleine Minderheit Friedrich gewählt hatte, so gab ihm dies Veranlassung, seinen Anspruch mit den Waffen geltend zu machen; er bekriegte den König Matthias, aber ohne Erfolg. Zugleich gerieth er mit Bruder und Vettern in Streitigkeiten über die durch Ladislaus Tod erledigten österreichischen Lande, und zu allem Unstern kündigten ihm auch noch die Wiener, die mit seiner schlechten Verwaltung sehr unzufrieden waren, den Gehorsam auf und belagerten ihn in seiner Burg, die so heftig beschossen wurde, daß die Kaiserin mit dem jungen Maximilian sich in die festen Erdgeschosse flüchten mußte. Man erzählt, daß der dreijährige Prinz hungernd im Schloß umherirrte und bei der Dienerschaft weinend um ein Stückchen Brod bettelte.

Im Reiche gestaltete sich die Oppositionspartei immer

gefahrdrohender; sie hatte bereits einen künftigen Kaiser ausersehen, jenen Böhmenkönig Podiebrad, welcher, obgleich ursprünglich ein einfacher Edelmann, sich durch kluge Haltung und Bündnisse mit den bedeutendsten deutschen Fürstenhäusern eine sehr einflußreiche Stellung zu verschaffen wußte, auch vermöge seiner hussitischen Gesinnung und seines entschiedenen Auftretens gegen die Anmaßungen der römischen Curie der Mann war, wie ihn die Fürsten jetzt brauchen konnten. Der Kaiser wäre verloren gewesen, wenn nicht die unermüdete Thätigkeit und Klugheit des Markgrafen ihm Mittel und Wege angegeben hätte, wie er der drohenden Gefahr entgehen könne. Er wußte Mißtrauen und Feindseligkeit unter der Fürstenpartei zu schüren und ihre Thätigkeit dadurch zu lähmen. In Folge der günstigeren Wendung, die nun für den Kaiser herbeigeführt wurde, war es Podiebrad selbst, der denselben vor seinen erbländischen Feinden schützte und zwischen ihm und seinem Bruder Albrecht und den aufständischen Wienern den Frieden vermittelte. Aber da Friedrich, statt sich Podiebrad, wie dieser gehofft hatte, dankbar zu bezeigen, im Gegentheil mit dem Papst gegen den der Ketzerei verdächtigen Böhmenkönig gemeinschaftliche Sache machte, bildete sich eine neue Coalition gegen den Kaiser, der jetzt sogar sein alter Beschützer Albrecht Achilles beitrat. Der Plan, Podiebrad zum römischen König zu machen, wurde wieder aufgenommen; dieser selbst aber, der wegen seines Mißverhältnisses zum Papste nicht hoffen konnte, die allgemeine Anerkennung zu erlangen, hatte diesmal die Krone einem Andern zugedacht, dem burgundischen Herzog Karl dem Kühnen, dem reichsten Fürsten Europa's, der sich bereits ein königliches Gebiet zusammenerobert hatte. Auf einem Reichstag, den der Kaiser, der seit 25 Jahren nicht in das Reich gekommen war, auf den April 1471 nach Regensburg berufen hatte, um über eine große Türkenhülfe und des Reiches Besserung zu berathen, sollte die Sache zur Entscheidung kommen. Mit großer Spannung erwartete man diesen Reichstag, da starb König Podiebrad noch vorher, am 22. März 1471. Damit war die

Opposition des Kurfürstencollegiums gelähmt, es war auf dem Reichstag weder von der Absetzung des Kaisers noch von der Wahl des burgundischen Herzogs mehr die Rede; aber auch für die Reform der Reichsverfassung geschah nichts. Die Vorlagen des Kaisers, der 10,000 Mann Kriegsvolk zur Deckung der Reichsgrenze gegen die Türken, Vorbereitungen zu einem großen Heereszug für das nächste Jahr und den zehnten Pfennig von allem Einkommen im Reich verlangte und dafür einen ganzen, vollkommenen Frieden im Reich zu machen versprach, wurden abgelehnt. Die Fürsten wären wohl willig gewesen, auf des Kaisers Ansinnen einzugehen, aber die Städte, theils aus herkömmlicher Zähigkeit gegenüber allen Geldforderungen, theils aus Mißtrauen gegen die Fürsten, welche die Rüstung und Verfassungsreform nur zu ihrem Vortheil ausgebeutet haben würden, sagten Nein und erklärten, der angesonnene Anschlag sei unerschwinglich. Sie äußerten die Besorgniß, es möchte eine bleibende Besteuerung daraus entstehen, wie in Frankreich. Der Kaiser war aber nicht der Mann, neue Vorschläge, bei denen auch die Städte ihre Wünsche befriedigt gefunden hätten, zu machen und durchzusetzen. So blieb wieder Alles beim Alten.

Zweites Kapitel.

Maximilians Heirath mit Marie von Burgund und seine Regierung in den Niederlanden.

Während das deutsche Reich unter dem Hader der Fürsten und der That- und Machtlosigkeit seines Oberhauptes zerfiel, befestigte sich die Monarchie in den benachbarten Ländern. Frankreich war aus den langen Kriegen mit England mit gestärktem, nationalem Bewußtsein hervorgegangen und Ludwig XI. förderte mit großer Klugheit die Interessen der Nation; in Spanien herrschten Ferdinand und Isabella mit Kraft

und Einsicht; und in den Niederlanden hatte der Herzog Philipp von Burgund aus französischen und deutschen Provinzen eine Herrschaft zusammengebracht, welche nach Reichthum, Macht und fürstlichem Glanz mit den ersten Königreichen wetteifern konnte und unter seinem Sohne Karl dem Kühnen sich zu einer fast ununterbrochenen Ländermasse vom Genfer See an bis zu den Dünen von Gravelingen und den friesischen Marschen ausdehnte. Nur der Königstitel fehlte ihm noch. Mit Karl dem Kühnen beschloß der von den Reichsständen verlassene und mißachtete Kaiser Friedrich, sich zu verständigen und dadurch, wenn auch nicht für das Reich, doch für die Zukunft seines Hauses zu sorgen. Herzog Karl hatte aus seiner Ehe mit Isabelle von Bourbon eine einzige frisch aufblühende Tochter, Maria, den 13. Februar 1457 zu Brüssel geboren, die künftige Erbin der sämmtlichen burgundischen Länder. Diese dachte Kaiser Friedrich seinem zwei Jahre jüngeren Sohne Maximilian zur Gemahlin zu gewinnen: die reichen Niederlande sammt Burgund schienen ihm ein willkommener Ersatz für Böhmen und Ungarn, eine stattliche Hausmacht, auf deren Grundlage gestützt Maximilian einst als ein mächtiger Fürst im Reich auftreten konnte, die auch Sicherung gewährte, wenn das Reich vollends auseinanderfiel oder auf ein anderes Fürstenhaus überging. Schon zu Lebzeiten Herzog Philipps hatte Friedrich einen derartigen Plan gehegt und seinen alten Freund, den Papst Pius II., um seine Vermittlung gebeten; aber die damaligen Verhandlungen hatten zu keinem Ziele geführt. Jetzt, ein Jahrzehent später, kam ihm der Herzog Karl von Burgund, der 1467 die Regierung angetreten hatte, selbst entgegen. Herzog Karl, nach seinem kriegerischen Unternehmungsgeist und seiner Tapferkeit der Kühne genannt, hatte mit dem Hause Oesterreich schon einige Jahre vorher gute Geschäfte gemacht und sich vom Vetter des Kaisers, Erzherzog Sigmund, der eine verschwenderische Wirthschaft führte und zum Krieg mit den Eidgenossen Geld brauchte, gegen eine große Summe die habsburgischen Besitzungen in Schwaben und Elsaß verpfänden lassen. Nun

hatte er auch kürzlich ein Lehen des deutschen Reichs, das Herzogthum Geldern und Zütphen, dessen Herzog gestorben war, theils durch Verpfändung, theils durch Eroberung an sich gebracht und bat den Kaiser um die gesetzliche Belehnung. Diese war jedoch nur ein Anknüpfungspunkt für weitere Vorschläge. Der Kaiser, wünschte er, solle ihm das Reichsvicariat über die Reichslande jenseits des Rheines und den Königstitel dazu verleihen, nach welchem er längst begierig verlangte. Dann, gab er zu verstehen, würde er auch einer Heirath seiner Tochter Maria mit dem Sohne des Kaisers nicht abgeneigt sein. Friedrich fand die Zumuthung Karls zwar etwas stark, aber seine Anerbietungen doch sehr lockend. Nachdem er auf einem Reichstag zu Augsburg im Mai 1473 noch einmal einen Versuch gemacht hatte, eine Türkenhülfe und Reichssteuer zum Kriege gegen den König von Ungarn zu erlangen, und den Reichsständen angezeigt hatte, Karl der Kühne sei im Begriff, das Reichsland Geldern an sich zu reißen, wenn man ihm nicht bewaffneten Widerstand leiste, und auf alle diese Forderungen wieder eine abschlägige Antwort erhalten hatte, nahm er die Verhandlungen mit dem Herzog von Burgund wieder auf und erklärte sich zu der persönlichen Besprechung, welche dieser schon längst gesucht hatte, bereit. Trier wurde zum Ort der Zusammenkunft bestimmt. Karl erschien dort im September 1473 und legte es darauf an, dem Kaiser durch Entwicklung königlicher Pracht recht zu imponiren, er zog ein mit goldener Krone und einem kostbaren, golddurchwirkten Mantel, mit Perlen und Edelsteinen reich besetzt; sein adeliches Gefolge und die große Schaar Reiter und Schützen war in gleichem Verhältniß aufgeputzt, er wollte dem Kaiser ein glänzendes Bild seines Reichthums geben. Auch der Kaiser, der am Michaelistag in Trier einzog, trat mit Pomp auf, aber seine und seines Gefolges weit einfachere Kleidung stach sehr gegen den prunkvollen burgundischen Herzog ab. Auch seinen Sohn, den jetzt vierzehnjährigen Maximilian, hatte er mitgebracht; in schwarzer Kleidung, das goldgelockte Haupt unbedeckt, ritt er auf einem muthigen

braunen Hengst einher und zog die Blicke der Menge durch seine holde Erscheinung auf sich. Der Herzog von Burgund führte ebenfalls seine im Glanz der ersten Jugend strahlende sechszehnjährige Tochter mit sich. Mehrere Wochen waren die Herrschaften beisammen. Prachtvolle Festlichkeiten wechselten mit ernsten Unterhandlungen, bei denen die Erhebung Burgunds zu einem Königreich und die Verlobung Maximilians und Mariens besprochen wurde. Die Belehnung Karls des Kühnen mit dem Herzogthum Geldern wurde mit Feierlichkeit vollzogen, aber das andere Fest, die Königskrönung, auf welche Karl so sicher gerechnet, wozu er schon königlichen Ornat, Krone, Scepter und Reichsapfel mitgebracht hatte, wollte nicht vor sich gehen. Der Kaiser schob die Feierlichkeit immer wieder hinaus. Endlich ward ein Tag dazu anberaumt, aber vor demselben reiste der Kaiser plötzlich ab und ließ dem schmerzlich getäuschten Herzog sagen, Fehden im Erzstift Köln machten seine Gegenwart daselbst nothwendig, übrigens solle das Verabredete in Kraft bleiben und ein andermal ausgeführt werden, er müsse nur vorher die Zustimmung der Fürsten und Kurfürsten einholen. Was diese plötzliche Abreise und Sinnesänderung herbeigeführt, ist nicht aufgeklärt. Sei es, daß das übermüthige Auftreten des Herzogs den Kaiser verletzt hatte, oder daß er eine entschiedene Zusage wegen der Heirath seines Sohnes vor der Krönung erwartet, aber nicht erlangt hatte, sei es, daß Intriguen des Königs von Frankreich, dem Alles daran lag, das Königthum Karls und seine Verbindung mit dem deutschen Reiche zu hindern, Mißtrauen gesät hatten, oder daß von deutschen Kurfürsten gegen die Königswürde des burgundischen Herzogs ein bestimmtes Veto eingelegt war: wir wissen es nicht. Die Berichte der Zeitgenossen geben keinen Aufschluß darüber und wir können nur Vermuthungen hegen. Vielleicht mochten mehrere der angedeuteten Ursachen zusammenwirken. Jedenfalls war durch die plötzliche Abreise Friedrichs die Verbindung des Herzogs von Burgund mit dem Kaiser vorläufig abgebrochen. Karl der Kühne, erbittert über die ihm

widerfahrene Kränkung, zog bald nach dem Tage zu Trier mit einem Heere in die ihm verpfändeten österreichischen Lande, um sich dort als rechtmäßigem Herrscher huldigen zu lassen. Sein Statthalter Peter von Hagenbach übte gegen die Bewohner viele Gewaltthätigkeiten und Bedrückungen aus. Auch am Niederrhein fand er Aufforderung, sich in deutsche Angelegenheiten zu mischen, indem er dem Erzbischof Ruprecht von Köln, einem Bruder des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, in seinen Streitigkeiten mit dem Domkapitel zu Hülfe kam und die Stadt Neuß, die sich gegen den Erzbischof erhoben hatte, belagerte. Die deutschen Fürsten, die früher zur Erhaltung Gelderns so gar nichts hatten thun wollen, aber jetzt von den Eroberungsgelüsten des kühnen Herzogs das Schlimmste fürchteten, drängten zum allgemeinen Vertheidigungskriege gegen ihn. Pfalzgraf Friedrich, Karls Verbündeter, wurde in die Acht und am 27. August 1474 der Reichskrieg gegen Burgund erklärt. Indessen hatte sich auch in den vorderösterreichischen Landen die Bevölkerung gegen die burgundische Herrschaft erhoben, sie trat in ein Bündniß mit den gleichfalls bedrohten Schweizern, der verhaßte Statthalter Peter von Hagenbach wurde gefangen genommen, vom Volksgerichte zum Tode verurtheilt und wirklich auch mit dem Schwerte hingerichtet. Der Kaiser wollte es aber mit dem Kriege gegen Burgund nicht zu weit kommen lassen, er that Einhalt und knüpfte Unterhandlungen an, bei denen man auf die früheren Plane zurückkam. Zwar von dem Königstitel und dem Reichsvicariat konnte bei der Stimmung der deutschen Fürsten nicht die Rede sein, aber die Heirath zwischen Maria und Maximilian wurde beschlossen und die Verlobung angeordnet. Maximilian schrieb an Marie, diese antwortete freundlich und schickte ihm einen Diamantring, auch wurden Bildnisse gewechselt. Eine Chronik meldet, Maria habe das Bild Maximilians, als sie es erhalten, wohl zwanzigmal mit Wonne besehen. Am 17. Juni 1475 wurde der Friede abgeschlossen, mit dem Karl der Kühne wohl zufrieden war, den aber die deutschen Fürsten, die vom Kaiser

dabei im Stiche gelassen worden waren, schmachvoll fanden. Ein geheimes Zugeständniß an den Herzog von Burgund, daß der Kaiser nichts dagegen habe, wenn er Lothringen erobere und seinem Reiche einverleibe, wenn er die Schweizer bekriege und unterwerfe, wurde vermuthet und schien durch den Erfolg bestätigt. Denn wirklich eroberte Herzog Karl Lothringen und griff auch die Schweizer an. Aber an ihnen brach sein bisheriges Kriegsglück, er erlitt zwei furchtbare Niederlagen bei Gransee und bei Murten am 2. März und 22. Juni 1476. Die Eidgenossen verfolgten ihn sogar nach Lothringen und schlugen ihn zum dritten Male bei Nancy am 5. Januar 1477, und hier fand Karl der Kühne seinen Tod.

Nun stand die zwanzigjährige Tochter und Erbin Karls als hilflose Waise da, von inneren Unruhen und äußeren Feinden bedrängt. So glänzend Karl regiert hatte, war er bei seinen Unterthanen doch nicht beliebt, denn er war ihnen ein harter Herr gewesen; er hatte sie nicht nur, um den Aufwand für die beständigen Kriege zu decken, mit schweren Abgaben belastet, sondern auch das anstrebende stolze Bürgerthum mancher alten Freiheiten nnd Privilegien beraubt. Der durch vieljährigen Druck genährte Groll machte sich nun nach des Herzogs Tode Luft, die streitenden Parteien versöhnten sich, um die Wiederherstellung ihrer Privilegien gemeinsam zu fordern. In mehreren Städten, wie Brügge, Brüssel, Antwerpen kam es zu Gewaltthätigkeiten gegen die Steuereinnehmer. Auf der anderen Seite lauerte der eifersüchtige Nachbar, König Ludwig XI. von Frankreich, auf die Gelegenheit, das reiche burgundische Erbe entweder ganz oder stückweise sich anzueignen. Er sandte seine Agenten in die benachbarten niederländischen Provinzen und suchte deren Landstände durch Versprechungen, Bestechungen und Drohungen für sich zu gewinnen. An Maria aber, die, von ihren Hofleuten gedrängt, eine Gesandtschaft an ihn geschickt hatte, um ein friedliches Abkommen mit ihm zu treffen, ließ er das Ansinnen stellen, sie solle sich mit seinem Sohne, einem siebenjährigen kränklichen Jungen, verloben oder, wenn

sie dies wegen seiner Minderjährigkeit nicht wolle, ihm das Herzogthum und die Grafschaft Burgund, sowie die Grafschaften Artois und Boulogne und noch einige Städte an der Saone abtreten und sich verpflichten, daß sie ohne seine, ihres burgundischen Oberlehnsherrn, Einwilligung sich nicht vermählen werde.

Maria war entschlossen, diese zudringlichen Forderungen abzuweisen; aber sie sah wohl ein, daß sie die Zurückweisung nicht ohne Waffengewalt würde durchführen können. Um ihre zum Theil aufständischen Unterthanen zur kriegerischen Vertheidigung zu gewinnen, machte sie ihnen die ausgedehntesten Zugeständnisse in Betreff der Wiederherstellung ihrer Privilegien, so daß sie sich beinahe aller Souveränitätsrechte entäußerte. Sie versprach, ohne Zustimmung ihrer Stände nicht nur keine neuen Auflagen zu fordern, keinen Krieg zu führen, keine Ausländer anzustellen, sondern auch sich nicht ohne ständische Einwilligung zu vermählen. Ebenso bewilligte sie den Gentern, welche sehr roh gegen sie aufgetreten waren, ungeachtet der flehentlichen Fürbitten Maria's ihre vertrauten Räthe ermordet und sie selbst als Gefangene behandelt hatten, die Wiederherstellung aller ihrer früheren Privilegien, welche ihr Vater ihnen entrissen hatte. Die beste Hilfe wäre ein kriegerischer Gemahl gewesen, aber auch in dieser Angelegenheit hatte sie nicht freie Hand. Sie war von zwölf Werbern bestürmt, von denen mehrere in dem Adel der verschiedenen Provinzen ihre Fürsprache hatten. Besonders der kleine französische Prinz hatte am Hofe eine mächtige Partei für sich, und die Wahl des künftigen Prinzgemahls wurde Gegenstand ernstlicher Berathungen. Diesen machte aber die Oberhofmeisterin durch ein derbes Wort gegen den Fürsprecher des französischen Prinzen ein Ende, sie sagte: „Wir brauchen einen Thronerben und haben eine schöne, wackere Fürstin, wohl fähig, Kinder zu bekommen, wir müssen ihr einen Mann, kein Kind zum Gemahl geben.“ Auch hatte Maria im Herzen ihre Wahl getroffen; sie hatte den jungen, schmucken Erzherzog in Trier gesehen, ihr Vater hatte ungeachtet der

Täuschung durch den Kaiser doch einen günstigen Eindruck von Max bewahrt und der Tochter viel Löbliches von dem ritterlichen Kaisersohn erzählt, auch erinnerte sie sich, daß sie ihm ja auf Geheiß ihres Vaters geschrieben und einen Ring geschickt habe. Die niederländischen Stände gaben ihre Zustimmung zu der Heirath; Kaiser Friedrich schickte eine stattliche Werbegesandtschaft, drei Reichsfürsten und seinen Kanzler, und Maria wurde am 26. Mai 1477 einem der kaiserlichen Werber, dem Herzog Ludwig von Baiern als dem Stellvertreter des jungen Erzherzogs, angetraut. Nun erst zog Maximilian selbst in die Niederlande, um seine Braut in Empfang zu nehmen. Kaiser Friedrich hatte den Adel seiner Erblande und des Reiches aufgeboten, um seinem Sohn ein glänzendes Geleite zur Brautfahrt zu geben: sieben Fürsten waren in seinem Gefolge, darunter drei Kurfürsten. Die Stiefmutter Maria's, eine englische Prinzessin Margarethe von York, welche von der großen Sparsamkeit des Kaisers gehört hatte, fürchtete, der Sohn möchte bei seinem Auftreten nicht die Pracht entfalten, die man in den üppigen niederländischen Städten zu sehen gewohnt war, und sandte ihm 100,000 Gulden Reisegeld, damit er es an nichts fehlen lasse. Die Prinzessin selbst schickte ihm zum Empfang zweihundert Reiter mit kostbaren Geschenken entgegen. In den niederländischen Städten, durch welche der Zug kam, wurde er feierlich empfangen, besonders glänzend aber war der Einzug in Gent, welcher am 18. August Abends stattfand. Der Adel ritt festlich gekleidet entgegen, Geistlichkeit und Volk harrte am Thor. Der militärische Staat eröffnete den Festzug, zuerst kamen geharnischte Fußknechte und Leute vom Geschützwesen, auf das Maximilian besonders viel hielt, dann die Vertreter des hohen Adels und die Herolde. Nun folgte Maximilian selbst auf hohem, braunem Hengst, in silberner Rüstung, darüber einen Waffenrock von schwarzem und weißem Sammet. Das Haupt war unbedeckt und zeigte die schönen blonden Locken, die in einen Kranz von Perlen und Edelsteinen gefaßt waren. Auf die Pforte, durch welche Maximilian einzog, waren die

Worte geschrieben: Tu es dux noster, pugna proelium nostrum, omnia quae dixeris nobis faciemus. (Du bist unser Führer, schlage unsere Schlacht, wir werden thun, was du uns befiehlst.) Mit zehn der Vornehmsten aus seinem Geleite ritt Maximilian unter dem Schein der Fackeln, denn es war schon 11 Uhr Abends, zum Palast der Prinzessin, welche ihm mit ihrer Mutter und einer Hofdame entgegenging und bei seinem Anblick auf die Kniee niederfiel, um Gottes Segen anzurufen. Mit den Worten: „Willkommen sei mir, du edles deutsches Blut, nach dem mein Herz so lange sich gesehnt und das ich nun mit Freuden bei mir sehe," empfing Maria ihren Gemahl und umarmte ihn. Alle Anwesenden waren entzückt über das schöne freudige Paar. Am dritten Tag fand die Trauung statt, welche der päpstliche Legat Julianus von Ostia mit großem Pomp in der Kapelle des Schlosses zu Gent verrichtete. Der Erzherzog erschien dabei wie bei der Ankunft mit silbernem Harnisch vom Kopf bis zu den Füßen. Seine Schwiegermutter Margarethe nahm ihn bei der Hand und führte ihn zum Altar, hierauf holte sie die Braut. Diese trug ein weißes Gewand von Damast durch und durch mit Gold gestickt, über demselben einen Mantel von demselben Stoff, mit Hermelin gefüttert. Den Leib umschloß ein Gürtel von Gold mit köstlichen Edelsteinen besetzt, ein reicher Beutel hing von demselben herunter. Ihren Kopf zierte die Krone von Burgund, an welcher die seltensten Edelsteine angebracht waren. Das kastanienbraune Haar hing in großen Locken geringelt über den blendend weißen Nacken. Das Paar kniete vor dem Legaten nieder, der zuerst des Erzherzogs Hand ergriff und den Ring, den dieser anhatte, an den Finger der Prinzessin steckte, wozu Maximilian sprach: „Mit diesem Ringe gebe ich meine männliche Treue." Hierauf steckte er dem Bräutigam den Ring Mariens an den Mittelfinger, wobei Maria sagte: „Mit diesem Ring gelobe ich Euch Treue und Liebe und alles das zu halten, was zwischen Eurem Vater und dem meinigen einst verabredet worden ist in Bezug auf meine Länder und Provinzen." Und nun gab der Prinz

seiner Braut ein Stück Goldes, welches sie in ihren Beutel steckte. Hierauf folgte die Messe; bei der Opferung reichte der Legat den Vermählten die Hostienschale, beim Vaterunser segnete er sie wiederholt, beim „Friede sei mit euch" küßte er den Herzog auf die Wange, dieser aber seine Braut, hierauf genossen sie das heilige Abendmahl.

Der kirchlichen Feier folgten Gastmähler, Ritterspiele und Tänze, wobei mit französischen und deutschen Weisen abgewechselt wurde. Mehrere Tag lang dauerten diese Festlichkeiten. Den Schluß machte ein Hochamt, dem das neue Paar mit seinem Gefolge beiwohnte, und nach dessen Beendigung leistete Maximilian den Eid auf die Freiheiten und Rechte des Landes. Nach einigen Tagen Rast zog die ganze Hochzeitsgesellschaft nach Brügge, wo das eigentliche Beilager gefeiert werden sollte und eine neue Reihe von Feierlichkeiten durchgemacht werden mußte. Von Brügge zog man nach Antwerpen, wo sich Empfangsfeierlichkeit, Huldigung und Beschwörung der Rechte wiederholte.

Maximilian war nun durch seine Heirath in das große Erbe des burgundischen Reiches eingetreten. Das eigentliche Stammland war das unter französischer Lehensoberhoheit stehende Herzogthum Burgund, das der König von Frankreich allerdings als erledigtes Lehen mit Recht für sich in Anspruch nehmen konnte. Mit dem Herzogthum Burgund war aber auch die westlich daran grenzende Freigrafschaft Burgund verbunden, Franche comté genannt, welche, vor einem Jahrhundert durch Erbschaft an Margarethe von Flandern übergegangen, mit dieser durch Heirath an den Stifter des neuburgundischen Hauses, Philipp den Kühnen, gekommen und ein Lehen des deutschen Reiches war. Das Hauptland aber, worauf eigentlich die Macht und der Reichthum des burgundischen Reiches beruhte, waren die Niederlande, welche im Laufe des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts allmälich durch Heirath, Kauf und Erorberung in den Besitz von Burgund gelangt waren. Das ganze Gebiet der jetzigen Königreiche Belgien und Holland

und dazu noch die französische Grafschaft Artois und das ebenfalls französische Südflandern gehörten dazu. Noch wichtiger aber, als die Ausdehnung des Landes, war dessen Reichthum und Productionskraft. Die Niederlande waren damals der Sitz des Welthandels, sie sendeten ihre Schiffe in alle Meere, sie betrieben eine ausgedehnte Fabrikthätigkeit, auch ihre Landwirthschaft stand auf einer hohen Stufe. Mit außerordentlicher Fruchtbarkeit des Bodens verband sich eine gesteigerte Cultur, besonders berühmt war der Flachs und die daraus verfertigte Leinwand. Auch die Viehzucht brachte großen Gewinn. Am meisten ragte Flandern hervor mit seinen großen Städten Gent und Brügge. Gent in Ostflandern, am Zusammenfluß der Lys und Schelde, eine Stadt von anderthalb deutschen Meilen im Umfang, die 16,000 waffenfähige Männer in's Feld stellen konnte, hatte sehr umfassende Wollenwebereien, deren Ertrag große Ueppigkeit und Bürgerstolz erzeugt hatte. Gents Nebenbuhlerin Brügge, fünf Meilen vom Meere gelegen, durch einen großen Kanal mit demselben in Verbindung gesetzt, war Sitz des Handels und voll von großartigen Palästen, in welchen die Kaufherren, unter denen es welche gab, die fünf bis sechs Millionen Gulden im Vermögen hatten, mit fürstlicher Pracht wohnten. In Brabant, einem ebenfalls reich gesegneten Lande, ragten die Städte Löwen und Brüssel hervor; erstere hatte ebenfalls berühmte Webereien, man zählte gegen 4000 Weber, deren jeder 30 bis 40 Menschen beschäftigte. Brüssel glänzte durch seine Spitzen- und Tapetenfabrication. Mecheln hatte neben ausgedehnter Tucherzeugung auch großartige Handelsverbindungen, besonders mit dem Orient. Antwerpen war eben damals im Aufschwung zum Welthandel begriffen. In den nördlichen Provinzen, in Holland und Seeland, hatte der Ertrag der Schifffahrt, des Häringsfangs, der gesteigerten Landwirthschaft große Wohlhabenheit verbreitet.

So waren die Niederlande nächst Italien wohl das reichste, durch Handelsverkehr und Gewerbthätigkeit blühendste Land Europa's, und dem Fürsten, welcher dieses Land beherrschte

und seine Steuerkraft zu nützen wußte, standen unerschöpfliche Quellen der Macht zu Gebot. Aber diese Quellen auszubeuten war nicht so leicht. Denn die reichen Kaufherren und Fabrikanten und der begüterte Adel des Landes fühlten ihre Macht, sie waren stolz und übermüthig und wollten sich von einem Fürsten, dem sie an Reichthum überlegen waren, nicht viel gefallen lassen. Sie gaben ihrem Herrn, soviel ihnen gut dünkte, und wollten bei der Regierung, bei Krieg und Frieden auch ein Wort mitsprechen. Schon dadurch war der Regent in der Ausübung seiner Gewalt sehr gehemmt; dazu kam auch noch, daß die vielen Landschaften nicht durch eine gemeinsame Verwaltung zu einem Ganzen vereinigt waren, sondern jede Provinz ihre eigene Verfassung, ihre besondern Rechte und Freiheiten hatte, welche die Souveränitätsrechte des Fürsten oft sehr beschränkten und auf deren Erhaltung die Städte und der Adel mit großer Eifersucht hielten. Herzog Karl der Kühne hatte einen Anfang der Centralisirung versucht und einen allgemeinen Staatsrath in Mecheln eingesetzt, um eine größere Einheit der Regierung anzubahnen; aber eben dies hatte böses Blut gemacht, der allgemeine Staatsrath war eine Hauptbeschwerde, welche die Stände nach dem Tode Karls gegen die Regentin vorbrachten. So hatte Maximilian mit dem Erbe Burgunds nicht nur ein schönes, an Mitteln der Macht und des Lebensgenusses reiches Land, sondern auch eine sehr schwierige Aufgabe der Staatskunst übernommen, der seine Einsicht und Erfahrung vielleicht nicht gewachsen war, und die dadurch um so schwieriger wurde, daß er gleichzeitig auch noch mit äußeren Feinden zu kämpfen hatte.

An Maria selbst hatte er einen Schatz gewonnen, der dem Reichthum des zugebrachten Erbes nicht nachstand und sich seinem Willen weit freudiger unterwarf, als die stolzen Bürger Flanderns. Sie wird von den Zeitgenossen wegen ihrer geistigen und sittlichen Vorzüge, sowie wegen ihrer äußeren Erscheinung hoch gerühmt. Mit Liebenswürdigkeit und Anmuth verband sie einen lebhaften Geist, eine ungewöhnliche Bildung,

und wußte sich in den Staatsgeschäften, die sich ihr aufdrängten, mit Verständniß und Charakter zurechtzufinden. Durch Erziehung und Schicksale hatte ihr Geist eine frühzeitige Reife erhalten, dabei war sie aber keineswegs herrschsüchtig geworden, sondern ordnete sich dem Rathe kluger Staatsmänner und den Wünschen ihres Gatten bescheiden unter. Sie fand wie ihr Gemahl an Sagen, Chroniken und Geschichtsbüchern Geschmack. Auch an körperlicher Gewandtheit war sie ihm ebenbürtig, sie wußte ihren Zelter trotz dem geübtesten Ritter zu tummeln; als die Werbegesandtschaft für Maximilian nach Gent kam, ritt Maria ihr entgegen und die Herren waren erstaunt über den Anstand, mit dem sie zu Pferde saß und den Zügel hielt. Sie theilte mit ihrem Gemahl die Liebhaberei für Jagd und Ritterspiel, auch war sie eine gewandte Schlittschuhläuferin. Ihr Gesicht war nicht eigentlich schön, ihr Kinn war etwas länglich und ihr Mund etwas zu groß, aber sie hatte lebhafte, feurige Augen, ihr Wuchs war schlank und von ebenmäßiger Fülle, und ihr ganzes Aeußere machte durch Frische und Anmuth einen sehr günstigen Eindruck. Ihre Kleidung war in der Regel einfach; nach flämischer Art sah man ihr Haupt entweder durch eine Art Turban oder durch einen Halbhelm geschmückt, oder sie hatte das Haar zierlich in eine Hauptflechte zusammengebunden und durch eine Spindel befestigt, ein langer weißer Schleier wehte von derselben bis auf die Hüfte herab. Eine reiche Perlenschnur hing gewöhnlich um ihren Hals. Wenn sie zu Pferde stieg, wenn sie auf die Jagd ritt, wählte sie am liebsten die Amazonentracht. Ihrem Gemahl war sie in inniger Liebe zugethan, sie begleitete ihn, wo sie konnte, auf seinen Reisen durch das Land, zu Huldigung und Bestätigung der Privilegien; bei feierlichen Gelegenheiten erschien sie wohl auch an seiner Seite im Staatsrath und sprach auch gelegentlich ein scherzhaftes oder ernst mahnendes Wort mit. Sie bemühte sich, ihren Gemahl mit den Sitten und Gewohnheiten seiner neuen Heimath bekannt zu machen, sie lehrte ihn Französisch, was die burgundische Hofsprache war, wogegen er sie im Deut-

schen unterrichtete. Von einer Dame des Hofes, der Frau von Ravenstein, lernte er Flämisch, was in Gent und Brügge nicht nur die Volks-, sondern auch die Geschäftssprache war. Seine Schwiegermutter Margarethe lehrte ihn Englisch. So fehlte es am Hofe nicht an Unterhaltung und geistiger Anregung.

Freilich blieb dem jungen Ehemann nicht viel Zeit zum ruhigen Genuß des häuslichen Glückes. Schon von Anfang an war seine Regierung in den Niederlanden eine sehr bewegte. Nach zwei Seiten hin hatte er seine Herrschaft zu vertheidigen. Einmal gegen König Ludwig XI. von Frankreich, der allerdings ein großes Interesse daran hatte, keinen mächtigen Staat an seinen Grenzen aufkommen zu lassen. Da er das burgundische Reich nicht ganz beerben konnte, ging seine Politik dahin, wenigstens soviel als möglich sich davon anzueignen und dem Nachbar so wenig als möglich Ruhe zu gönnen. Aber ebensoviel wie dieser äußere Feind machten dem Erzherzog die inneren Gegner, die Opposition in den Niederlanden selbst zu schaffen. Da waren einmal die Flamänder, welche zwar in ihrer Mehrheit den Verlockungen der Franzosen, französisch zu werden, kein Gehör gaben, aber auch nicht österreichisch werden wollten und die äußere Bedrängniß der Regierung benützten, um eine Erweiterung ihrer Rechte und Freiheiten durchzusetzen. Auch war ihnen wegen ihrer Gewerbsthätigkeit und ihres Handels sehr daran gelegen, daß der Krieg mit Frankreich bald wieder aufhöre. In den nördlichen Niederlanden bekämpften einander die Parteien der Hoeks und Kabliaus auf Leben und Tod, und jede erwartete und verlangte, daß der neue Regent auf ihre Seite trete. Sich über die Parteien zu stellen, war, wie Maximilian sich bei näherer Einsicht in die Verhältnisse bald überzeugte, nicht wohl thunlich, er entschied sich daher, wie uns scheint, in richtiger Politik für die Kabliaus, zu welchen die Städte und die Mehrheit des Volkes hielten. Dadurch verfeindete er sich aber mit den Hoeks, die hauptsächlich aus dem hohen und alten Adel bestanden. Eine dritte Gruppe innerer Gegner bildeten die Bewohner der von Karl dem Kühnen

neu erworbenen Provinz Geldern. Sie hatte unter Herzog Karl die burgundische Herrschaft sich gefallen lassen, aber nach seinem Tode wollten die dortigen Stände einen Sprößling des alten Fürstenhauses wieder zu ihrem Landesherrn haben und forderten, daß man ihnen die Kinder des im Kampf gegen die Franzosen gefallenen Herzogs Adolf von Geldern, deren Vater das Land an Karl den Kühnen verpfändet hatte, und die am burgundischen Hof erzogen wurden, herausgebe, was Maximilian aber verweigerte.

König Ludwig hatte den Kampf gegen Maria schon vor ihrer Heirath mit Maximilian begonnen, er hatte nicht nur sogleich nach dem Tode Karls des Herzogthums Burgund sich bemächtigt, sondern war auch im Mai in die Provinz Hennegau eingefallen, hatte dort mehrere Städte erobert und versucht, im südwestlichen Flandern durch Bestechungen und Versprechungen Anhang zu gewinnen und gegen die Herrschaft Maria's Umtriebe zu machen. Er hatte jedoch nur geringen Erfolg, da die Franzosen, deren er sich als seiner Werkzeuge bediente, sich übermüthig betrugen und bei den Flamändern verhaßt machten. Da er Zeit zu neuen Rüstungen gewinnen wollte, schloß er drei Wochen nach der Hochzeit Maria's einen Waffenstillstand mit Maximilian auf unbestimmte Zeit. Maximilian suchte nun durch weitere Unterhandlungen zu einem definitiven Frieden zu gelangen, Ludwig aber gab kein Gehör, wollte die gemachten Eroberungen nicht herausgeben, erneuerte vielmehr im folgenden Frühjahr die Feindseligkeiten. Es gelang ihm, die Festung Condé durch Verrath zu gewinnen und einige andere befestigte Schlösser zur Uebergabe zu nöthigen. Als aber nun der flandrische Adel sich eifrig zum Kriege rüstete und Maximilian bei Arras ein größeres Heer zusammenzog, um einen Hauptschlag auszuführen, wichen die Franzosen zurück, um so mehr, da auch Kaiser Friedrich mit einem Reichskriege drohte und der König Ferdinand von Castilien, mit welchem Maximilian ein Bündniß geschlossen hatte, Frankreich den Krieg ankündigte, wenn es den Niederlanden nicht Ruhe

gönne. So suchte Ludwig Unterhandlungen, und es wurde am 11. Juli 1478 zu Brügge ein Waffenstillstand abgeschlossen, in welchem der König versprach, die Stadt Cambray, damals noch Camerich genannt, wieder an das deutsche Reich und die Eroberungen in der Grafschaft Burgund und Hennegau binnen Monatsfrist zurückzugeben. Diese Friedenspräliminarien wurden in den Niederlanden um so freudiger aufgenommen, als Maria kurz vorher, am 23. Juni, zu Brügge einen Sohn geboren hatte, der mit großem Pomp getauft und seinem Großvater, Herzog Philipp dem Gütigen nach, Philipp genannt wurde. Der Friede und die Geburt eines einheimischen Thronerben wurden in vereinigten Festen gefeiert. König Ludwig aber zögerte, seinem Versprechen nachzukommen und die gemachten Eroberungen herauszugeben, suchte vielmehr durch allerhand Ausflüchte und freche Zumuthungen seinen Verpflichtungen zu entgehen. So ließ er den verstorbenen Herzog von Burgund vom Pariser Parlament der Felonie (des Bruchs der Lehenstreue) anklagen und Maximilian und Marie vorladen, den Angeklagten und sich selbst zu vertheidigen. Im Frühjahr 1479 wurde der Krieg ernstlich erneuert. An der niederländischen Grenze ließ Maximilian angreifen, während die Franzosen im Süden in die Grafschaft Burgund einrückten und deren Hauptstadt Dole und einige andere Städte eroberten. Maximilian zog niederländische, deutsche und burgundische Truppen zu einem großen Heere von 28,000 Mann zusammen und rückte damit vor die von den Franzosen besetzte Stadt Terouane in Artois, in der Nähe von St. Omer, und es kam nun am 7. August 1479, eine Meile vor der Stadt, auf dem Hügel Guinegate zu einer mörderischen Schlacht. Maximilian selbst ordnete sie an; er hatte zwei tüchtige Führer zur Seite, den Grafen von Romont, welcher die flämingischen Schützen, und Graf Engelbert von Nassau, der die deutschen Landsknechte befehligte, er selbst umgab sich mit einer auserlesenen Schaar von 150 Lanzenträgern. Mehrmals schwankte der Erfolg des muthig und glücklich begonnenen Kampfes, bereits war die niederlän-

dische Reiterei von der französischen zum Weichen gebracht und die Franzosen hatten das Geschütz und die Kriegskasse erbeutet, da führte Maximilian selbst das Fußvolk noch einmal gegen die Feinde, Graf Romont stürzte sich mit seiner Reiterschaar wie in Verzweiflung auf die Franzosen, die nun, auf allen Punkten geworfen, in verschiedenen Richtungen flohen und von Flämingern und Deutschen bis an die Thore der benachbarten Städte verfolgt wurden. 9000 Franzosen und 4000 Erzherzogliche sollen in dem sechsstündigen Kampfe geblieben sein. Maximilian hatte einen glänzenden Sieg errungen und, dreimal in großer Lebensgefahr schwebend, den Ruhm persönlicher Tapferkeit davongetragen. Seine Gemahlin, die in großer Angst zu Gent seiner harrte und zu der schon das Gerücht gedrungen war, daß das Geschütz und die Kasse verloren und Maximilian selbst gefallen sei, war außer sich vor Freude über den glücklichen Ausgang der Schlacht. Sie eilte mit dem kleinen Sohn ihrem Gemahl entgegen, der entzückt das Kind auf den Arm nahm und unter dem Jubel des Volks mit ihm in die Stadt einritt. Maria ordnete in den Städten des Landes Siegesfeste an und traf selbst Anstalten zur Unterhaltung und Ergänzung der Streitmacht. Auch die Genter waren voll Freude über ihren siegreichen Erzherzog und boten ihm, so wenig sie auch sonst Lust am Kriege hatten, 14,000 Kronen zu kräftiger Fortsetzung desselben an. An dieser aber fehlte es nun; über den Siegesfesten versäumte man die rasche Verfolgung des Sieges, man zersplitterte die Kraft in kleinen Raubzügen und Städtebelagerungen. König Ludwig aber legte sich, da er im Felde seines unterschätzten Gegners nicht Meister werden konnte, auf die Künste des kleinen Krieges, der Wühlerei und Bestechung. Es gelang ihm, einige Hauptleute des Erzherzogs demselben abspenstig zu machen, unter Andern seinen obersten Feldzeugmeister Hans Koppenoll, der, vielleicht von Maximilian nicht nach seinen Ansprüchen belohnt und geehrt, sich auf die Seite seiner Gegner stellte und in Gent ein Führer der Widerstandspartei ward. Bald wurden Klagen laut, daß

der Krieg ohne erhebliches Resultat immer noch fortdaure, man sprach von Verweigerung weiterer Kriegssteuern, machte dem Hofe Vorwürfe, daß er zu viel Aufwand mache, und drang darauf, dem Erzherzog ein gewisses Jahrgeld auszusetzen, das nicht überschritten werden dürfe.

In Nordholland, wo sich Maximilian, wie oben erwähnt, für die Kabliaus erklärt hatte, die ihm vertrauensvoll entgegengekommen waren und ihm jährlich 80,000 Philippsthaler auf acht Jahre zum Krieg gegen Frankreich verwilligt hatten, brach die Fehde mit den Hoeks in erneuter Heftigkeit aus. Maximilian schritt mit großer Strenge ein, er ließ in Leyden, wo die Hoeks eine Reaction versucht hatten, sechs Rädelsführer hinrichten, in Dortrecht zwei; andere wurden nach Einziehung ihrer Güter verbannt. Diese Strenge vermochte jedoch nicht Ruhe zu schaffen, sie erbitterte nur. Die verbannten Hoeks versammelten sich nun in Utrecht, das sich gegen die Herrschaft des Bischofs David empört hatte, und von wo aus mehrere Jahre lang ein blutiger, schonungsloser Krieg gegen Maximilian geführt wurde.

Geldern, wo ihm die Bewohner die Anerkennung als Landesherzog verweigert hatten, zwang er durch Waffengewalt, ihm und seiner Gemahlin zu huldigen. Die Stadt Venloo, die sich besonders hartnäckig zeigte, ließ er mit Kanonen beschießen, die er, aufgebracht darüber, daß ihn sogar die Knaben mit Schimpfreden höhnten, eigenhändig aufpflanzte. Nachdem ein Theil der Mauer gefallen war, ergaben sich die Bürger auf Gnade und Ungnade.

Unter all dem Kriegslärmen gab es doch auch kurze Zeiten, wo Maximilian dem heiteren Verkehre mit seiner Gemahlin lebte, wo er mit ihr Turniere veranstaltete oder Jagdpartieen machte. Wenn Maximilian im Felde war, so begleitete sie ihn in Gedanken und ließ sich häufig Nachricht von ihm geben, schrieb auch wohl an einen der älteren Offiziere des Heeres und bat ihn, den jugendlich kühnen, wagehalsigen Ritter unter treue wachsame Hut zu nehmen und Acht zu

haben, daß er sich nicht tollkühn der Gefahr aussetze. Kehrte er von einer kriegerischen Unternehmung in die Heimath zurück, so war dies ein Freudenfest für sie. Mit besonderer Sehnsucht erwartete sie ihn im Frühjahr 1482 zu Brügge, wo sie einige Wochen mit ihm zubringen wollte. Mit größter Zärtlichkeit empfing sie ihn, aber konnte sich einer gewissen Schwermuth, von der sie in der letzten Zeit öfters heimgesucht war, nicht erwehren. Von dem wiedergekehrten Gemahl um den Grund ihrer Traurigkeit gefragt, erwiderte sie: „Mir fehlt nichts; wir wollen fröhlich sein und morgen zusammen auf die Jagd reiten, denn es dürstet mich nach dem Freien." Maximilian ging darauf ein und ließ eine Jagdpartie veranstalten, obgleich einer der Hofleute vorsorglich gewarnt hatte, da Maria sich im Stande guter Hoffnung befand. Fröhlich wurde des anderen Morgens ausgeritten, Maria voran eröffnete die Falkenjagd, mehrere Reiher wurden gefangen; Maria war guter Dinge und ritt immer rascher zu, da sie auf einem Baum einen Reiher von seltener Größe sah, nach dem sie ihren Falken steigen ließ. Sie trieb ihr Pferd an, um über Graben zu setzen. Das Thier scheute, der Sattelgurt zerriß; die Reiterin stürzte herab auf einen Baumstrunk, das Pferd fiel selbst auf sie. Auf ihren Hilferuf eilte das Gefolge rasch herbei; es fand sich, daß sie eine starke Quetschung erlitten, daß sie einige Rippen gebrochen hatte, die schlimmste Verletzung aber, die einen starken Blutverlust verursacht hatte, verschwieg sie aus Schamhaftigkeit. Sie wurde schnell nach Brügge gebracht, wo sie bald fühlte, daß ihr Leben auf dem Spiele stehe. Maximilian war in Verzweiflung und verwünschte die Jagdpartie. Maria tröstete ihn; sie bat, die Ritter vom Vließe zu ihr zu rufen. Maximilian willfahrte ihrem Wunsch; als er mit den Rittern zu ihr eintrat und sie fragte, wie es mit ihr stehe, erwiderte sie: „Es steht schlecht mit mir, ich fühle, daß wir scheiden müssen." An die Herren vom Vließe aber richtete sie die dringende Bitte, dem Herzog die Treue zu bewahren, die sie ihm geschworen, und ihn in

seiner Noth nicht zu verlassen. Sie verbarg sich die Gefahr nicht, die für ihren Gemahl, ihre Kinder und das Land aus dem Kriege gegen Frankreich und aus der Stimmung der Niederlande entstehen konnte. Maximilian war untröstlich und zerfloß in Thränen, so daß Maria ihn bat, lieber sich zu entfernen, es werde so besser für sie beide sein. Sie selbst konnte sich nicht enthalten, über das frühe Ende ihres jungen Lebens zu jammern und sich als die Urheberin ihres Unglücks anzuklagen, aber sie nahm mit Ergebung und Dank die geistlichen Tröstungen auf, die ihr der Bischof von Dornick spendete, und starb, nachdem sie sich noch zärtlich von Gemahl und Kindern verabschiedet hatte, am 27. März 1482. Maximilian war von tiefem Schmerz ergriffen; als er zum letzten Male die Leiche der theuren Gattin sah, sprach er: „Nie, so lange ich lebe, werde ich dieses traute Weib vergessen." Und so war es auch; noch in späten Jahren konnte er seiner geliebten Maria nicht gedenken, ohne in Thränen und Seufzer auszubrechen und ihren Tod als den Verlust seines Lebensglücks zu betrauern. Sie hinterließ ihm zwei Kinder; eins war ein Sohn, jener Philipp, später der Schöne genannt, Erzherzog der Niederlande, durch seine Heirath mit einer spanischen Prinzessin Thronerbe des Königreichs Spanien, und eine Tochter Margarethe, nach ihres Bruders frühem Tod nachmals als Statthalterin ihres Neffen Karl des V. die vieljährige weise Regentin der Niederlande.

Der Tod seiner Gemahlin war für Maximilian auch in politischer Beziehung ein großes Unglück. Maria war das Band gewesen, das ihn mit den Niederlanden verknüpft hatte; sie war die angestammte Fürstin, und um ihretwillen wurde auch der von ihr geliebte Gemahl geehrt. Nach ihrem Tode war er nur der Fremdling, den wieder zu entfernen das Ziel der flämischen Politik war. Nach dem Ehevertrag war nicht Maximilian, sondern sein und Marias Sohn Philipp der Erbe der Niederlande und Maximilian konnte nur Anspruch auf die Führung der Vormundschaft machen. Er wurde auch in den nördlichen Provinzen, namentlich da, wo die Kabliaus

die Herrschaft hatten, ohne Anstand als vormundschaftlicher Regent anerkannt, aber die Fläminger, besonders die Genter, weigerten sich hartnäckig und bestanden darauf, es müsse eine vormundschaftliche Regierung von den Ständen eingesetzt werden. Sie hofften damit die Einverleibung der Niederlande in die Masse der habsburgischen Besitzungen zu verhindern und glaubten durch diese Sonderstellung um so eher die Erhaltung ihrer Privilegien und Freiheiten zu sichern. Denn sie wollten auch nicht mit den übrigen Niederlanden, weder mit den romanischen noch mit den niederdeutschen und friesischen zusammengeworfen werden. Hierzu kam auch der Einfluß französischer Umtriebe, welche den jetzigen Augenblick für günstig hielten, um Mißtrauen und Empörung gegen Maximilian zu säen und der Handelspolitik der flandrischen Städte bessere Friedensbedingungen abzugewinnen, als von einem kriegslustigen Fürsten zu erwarten waren. Die Städte Gent, Brügge und Ypern, die Hauptvertreter der Opposition gegen Maximilian, brachten es wirklich dahin, daß eine vormundschaftliche Regierung für Flandern eingesetzt wurde, und die Genter gingen sogar so weit, daß sie die beiden Kinder Maria's ihrem Vater entzogen und jenen Vormündern zur Erziehung übergaben. Auch knüpften sie hinter dem Rücken Maximilians Friedensunterhandlungen mit Frankreich an, welche zu einem, den französischen Interessen sehr günstigen, für Maximilian aber höchst kränkenden Frieden führten, der am 23. December 1482 zu Arras geschlossen wurde. Die dem französischen Einfluß überaus zugänglichen Vormünder gingen bereitwillig auf den Plan König Ludwigs ein, vermittelst einer zwischen dem französischen Thronerben, dem Dauphin Karl und der Prinzessin Margarethe einzuleitenden Heirath ein ansehnliches Stück der burgundischen Herrschaft an Frankreich zu bringen. Die Prinzessin Margarethe sollte die Grafschaft Burgund und Artois und noch fünf andere burgundische Herrschaften als Heirathsgut erhalten, und wenn etwa Herzog Philipp ohne Erben stürbe, so sollten sämmtliche Niederlande auf Margarethe und deren Erben übergehen. Als Gegen-

zugeständniß war dann allerdings eingeräumt, daß, im Fall Margarethe ohne Kinder oder noch vor der Ehe sterben würde, jene ihr als Heirathsgut zugedachten Länder an Philipp zurückfallen sollten. Maximilian war zwar sehr entrüstet über diesen Friedensschluß, aber er hatte keine Macht, die Vollziehung desselben zu hindern, und mußte es geschehen lassen, daß seine dreijährige Tochter an den französischen Hof übergeben wurde, um dort als künftige Kronprinzessin erzogen zu werden.

Nicht lange hatte Maximilian Ruhe. Zunächst mußte er in Lüttich einen Aufstand niederschlagen. Dort hatten sich die Bürger, angestiftet und geführt von einem wilden Raufbold, dem Grafen Aremberg (man nannte ihn den Eber vom Ardennenwald), gegen ihren Bischof erhoben, und Maximilian sah sich genöthigt, große Rüstungen zu machen, da die Lüttichter, von Frankreich mit Geld und Mannschaft unterstützt, ein Heer von 17,000 Mann aufstellten. Dieses wurde jedoch von den Leuten des Erzherzogs nach heißem Kampf besiegt und in die Flucht geschlagen, die Lüttichter mußten sich unterwerfen, Maximilian als Herzog von Brabant anerkennen und ihm zur Strafe für den Friedensbruch eine große Geldsumme bezahlen. Auch in Utrecht, wo die Hoeks sich festgesetzt und gegen den Bischof David, einen unehelichen Halbbruder der Maria von Burgund, empört hatten, mußte Maximilian mit Waffengewalt sein Ansehen behaupten. Er belagerte Utrecht und bedrängte die Stadt mit seinem schweren Geschütze so, daß die Bürger sich ergaben. Es kam eine Gesandtschaft derselben barfuß und mit Stricken um den Hals in das erzherzogliche Lager und bat kniefällig um Gnade. Maximilian gewährte diese, die Utrechter mußten jedoch 40,000 Gulden Kriegskosten bezahlen, eine erzherzogliche Besatzung in die Stadt aufnehmen, Bischof David anerkennen und durften den verbannten Hoeks nicht mehr gestatten, ihren Wohnsitz in Utrecht zu nehmen.

Maximilian, überall siegreich, schien nun endlich Ruhe zu bekommen, um so mehr, da auch sein gefährlicher Nachbar Ludwig XI. von Frankreich im April 1483 starb. Aber Frank-

reichs feindselige Politik gegen die habsburgische Macht in den Niederlanden wurde auch unter der neuen Regierung fortgesetzt. Im Namen des körperlich und geistig schwachen, erst vierzehnjährigen Königs Karl VIII., der Maximilians Schwiegersohn werden sollte, herrschte seine thatkräftige Schwester Anna, Gemahlin des Edelmanns Pierre Beaujeu. In Folge französischer Wühlerei entstanden neue Bewegungen in Flandern; in Gent that sich unter Führung des von den Franzosen gewonnenen Hauptmanns Kopenoll eine Pöbelherrschaft auf, die sich sehr trotzig gegen Maximilians Aufforderung zum Gehorsam benahm. Als er mit Waffengewalt einschritt, um die Unterwerfung zu erzwingen, suchten die Empörer Hilfe bei Frankreich, von wo sie auch wirklich Truppen bekamen. Maximilian aber, entrüstet über den Treubruch seines künftigen Schwiegersohnes, zog mit Heeresmacht vor Gent, schlug einen Ausfall, den die Einwohner gemacht, siegreich zurück und verwüstete die Umgegend. Auch nahm er in dem Hafen der Stadt Sluis, wo sich die Aufständischen gesammelt hatten, 40 Schiffe mit Kaufmannsgut weg. Diese Schädigung des Handels machte nun doch Eindruck auf die Fläminger und entleidete ihnen den nutzlosen Aufruhr; auch hatten sie Ursache, mit den französischen Hilfstruppen unzufrieden zu sein, welche sich freche Erpressungen und Plünderungen im Lande erlaubten; man sehnte sich, dieser lästigen Freunde los zu werden. Die Stände von Flandern boten die Hand zum Frieden und ließen durch Gesandte an Maximilian einen Vergleich anbieten, der denn auch im Juni 1485 auf folgende Bedingungen abgeschlossen wurde: die Fläminger erkennen Maximilian als Vormund seines Sohnes an, derselbe darf zu seinem Vater zurückkehren, muß aber bis zu seiner Mündigkeit in den Niederlanden bleiben; die alten Freiheiten werden erhalten, das Vorgefallene wird vergessen und verziehen, die Verbannten werden wieder zurückberufen, zur Entschädigung für die Kriegskosten erhält Maximilian 700,000 Gulden und die Güter der Anführer des Aufstandes. Als Maximilian in Gent einzog,

gingen ihm die Bürger zum Zeichen der Reue in Trauerkleidern und barfuß entgegen und baten um Gnade. Herzog Philipp wurde seinem Vater von einem zahlreichen Gefolge des flandrischen Adels wieder zugeführt, und Maximilian, der ihn seit drei Jahren nicht mehr gesehen hatte, empfing ihn mit großer Rührung.

So hatte nun Maximilian endlich alle seine Gegner besiegt, seine Herrschaft in den Niederlanden schien befestigt und eine neue Epoche für ihn zu beginnen. Er begab sich sofort nach Deutschland, wo sein Vater an ihm eine Stütze für seine gefährlich bedrohte Herrschaft im Reich und in den Erblanden zu finden hoffte.

Drittes Kapitel.

Maximilian wird zum Könige gewählt. Stiftung des schwäbischen Bundes.
1486—1488.

Um dieselbe Zeit, in welcher Maximilian um seine Herrschaft in den Niederlanden zu kämpfen hatte, war sein Vater Kaiser Friedrich aus seinen österreichischen Erblanden vertrieben worden. Sein alter Gegner, König Mathias von Ungarn, kürzlich durch den Tod Mahmuds II. von der Türkengefahr befreit, von Friedrich durch allerhand Mißachtung, namentlich durch Nichtbezahlung der im Frieden von 1477 festgesetzten Summen gereizt, war in Oesterreich eingefallen, das durch Auflösung aller socialen und staatlichen Bande die reife Beute des Eroberers geworden war. Am 1. Juni 1485, kurz vor dem Vergleich von Brügge, welcher dem Erzherzog Maximilian seinen Sohn und die vormundschaftliche Regierung über Flandern wieder zurückgab, war König Mathias als Sieger in Wien eingezogen; ganz Oesterreich bis auf Wienerisch-Neustadt war in seine Gewalt gekommen und Friedrich war aus seinem Lande geflohen, sich tröstend

mit dem Spruche: „Das höchste Glück ist, das unwiderbringlich Verlorene zu vergessen.“ Zunächst hatte er sich nach Tirol zu seinem Vetter Erzherzog Sigismund in Innsbruck gewendet. Von diesem nur kühl aufgenommen, nahm er jetzt seine Zuflucht nach Schwaben, wo er in Reichsstädten und Klöstern Herberge suchte, sich verköstigen ließ und gerne Anlehen und Geldgeschenke annahm. In seinem Unglück verließ ihn jedoch der Humor nicht. Als er am 28. August zu Reutlingen übernachten wollte und der Rath der Stadt sich die Ehre des Besuchs verbat, da man nicht gehörig mit Küche und Wohnung versehen sei, ließ er sich doch nicht abhalten. Als aber seine Pferde bis an den Bauch im Koth gehen mußten, sagte er lächelnd zu seinem Gefolge: „Seht, sind das nicht fromme und getreue Leute? Sie wollten nicht, daß uns Uebles widerführe, denn sie besorgten, wir würden in ihren Gassen versinken.“ Bei der Abreise von der Stadt Hall wurde er, da er wegen eines schlimmen Beines nicht reiten konnte, einen steilen Berg hinauf mit Ochsenvorspann gezogen, da sagte er: „Seht, bei Gott, die Kühe müssen das römische Reich führen.“ In Franken ging er mit Albrecht von Brandenburg zu Rath, was zu thun sei, und beschied auch seinen Sohn Maximilian zu einer Zusammenkunft nach Aachen, die im December 1485 stattfand. Dort besprach er mit ihm seine Plane, zu welchen besonders sein Rath, Graf Hugo von Werdenberg, die Anregung gegeben hatte. Dieser Graf, der aus einem alten schwäbischen Hause am Bodensee stammte, war ein Mann von hervorragender Einsicht und großer Thätigkeit im Feld und daheim und jetzt der gute Genius des Kaisers. Er war es, der ihn auf den Gedanken brachte, in seinem Sohn eine Stütze zu suchen und denselben zunächst zum römischen Könige, d. h. zum Nachfolger im Reiche, wählen zu lassen. Maximilian war jetzt sechsundzwanzig Jahre alt und nicht nur von jugendlicher Kraft und ritterlichem Muth, sondern er war auch durch eine erfahrungsreiche Schule gegangen; er hatte sich als tapferer Kriegsführer erprobt und war eben jetzt über alle seine Feinde Herr geworden, auch glaubte man ihn

durch das Erbe seiner Gemahlin und seiner Kinder im Besitz reicher finanzieller Hilfsmittel. Schon früher war es dem Kaiser nahe gelegt worden, er solle die Reichsgeschäfte seinem Sohn übergeben, aber Friedrich hatte nichts davon wissen wollen, er meinte, Maximilian würde zu leichtsinnig mit dem Geld umgehen und den Neuerungen Vorschub leisten. Jetzt dachte er doch, Maximilian könnte ihm wieder zu seinem Erblande behilflich sein, auch die Reichsfürsten würden gegenüber der freundlichen, populären Art seines Sohnes eher zu Bewilligungen geneigt sein. Graf Hugo warb bei den Reichsfürsten eifrig für Maximilians Wahl, er rühmte ihnen, wie tapfer und muthig er sich gegen die Franzosen und die aufständischen Niederländer benommen habe, wie er aus allen seinen Anfechtungen und Bedrängnissen immer siegreich hervorgegangen sei, er zeigte, wie man an ihm nicht nur einen freundlichen, verständigen und muthigen, sondern auch einen reichen Herrn haben würde. Auch unter den Kurfürsten hatte der junge Maximilian einflußreiche Gönner und Fürsprecher. Der alte Markgraf von Brandenburg, Albrecht, betrieb seine Wahl, weil er in ihr ein Mittel zur Stärkung der kaiserlichen Partei sah. Berthold von Mainz, ein geborener Graf von Henneberg, der seit einem Jahre auf dem erzbischöflichen Stuhle zu Mainz saß, war schon seit längerer Zeit mit Maximilian in freundlichem Verkehr, er hatte ihn mehrmals in den Niederlanden besucht und in dem lebendigen, für neue Ideen empfänglichen Fürsten ein Werkzeug zur Durchführung von lange gehegten und eifrig betriebenen Reformplanen ausersehen. So war es nicht schwer, die Stimmen der Kurfürsten für Maximilian zu gewinnen. Auf den Februar 1486 hatte der Kaiser einen Reichstag nach Frankfurt am Main berufen, wo die Wahl des römischen Königs und noch verschiedene andere Reichsangelegenheiten vorgenommen werden sollten. Schon am 30. Januar zog der Kaiser und der Erzherzog mit großem Gepränge in Frankfurt ein; zahlreich, wie schon lange nicht mehr, wurde die Versammlung besucht. Unter vielen Festlichkeiten wurden die letzten Werbeverhandlun-

gen betrieben. Der Kaiser trug in eigener Person den Kurfürsten sein Anliegen vor. Die Rücksicht auf die Erhaltung oder Wiedererlangung der österreichischen Erblande stellte er als Hauptgrund voran, der ihn bewege, die Wahl zu betreiben, die von seiner Seite eigentlich ein Opfer sei, das er dem Reiche bringe. Ausdrücklich hob er hervor, daß er keinerlei Art Mitregierung beabsichtige, daß des Sohnes Regiment erst nach seinem Tode beginnen dürfe. Am 16. Februar erfolgte die Wahl und zwar einstimmig, obgleich die Könige von Frankreich und Ungarn eifrig dagegen gearbeitet hatten. Während des Actes hatte der Kaiser sich in die Bibliothek der Bartholomäuskirche zurückgezogen; als ihm die erfolgte Wahl gemeldet wurde, hub er, wie Fugger erzählt, mildiglich zu weinen an. Es war ein großer Erfolg, den er erlebt hatte; seit den Tagen der Staufer war es keinem Kaiser mehr gelungen, die Wahl seines Sohnes bei Lebzeiten durchzusetzen.

Am folgenden Tage nach der Wahl ließ der Kaiser die Bitte um Reichshilfe gegen Ungarn vortragen. 34,000 Mann und eine Reichssteuer wurden verlangt. Von je 1000 Fl. Einkommen forderte der Kaiser 4 Gulden. Nicht so bereitwillig, wie auf die Wahl, gingen die Fürsten auf dieses Ansinnen ein. Sie glaubten sich durch den guten Willen, den sie gezeigt, um so mehr berechtigt, die Erfüllung weiterer Wünsche an Bedingungen zu knüpfen; diese waren: Herstellung des Landfriedens, Niedersetzung eines vom Kaiser unabhängigen höchsten Gerichtshofes und Anordnung einer einheitlichen Münze. Zur Bewilligung der angesonnenen Mannschaft erklärten sich die Kurfürsten bereit, jedoch mit dem Vorbehalt, daß sie für die vielen nicht anwesenden Fürsten und Städte keine Zusage geben könnten. In Betreff der Steuer setzten sie die vier Gulden vom Tausend auf einen herab, aber auch diesen wollten sie nur unter den oben genannten Bedingungen bewilligen. Hinsichtlich des Reichsgerichts forderten die Fürsten, daß dasselbe von jeglichem Eingriff des Kaisers und seiner Räthe frei erhalten werden müsse, nur theilweise vom Kaiser besetzt werden dürfe und

zwölf von den Ständen ernannte Beisitzer haben müsse. Die Kurfürsten verhehlten nicht, daß sie sich und ihre Unterthanen von diesem kaiserlichen Gerichte befreit wissen wollten, und daß sie den Städten und dem nichtfürstlichen reichsunmittelbaren Adel keinen Antheil an der Besetzung des Gerichts zugestehen wollten. Zu dem Landfrieden, der gefordert wurde, erklärte sich der Kaiser bereit; es wurde eine frühere Landfriedensordnung auf zehn Jahre erneuert und als Gesetz verkündet, aber keine Anstalt getroffen, eine auf Mitwirkung der Reichsstände beruhende Vollzugsgewalt einzusetzen. Damit blieb auch dieser neue Landfrieden eine blos auf dem Papier vorhandene Ordnung. Die Vorschläge wegen des Reichsgerichts versprach der Kaiser in Erwägung zu ziehen. Für die geforderte Mannschaft und Reichssteuer machte der neugewählte König den vermittelnden Vorschlag, man solle sofort, um 18,000 Mann ins Feld stellen zu können, 500,000 Fl. Reichskriegssteuer vorschießen, von denen er, die Kurfürsten, die Fürsten, die Reichsstädte und die Prälaten, Grafen und Herren insgemein je hunderttausend übernehmen sollten. Das Geld sollte von reichsständischen Commissaren empfangen und verrechnet werden.

Nach beendigtem Reichstag zog der Kaiser mit dem römischen König, den Kurfürsten und zahlreichem Gefolge den Rhein hinab zur Krönung nach Aachen. Am Dienstag nach Quasimodogeniti hielten sie den Einzug in Aachen, der mehrere Stunden dauerte. Die verschiedenen Fürsten traten je mit ihren Landesfarben auf; dem Kaiser voran ritt der Erzbischof von Trier und der Pfalzgraf, mitten dazwischen der Herzog Ernst von Sachsen, das entblößte kaiserliche Schwert tragend, dann der Kaiser selbst in ganz schwarzer Kleidung auf einem Rappen, hierauf der römische König in goldenem Gewand auf einem Schimmel, zur Rechten der Erzbischof von Köln, zur Linken der von Mainz, und endlich das kaiserliche und königliche Gefolge, letzteres in roth mit weiß und blau gekleidet. Während des Zugs wurde Geld ausgeworfen, auch mußte am Thore des Königs Pferd, vermöge des Herkommens, mit fünfundfünfzig Gulden

ausgelöst werden. Am fünften April wurde Maximilian in der Domkirche zu Aachen gekrönt. Von den Fürsten in die Kirche geführt, wurde er dort von den drei Erzbischöfen von Trier, Köln und Mainz empfangen und vor dem Chor auf einen Stuhl gesetzt; neben ihm, nur eine Stufe niedriger, nahmen rechts der Erzbischof von Mainz, links der von Trier Platz, der von Köln stand vor dem Altar. Nachdem der Erzbischof von Köln das Hochamt gehalten, zogen die beiden Bischöfe zur Seite des Königs ihm das Oberkleid aus, worauf er vor dem Altar kniete und die Litanei über ihm gesprochen wurde. Nachdem er aufgestanden, richtete der Erzbischof sechs Fragen an ihn: ob er den christlichen Glauben halten und mit rechten Werken befestigen wolle, ob er der Kirche dienen und ihr ein treuer Bewahrer und Beschirmer sein wolle, ob er das Reich nach Gerechtigkeit regieren, ob er dessen Rechte erhalten und das ungerecht Verlorene wieder beibringen wolle, ob er Armen und Reichen, Witwen und Waisen ein gleicher Richter und gütiger Schirmer sein, ob er Gott dem Vater, dem römischen Bischof und der römischen Kirche die schuldige Unterthänigkeit und Treue bewahren wolle. Auf alles das mußte der König antworten: „Ja, ich will, so mir Gott und alle Heiligen helfen.“ Hierauf richtete der Kurfürst von Köln auch an die Kurfürsten und andere Umstehenden die Frage: „Wollt ihr diesem Fürsten und Regenten unterthänig sein, das Reich getreulich stärken und seiner Gebote und Verbote gewärtig sein?“ Hierauf antworteten die Fürsten „Ja,“ und der König legte sich wieder kreuzweise vor den Altar und empfing vom Erzbischof von Köln den Segen. Nun kniete der König und ließ seine Brust entblößen, der Erzbischof salbte ihm Haupt, Brust und beide Hände, Schultern und Arme. So gesalbt führten ihn die Erzbischöfe von Mainz und Trier in die Sakristei, wo ihn die ältesten Chorherren empfingen, um ihn mit Baumwolle abzutrocknen. Nun wurden die Reichskleinodien Karls des Großen, welche die Stadt Nürnberg geschickt hatte, Alba, Stola, Mütze, Schwert, Reichsapfel und Krone übergeben. Das Schwert

umgürteten ihm die drei geistlichen Kurfürsten, der Erzbischof von Köln steckte ihm den Ring an, gab ihm Scepter und Apfel in die Hand und die drei mit einander setzten ihm die Krone auf. Nachdem solches geschehen, wurde er wieder vor den Altar geführt und gelobte, indem er seine Hände auf denselben legte, er wolle Gesetze, Gerechtigkeit und den Frieden der Kirche halten, seinem Volke vorstehen und des Reiches Gerechtigkeit wahren, wie er das mit Rath der Fürsten und anderer Getreuen am besten vermöge. Darauf wurde er auf Karls des Großen steinernen Stuhl geführt, nahm das Schwert und schlug 200 Fürsten, Grafen und andere Adeliche zu Rittern. Zuletzt nahm der neue König das heilige Abendmahl. Von der Kirche begleitete ihn das ganze fürstliche Gefolge auf das Rathhaus, wo das Krönungsmahl gehalten wurde. Hier gab es wieder besondere Ceremonien. Der Kurfürst von Sachsen ritt auf dem Markt in einen Haufen Hafer, der vor dem Rathhaus aufgehäuft war, so daß er bis an den Bauch des Pferdes ging, füllte dann ein silbernes Maß, strich es mit einem silbernen Streichstab und schüttete dann das volle Maß einem der Umstehenden in den Aermel; alsdann nahm der Reichsmarschall von Pappenheim das silberne Gefäß, den Streichstab und das Pferd, der übrige Hafer aber ward dem Volke preisgegeben. Bei der Mahlzeit selbst saßen der Kaiser und der König auf einer Erhöhung, sieben bis acht Stufen höher, als die kurfürstliche Tafel. Zum Beginn der Mahlzeit verrichteten die drei Erzbischöfe das Tischgebet und nahmen von der Tafel des Kurfürsten von Mainz das königliche Siegel, um es dem König zu überreichen, der es um den Hals hing. Der Kurfürst von der Pfalz begab sich mit dem von Sachsen in die Küche, Beide nahmen da, um das Truchsessenamt anzudeuten, eine verdeckte silberne Schüssel mit einem besonderen Leckerbissen und setzten sie auf den Tisch des Königs. In dem Hofe war ein Weinbrunnen eingerichtet mit drei Röhren, aus welchen Rheinwein floß. In dem Hofe wurde ferner ein Ochs gebraten, in dem Ochsen aber stak ein Schwein, in diesem eine Gans, in dieser

ein Huhn, in diesem endlich ein noch kleinerer Vogel. Von dem Ochsen wurde zuerst dem römischen König ein Stück gereicht, das Uebrige dem Volk überlassen. Unter den Geschenken, welche Maximilian während des Krönungsmahles empfing, war auch ein Korb mit goldenen Eiern bemerkenswerth, welchen die Juden dem römischen König verehrten. Er ließ die Ueberbringer scherzweise festhalten, sie übrigens reichlich bewirthen, und als sie darüber erschraken und fragten, warum man sie denn nicht wieder gehen lassen wolle, sagte der König, solche Hühner, die so köstliche Eier legten, müsse man nicht wieder fliegen lassen, sondern einstellen und wohl halten. Hierauf wurden sie mit Danksagung freundlich entlassen.

Von dem Krönungsfest reiste Maximilian wieder in die Niederlande zurück, wo er in mehreren Städten festlich empfangen wurde. In Herzogenbusch wurde er von der Geistlichkeit und Bürgerschaft eingeholt und erhielt zwei große gemästete Ochsen und zwei Fässer Rheinwein. In Hoesden, wo er eine Streitigkeit zwischen dem Erzbischof und dem Herzog von Cleve beilegte, wurde ihm von beiden Parteien ein schönes Pferd und ein Faß Rheinwein verehrt. In Dordrecht wurde er vom Statthalter von Holland und anderen hohen Beamten mit großen Ehren empfangen. Da Maximilian bei Nacht ankam, hatte man den ganzen Weg von Gorkum bis Dordrecht mit Pechfässern beleuchten lassen, auch wurde ihm ein riesenmäßiger Stör und ein fetter Ochs dargebracht. In Antwerpen, Mecheln, Brüssel wurden ebenfalls zu seinem Empfang Feste veranstaltet und man hätte glauben sollen, es würde nun für Maximilian eine goldene Zeit der niederländischen Herrschaft beginnen.

Der Kaiser hatte seinen Sohn in die Niederlande begleitet. Nach der Rückkehr von dort begann er, einen Reformgedanken, welchen ihm wohl Graf Hugo von Werdenberg an die Hand gegeben und für welchen sich auch Maximilian lebhaft interessirte, mit ungewohnter Energie ins Werk zu setzen. Es war der Versuch, eine auf föderativer Grundlage beruhende

Vollziehungsgewalt zur Handhabung des Landfriedens zu schaffen. Man hatte schon längst die Erfahrung gemacht, daß die gesetzliche Verkündigung der Landfriedensordnung nichts fruchte, so lange keine Vollziehungsgewalt bestehe, die eine ansehnliche und schnell zu beschaffende Heeresmacht zur Verfügung habe. Da man sich längst vergeblich abgemüht hatte, das ganze deutsche Reich für diesen Zweck zu vereinigen, so wollte man es mit einem Theile desselben versuchen, man wollte die Reform der deutschen Reichsverfassung mit einem Kleindeutschland beginnen, das, wenn die Sache glückte, ein Muster für das ganze deutsche Reich, für Großdeutschland, abgeben könnte. Zu dieser Probe schien die Provinz Schwaben und die benachbarten Gebiete des südwestlichen Deutschlands vor anderen geeignet. Hier war kein großer Landesherr, der die dem Reiche gebührende Gewalt an sich gerissen hatte, oder die neu zu schaffende Vollziehungsgewalt in seine Hände spielen konnte; hier bestand, wie Friedrich auf seiner Fluchtreise zu erfahren bekommen hatte, noch eine Anhänglichkeit an Kaiser und Reich; hier war man von alten Zeiten her in das Einungswesen eingeübt; die schwäbischen und fränkischen Reichsstädte waren bis vor Kurzem noch in Bündnissen vereinigt gewesen und noch bestand ein großes Adelsbündniß, die St. Georgengesellschaft, deren Hauptmann eben jener kaiserliche Rath Graf Hugo von Werdenberg war. Dazu kamen noch verschiedene andere Umstände, die einen festeren Zusammenhalt der zahlreichen Herrschaften und Gebiete in Schwaben wünschenswerth machten. Es galt, gegen die immer mehr um sich greifende Landeshoheit des Hauses Wittelsbach, welches auch die österreichischen Vorlande bedrohte, einen Damm aufzuführen. Der Herzog Albrecht von Baiern-München, der des Kaisers Tochter Kunigunde entführt und gegen ihres Vaters Willen geheirathet, hatte sich durch einen Gewaltstreich der Reichsstadt Regensburg bemächtigt und den verschuldeten kinderlosen Erzherzog Sigismund beredet, ihm gegen eine vorgestreckte Summe die Landvogtei Schwaben und die Grafschaft Tirol und Vorarlberg zu vermachen.

Herzog Georg von Baiern-Landshut, der Reiche genannt, hatte ebenfalls mehrere schwäbische Herrschaften durch Kauf, Pfandschaft und Vormundschaft an sich gebracht und lauerte nur auf Gelegenheit, noch weitere schwäbische Gebiete auf diese Art zu erwerben. Auch von der Schweiz her drohte dem Bestand des habsburgischen Gebietes Gefahr. Das Beispiel der schweizerischen Eidgenossenschaft, welche sich von der habsburgischen Herrschaft losgemacht hatte und auch gegenüber dem Reiche eine Ausnahmestellung erstrebte, konnte auf die schwäbischen Reichsstädte, die mit den schweizerischen seit längerer Zeit in Einungen waren, ansteckend wirken. Die Erneuerung des schwäbischen Städtebundes und dessen Aufnahme in einen allgemeinen schwäbischen Gesammtbund konnte vielleicht auch die schweizerischen Städte wieder herüberziehen.

Schon im Jahr 1466 war auf einem Reichstag zu Nürnberg bei einer Besprechung über die Form einer wirksamen Landfriedensverfassung der Gedanke aufgetaucht, zuerst mit einer Landschaft den Anfang zu machen. Aber die Sache blieb liegen, weil Niemand die Ausführung mit Energie betrieb. Jetzt, nach zwanzig Jahren, nahm man jenen Plan wieder auf. Kaiser Friedrich, der den zähen Ständen einige Verwilligungen zum Krieg gegen Ungarn abgerungen hatte und mit neuen Forderungen zur Verbesserung des Landfriedens bestürmt worden war, erließ unter dem 26. Juni 1487 aus Nürnberg ein Mandat an die St. Georgengesellschaft und die schwäbischen Reichsstädte, worin er sie auf Donnerstag nach Jacobi zu einer Versammlung nach Eßlingen einlud, um hier zu berathen und zu beschließen, wie sie beim Kaiser, als ihrem rechten Herrn, dem h. Reich und ihren Freiheiten und Privilegien bleiben und dem Kaiser dienen mögen. Am 26. Juli fanden sich Bevollmächtigte der Städte und der Georgenritter in Eßlingen ein; als Vertreter des Kaisers erschien Graf Hugo und eröffnete der Versammlung, der Kaiser habe sie berufen, um den Frankfurter Landfrieden auch im Lande Schwaben, das dem Kaiser unmittelbar unterworfen und dessen ordentlicher und natürlicher

Herr er also sei, aufzurichten. Sie sollten daher miteinander berathen, wie ein geordneter Friede im Lande herzustellen sei. Zugleich legte er ihnen den Plan einer engeren Bundesverfassung vor. Die anwesenden Stände waren überrascht, sie sahen, daß der Kaiser etwas Besonderes bezwecke, waren aber eben darum nicht ohne Mißtrauen. Sie sprachen zwar ihren Dank aus, meinten, das Fürnehmen werde dem Reich zu Gut, Nutz und Nothdurft gereichen, aber zu einer bestimmten Zusage seien sie nicht mit Vollmacht versehen. Doch wurde ein Ausschuß gewählt, um den Plan in ernstliche Berathung zu ziehen, und eine neue Versammlung auf Bartholomäi verabredet. Diese hatte zwar auch noch kein bestimmtes Resultat, man hielt Berathungen, der Kaiser erließ Mandate, aber erst auf einer Versammlung in Eßlingen an Lichtmesse 1488 erklärten die meisten schwäbischen Städte und die Georgengesellschaft ihre Bereitwilligkeit zum Beitritt, und am St. Valentinstag, den 14. Februar, war die Sache endlich so weit, daß die Wahl der Bundeshauptleute und Räthe und die Ausstellung der Einungsbriefe angeordnet werden konnte. Die ursprünglichen Mitglieder waren nun: die St. Georgengesellschaft und damit der größte Theil des schwäbischen Adels; 22 schwäbische Reichsstädte, worunter die bedeutendsten Ulm, Eßlingen, Reutlingen; der Erzherzog Sigmund von Tirol und Vorderösterreich, der Graf Eberhard im Bart von Würtemberg, einer der einsichtsvollsten und angesehensten unter den damaligen Fürsten Deutschlands. Jede dieser vier Gruppen des Bundes sollte beim ersten Aufgebot 3000 Mann zu Fuß und 300 zu Roß stellen, so daß das Bundesheer 12,000 Fußknechte und 1200 Reiter betrug, eine nach damaligen Verhältnissen schon ganz ansehnliche Heeresmacht. Bei einem zweiten Aufgebot sollte jeder Theil die Hälfte seines Anschlags weiter geben, bei dem dritten aber sollten alle Verbündete mit ganzer Macht ausziehen. Als Geldbeitrag zu den Bundeskosten wurde eine Steuer von einem Gulden vom Hundert liegender oder fahrender Habe festgesetzt. Da der Bund zunächst den Zweck hatte, die Ausführung des

Frankfurter Landfriedens zu handhaben, so wurde die noch achtjährige Dauer desselben auch für den neuen Bund angenommen. In der ersten Zeit spielten die Städte und der Adel, allerdings unter bestimmendem Einflusse des Kaisers und seiner Räthe, die Hauptrolle. Der Bundesrath wurde aus je neun Räthen und einem Hauptmann des Adels und der Städte gebildet; der Hauptmann des Adels war wieder Graf Hugo von Werdenberg, derjenige der Städte der Ulmische Bürgermeister Wilhelm Besserer, der von Anfang an lebhaften Antheil an der Gründung des Bundes genommen hatte und sich auch später als ein sehr rühriger, gewandter und thatkräftiger Führer bewährte. Ulm war schon früher bei den schwäbischen Städtebündnissen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts als Vorort vorangestanden und hatte jetzt, da es galt, gegen Baiern Front zu machen, ein besonderes Interesse an der Gründung und Wirksamkeit des Bundes. Die Fürsten, welche dem Bunde beigetreten waren, besorgten ihre Angelegenheiten durch Gesandte, welche sie auf die Städtetage oder die Versammlungen der Georgengesellschaft schickten. Später bildeten sie einen eigenen Bundesrath. Die Vereinigung sämmtlicher Bundesräthe, die alle Jahre neu gewählt wurden, bildeten die Bundesversammlungen, welche von den Hauptleuten anberaumt und berufen wurden. Ein Hauptzweck des Bundes war, jeden äußeren Angriff, der auf ein einzelnes Mitglied des Bundes gemacht wurde, gemeinsam abzuwehren, als wäre es eines jeden eigene Sache. Für Schlichtung innerer Streitigkeiten wurden besondere Austragsgerichte gewählt, später wurde ein ständiges Bundesgericht mit rechtsgelehrten Bundesrichtern niedergesetzt. Für die Fürsten, welche Mitglieder des Bundes wurden, war dieses Bundesgericht eine Schmälerung ihrer landeshoheitlichen Rechte, denn ihre Unterthanen konnten, wenn sie mit ihnen in Streitigkeiten geriethen, vor dem Bunde ihr Recht suchen und fordern.

Anfangs trugen manche Stände Bedenken, dem Bunde beizutreten, aus Besorgniß, sie könnten durch ihre Bundespflicht

in Händel verwickelt werden, die sie sonst nichts angingen. Bald fanden aber schwächere Stände, daß der Bund einen besseren Schutz gewähre, als der allgemeine Reichsverband und der in demselben angeordnete Landfriede, und größere Stände fanden in dem Ansehen und dem Einfluß, den sie auf ihre Bundesgenossen gewannen, einen Ersatz für die Rechte, auf die sie verzichten mußten. Es kam hin und wieder vor, daß die einen, vom Kaiser angewiesen, dem Bunde beizutreten, sich dessen weigerten und um Freisprechung baten, während andere gegen den Wunsch des Kaisers den Eintritt suchten. So wurde den Reichsstädten Constanz, Rotweil, Heilbronn, Augsburg, Donauwörth vom Kaiser der Beitritt befohlen, die drei letzteren gehorchten, aber Constanz wurde freigesprochen und trat erst 1499 bei; Rotweil, das sich zur schweizerischen Eidgenossenschaft hielt, schloß sich nie an. An die Kraichgauer Ritterschaft und den Deutschordensmeister Reinhard von Neipperg erließ der Kaiser vergeblich den Befehl zum Beitritt. Dagegen suchten mehrere Fürsten außerhalb Schwabens Mitglieder des Bundes zu werden; so traten am 16. Juli 1488 die Markgrafen Friedrich und Sigmund von Brandenburg-Ansbach und Baireuth, Söhne des mit Kaiser Friedrich so befreundeten und einflußreichen Markgrafen Albrecht Achilles, bei, im April desselben Jahres Markgraf Christoph von Baden, im September dessen Oheim Erzbischof Johann von Trier. Auch der Erzbischof Berthold von Mainz, welcher in dem schwäbischen Bunde den Anfang einer bundesstaatlichen Reichsverfassungsreform sah, wünschte schon im Mai, Mitglied des Bundes zu werden, aber der Kaiser ließ ihm im September 1488 durch die Bundesversammlung den Bescheid geben, es wolle ihm aus viel Ursachen unfruchtbar bedünken, ihn in den Bund aufzunehmen, sonderlich aus der Furcht, daß solche große Häupter dem Bund mehr Zerrüttung denn Nutz bringen möchten. Später besann er sich übrigens doch eines anderen, indem er bedachte, es sei besser, der mächtige Kurfürst werde ein Mitglied, als ein Gegner des Bundes, und gab ihm seine Erlaubniß. Berthold be-

gnügte sich aber damit nicht, sondern bat ihn zur Rechtfertigung gegenüber den Bundesständen um seinen Befehl, welchen der Kaiser am 4. December 1488 ertheilte, worauf der Beitritt ungesäumt erfolgte.

Noch während der Constituirung des Bundes traten Verhältnisse ein, bei denen der Bund Gelegenheit erhielt, seinen Nutzen für die Interessen des habsburgischen Hauses zu bewähren.

Viertes Kapitel.

Gefangenschaft Maximilians in Brügge. Seine Befreiung und Wirksamkeit im Reiche. Frankreich entreißt ihm seine Braut Anna von Bretagne.

So festlich Maximilian bei seiner Rückkehr von der Königskrönung in den Niederlanden empfangen worden war, so war doch sein Ansehen darum nicht fester gegründet. Kurz nach seiner Rückkunft erhoben die Städte Gent und Brügge hinterlistigen Aufruhr und bereiteten ihm eine recht ausgesuchte Demüthigung, als wollten sie zeigen, daß sie sich um den deutschen König nichts kümmerten und daß die neue Würde für sie nur ein Gegenstand des Spottes und Hohnes, nicht der Verehrung sei. Während Maximilians Abwesenheit in Deutschland hatten die Franzosen den Frieden gebrochen, sie hatten den Niederländern Schiffe weggenommen, einen Einfall in Hennegau gemacht, hatten sich mehrerer Städte bemächtigt und manche Räubereien verübt. Maximilian war an diesen erneuten Feindseligkeiten freilich auch nicht ganz unschuldig; er hatte, um Frankreichs Unterstützung der aufrührerischen Fläminger mit Gleichem zu vergelten, mit einigen französischen Großen, welche gegen die königliche Gewalt Opposition machten, Verbindung angeknüpft, namentlich mit den Herzogen von Orleans und Bretagne, er hatte auch in Betreff der von den niederländischen

Ständen zugesagten Mitgift seiner Tochter Margarethe Schwierigkeiten erhoben, und seine Erwählung zum römischen König war für die Franzosen ein Grund weiter, ihm in den Niederlanden Störungen zu bereiten. Maximilian mußte diese Angriffe und Quälereien mit Waffengewalt abwehren, dazu brauchte er aber Geld und verlangte namentlich von den flandrischen Ständen auf drei Jahre 900,000 Goldkronen. Dies verweigerten sie, sie erklärten, sie hätten mit Frankreich zu Arras Frieden geschlossen und wollten den Krieg nicht wieder von neuem beginnen; sie hätten keine Schuld an der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten, die ihnen ohnehin durch Beeinträchtigung des Handels Schaden genug zufügten. Durch gewaltsame Eintreibung der Steuern, durch zuchtlose Aufführung der deutschen Söldner, deren sich Maximilian bedienen mußte, wurde die Erbitterung gesteigert, es kam zu gegenseitigen Vorwürfen und Schmähungen. In Gent wurde der von Maximilian eingesetzte Rath vertrieben und ein anderer gewählt. Einige Verbannte, von Maximilian aufs Neue verfolgt, Adrian de Vilain und jener Hans Kopenoll, wiegelten das Volk auf; man sprach davon, man müsse den Deutschen ihren König zurückschicken und aus der eigenen Nation einen Vormund für den jungen Herzog Philipp bestellen. Ein in der Nähe von Gent mit einem Heere stehender französischer Marschall bot der Stadt seinen Schutz, diesen nahmen die Bürger an und traten nun um so übermüthiger gegen Maximilian auf. Zu Anfang des Jahres 1488 schickten sie Gesandte an ihn nach Brüssel, die in ungestümer Weise Rechenschaft über die Verwendung der verwilligten Gelder verlangten. Sie wurden nicht vorgelassen und erhielten den Bescheid, der König werde nächstens selbst nach Flandern kommen, um die Unruhen zu stillen. Er reiste auch wirklich dorthin ab und fand unterwegs Gesandte von Brügge, welche ihn im Namen ihres Rathes einluden, in ihre Stadt zu kommen und das Fest der Lichtmesse bei ihnen zu feiern. Es sei bei ihnen Alles ruhig, dreitausend Bürger hielten mit fester Treue an dem König. Seine Räthe warnten ihn, denn es

war bekannt, daß in Brügge eine besonders schwierige aufgeregte Stimmung herrsche, doch der arglose König wollte keinem Mißtrauen Gehör geben und sagte den Besuch zu. Sein Hofnarr, Kunz von der Rosen, rief ihm vor dem Thore von Brügge noch zu: „Lieber König, ich sehe wohl, daß du deinen getreuen Räthen und mir nicht folgen, sondern gefangen sein willst, ich aber will nicht gefangen sein und kehre daher um."

Am Tage nach Maximilians Ankunft in Brügge, den 1. Februar, bekam er Nachricht, daß die Genter gegen ihn aufgestanden, die Stadt und das Schloß Cortryck erobert und den dortigen Schloßhauptmann ermordet hätten. Er wollte mit seinem Gefolge schnell aufbrechen, um die Stadt zu entsetzen, fand aber das Thor von Brügge verschlossen, angeblich, weil verdächtige Reiterschaaren sich vor der Stadt gezeigt hätten. Man klagte nämlich viel über die fremden Söldner, die der König hatte; es waren Burgunder und Deutsche in seinem Dienste. Während er so am Auszug verhindert war, rückten die Gilden von Brügge — es waren deren zweiundfünfzig — mit ihren Panieren und fünfzig Kanonen vor den Palast des Königs am Markt, eine Deputation forderte Rechenschaft über die Kriegskosten und Entlassung der dem Volke mißliebigen Räthe und Diener. Am folgenden Tag wiederholte sich die Scene, das Volk verlangte namentlich die Auslieferung der höchsten Magistratspersonen, suchte den Schultheiß der Stadt, Peter Langhans, und als man ihn selbst in seinem Hause nicht fand, wurde dasselbe rein ausgeplündert. Auf einmal entstand das Gerücht, der Markgraf von Antwerpen ziehe mit einem Heerhaufen heran, dem König zu Hilfe; dies brachte neue Aufregung hervor, das Volk zog vor das Schloß, den König mit seinen Leuten umzubringen. Mit Mühe führten die Besonnenen den Haufen von diesem Vorhaben zurück, dagegen beschloß man, den König streng zu bewachen, damit er nicht entrinne. Ein von den Franzosen angestifteter Haufe Genter kam hinzu und bestärkte die Brügger in ihrem Fanatismus. Vergeblich versuchte Maximilian die Empörer eines Besseren zu belehren,

sie brachten ihn zum Behufe strengerer Wacht in das Haus eines Gewürzkrämers, die Kronenburg genannt. Die Forderung der Genter, den König ihnen auszuliefern, wurde abgelehnt, aber die Kronenburg Tag und Nacht von je 400 Mann streng bewacht. Die Wuth des Pöbels kehrte sich nun gegen die Räthe des Königs. Zwei derselben, ein Graf von Zollern und Philipp von Nassau, flohen auf den Wink des Königs in Weiberkleidern, andere wurden ergriffen und gefoltert, der Schultheiß Philipp von Langhans nach fürchterlichen Folterqualen enthauptet.

In all dieser Bedrängniß, mehrmals mit dem Tode bedroht, verlor doch Maximilian die königliche Würde und Haltung nicht, er sprach muthig gegen die Aufrührer, stellte ihnen vor, wie unrecht sie an ihm handelten, wie er einst zum Schutz der von Frankreich bedrängten Niederlande aus Deutschland gekommen sei, wie er sie mit Gut und Blut vertheidigt habe, wie er auch jetzt nicht als Feind oder Kriegsgefangener, sondern als Freund und Herr zu seinen Unterthanen gekommen sei, um mit ihnen über ihr Wohl zu berathen. Er sei der Vater und rechtmäßige Vormund ihres Erbfürsten, der Sohn des Kaisers, sein Leben stehe zwar in ihrer Gewalt, aber wenn sie sich an ihm vergriffen, könnte es ihnen gar schlimm gerathen. Seine Reden machten zwar Eindruck, aber nicht so, daß sie seine Freilassung bewirkten. Indessen geschahen in anderen Provinzen Schritte zu seiner Befreiung. Der junge Philipp berief die Stände der niederländischen Provinzen nach Mecheln und ließ sie auffordern, ohne Verzug dem Unwesen zu steuern. Es wurden Gesandte nach Brügge geschickt, um die Freigebung des Königs zu fordern, die Genter und Brügger verlangten aber eine allgemeine Versammlung zu Gent, um über die Vergleichsbedingungen zu unterhandeln. Auch Maximilians Vater suchte das Reich zur Befreiung des Sohnes in Bewegung zu setzen, die Reichsstände und der schwäbische Bund wurden um Hilfe angegangen, die sie auch zusagten. Man schickte Gesandte an die Empörer und machte ansehnliche Rüstungen. Der Papst

beauftragte den Erzbischof von Köln, die drei flandrischen Städte Gent, Brügge und Ypern in den Bann zu thun. Maximilians Hofnarr, Kunz von der Rosen, machte verschiedene Versuche, ihn durch List aus seiner Gefangenschaft zu befreien. Einmal wollte er bei der Nacht über den Schloßgraben schwimmen und nahm einen Schwimmgürtel für Maximilian mit, um ihn mit dessen Hilfe herüberzubringen, alsdann aber wollte er auf einem bereit gehaltenen Pferde ihn fortschaffen. Als er sich jedoch in den Schloßgraben hinabgelassen hatte, erhoben die darin befindlichen Schwäne ein solches Geschrei, daß er sein Unternehmen aufgeben mußte. Ein andermal schlich er als Franziskanermönch verkleidet und geschoren, nach Verabredung mit dem Guardian eines Franziskanerklosters, als angeblicher Beichtvater zum König und machte diesem den Vorschlag, er solle sich von ihm Haar und Bart scheeren lassen, was er besonders zu diesem Behuf gelernt hatte, seine Mönchskleidung anlegen und so statt seiner das Gefängniß verlassen. Er habe an die Pforte einen Barfüßermönch bestellt, der ihm zum Weiterkommen helfen werde, auch Pferde und ein Schiff seien schon bereit. Er wolle dann statt seiner im Gefängniß bleiben, daß die Brügger statt des Königs dessen Narren fänden. Der König wollte jedoch nicht auf eine solche unkönigliche Art die Freiheit suchen und ließ sich nicht überreden, auf Kunzens Vorschlag einzugehen, um so weniger, als er von demselben erfahren hatte, daß Papst, Kaiser und Reich Veranstaltungen zu seiner Befreiung gemacht hätten. Kunz schied von seinem Könige mit Thränen im Auge, denn er hielt die Flucht doch für die sicherste Rettung seines Herrn.

Nach langen Verhandlungen vereinigten sich die niederländischen Stände über die Bedingungen, unter welchen der König in Freiheit gesetzt werden sollte. Er sollte wieder auf die vormundschaftliche Regierung Flanderns verzichten, mit Frankreich Friedensunterhandlungen eröffnen, die fremden Truppen innerhalb drei Tagen aus Flandern, in sieben Tagen aus den Niederlanden entfernen, nur geborenen Niederländern Aemter

ertheilen, alle Zölle und Abgaben, die nicht ausdrücklich von den Ständen bewilligt waren, abschaffen und alljährlich eine Versammlung der Stände in Brabant, Flandern oder Hennegau halten. Zur Entschädigung für die Kriegskosten wollten ihm die Fläminger in drei Jahresfristen je 50,000 Gulden zahlen. Uebrigens sollte Maximilian alles vergessen und vergeben. Auf diese ungünstigen Bedingungen ging er ein, hauptsächlich, weil er fürchtete, bei längerer Verzögerung des Friedens könnten die Brügger am Ende aus Furcht vor dem Anrücken des Reichsheeres einen verzweifelten Schritt thun und ihn entweder an Gent oder gar an Frankreich ausliefern.

Am 16. Mai 1488 wurde Maximilian in die Freiheit gesetzt und an demselben Tage der Vergleich beschworen. Auf dem Markt war auf einer Bühne ein königlicher Thron und Altar errichtet, Maximilian empfing hier die Gesandten der Stände, die ihn fußfällig wegen des angethanen Frevels um Verzeihung baten, er dagegen trat zum Altar und beschwor auf das heilige Sacrament und Evangelium und auf die Reliquien des Schutzpatrons von Brügge, Donatianus, daß er Alles, was zwischen ihm und den Ständen von Flandern abgeredet und verbrieft worden sei, treulich halten und auf keinerlei Weise und unter keinem Vorwand dagegen handeln wolle. Denselben Eid leisteten die Deputirten der Stände. Auch einer von den Begleitern Maximilians, Philipp von Cleve, ein tüchtiger Offizier und erprobter Gehülfe in kriegerischen Unternehmungen, verbürgte sich den Ständen eidlich für die Haltung des Vergleichs und gelobte, daß er so lange als Geißel in der Gewalt der Genter bleiben wolle, bis alle Friedensbedingungen erfüllt wären, und daß er gegen alle, welche dawider handeln würden, sich mit den Flämingern verbinden wolle, um mit Rath und That die Uebertreter strafen zu helfen. Dies war nicht ohne hinterlistige Berechnung gegen Maximilian angelegt, denn Philipp von Cleve war nicht nur ein Niederländer mit Leib und Seele, sondern hatte auch noch eine alte Eifersucht gegen den König im Herzen, da auch er einst

um Maria von Burgund geworben hatte. Vor seiner Abreise ließ Maximilian noch den Magistrat und die Zunftvorsteher zu sich berufen und erklärte ihnen, daß er den Eid halten würde, für seinen Vater, den Kaiser, aber könne er nichts versprechen, er ermahne sie wohlmeinend, Alles anzuwenden, um ihn zu versöhnen.

Jetzt eilte Maximilian seinem Vater entgegen, der mit einem Reichsheer von 40,000 Mann, wozu auch der schwäbische Bund nach Kräften beigetragen hatte, bei Köln stand. In Mecheln trafen Vater und Sohn zusammen. Der Letztere bemühte sich ernstlich, seinen Vater von weiterem Vorgehen abzuhalten, damit sein Eid unverletzt bleibe. Aber der Kaiser meinte, der Schimpf, welchen die Niederlande dem römischen Reich und der königlichen Würde angethan hätten, müsse gerächt werden. Es wurde aus den geistlichen und weltlichen Fürsten, welche im Gefolge des Kaisers waren, ein Gericht niedergesetzt, das über die Frage entscheiden sollte, ob Maximilians Eid unter den obwaltenden Umständen giltig sei oder nicht. Zwei Doctoren der Rechte beleuchteten die Frage für und wider und endlich kam das Gericht zu dem Schlusse, die Bürger von Brügge, welche den König zu sich eingeladen und ihm Sicherheit versprochen, das gegebene Wort aber schändlich gebrochen und wider das Völkerrecht gehandelt, hätten sich des Meineids und des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig gemacht, das dem König abgezwungene Versprechen sei kraftlos und nichtig, er sei daher von dem ihm abgenöthigten Eide zu entbinden und berechtigt, die aufrührerischen Städte mit Hilfe des Reiches zu bestrafen.

Die Reichstruppen rückten nun in Flandern ein, Maximilian selbst betheiligte sich aber nicht weiter an diesem Executionszug; der Oberbefehl des Reichsheeres wurde dem Herzog Albrecht von Sachsen übergeben, welcher sich schon im Kriege gegen Ungarn als tüchtiger Führer hervorgethan hatte. Aber die kaiserlichen Truppen hatten keine leichte Aufgabe, denn sie fanden kräftigen und gut geleiteten Widerstand. Philipp von

Cleve, der sich den Gentern als Geißel gestellt hatte, hielt seinen Schwur, stellte sich an die Spitze der flandrischen Opposition und führte in Verbindung mit den hoekischen Verbannten und der französischen Partei einen erbitterten Krieg gegen die Kaiserlichen. Er wiegelte auch die Brabanter gegen Maximilian auf und bewirkte, daß die Hälfte des Landes, namentlich die Stadt Brüssel, vom König abfiel und sich an die Fläminger anschloß. Den wichtigen Hafen Sluis bei Brügge machte er zum Mittelpunct der Unzufriedenen in Holland, insbesondere der hoekischen Partei, die auch an dem jungen Franz von Brederode einen muthigen, verwegenen Führer gewann. Maximilian kam jetzt selbst nach Holland und eröffnete die Staatenversammlung der Provinz mit einer Rede, die unter seinen Anhängern große Begeisterung für ihn hervorrief, aber die Widerstandspartei nicht bekehrte. Erst im folgenden Jahre, 1489, bekam Maximilians Partei die Oberhand. In den südlichen Niederlanden gewann Albrecht von Sachsen mehrere Siege, vertrieb Philipp von Cleve aus Brabant und schlug die Genter. Doch zog sich der Krieg ohne Entscheidung hin und würde noch länger gedauert haben, wenn nicht die Bundesgenossen der Fläminger, die Franzosen, desselben müde geworden wären und in anderen politischen Planen Gründe gefunden hätten, den Frieden zu beschleunigen. Im Juli 1489 wurde auf einem Reichstag zu Frankfurt zwischen Frankreich und Maximilian ein Vergleich zu Stande gebracht, dem am 31. October auch Flandern beitrat. Maximilian wurde wieder als Vormund seines Sohnes Philipp anerkannt, die Magistrate von Gent, Brügge und Ypern mußten knieend und im härenen Bußgewand vor Maximilian Abbitte thun, 300,000 Lilienthaler Entschädigung bezahlen, alle Gefangenen ohne Lösegeld freigeben, alle Diener des Königs in ihre Güter wieder einsetzen; der Vertrag von Brügge wurde für nichtig erklärt. Philipp von Cleve erhielt Amnestie, begab sich aber nicht zur Ruhe, sondern setzte in seiner Stadt Sluis, in Verbindung mit Franz von Brederode, seinen Widerstand vermittelst eines organisirten Seeräuberkrieges

fort. Der Krieg dauerte hier noch einige Jahre; im Juli 1490 wurde endlich Brederode in einer Seeschlacht besiegt und gefangen genommen und starb bald darauf an seinen Wunden zu Dortrecht. Aber erst im Sommer 1492 gelang es dem Herzog Albrecht von Sachsen, Sluis zu nehmen und Philipp von Cleve zur Unterwerfung zu zwingen.

Obgleich Maximilian in seine vormundschaftliche Regierung Flanderns nun wieder eingesetzt war, kehrte er doch nicht mehr dorthin zurück; er ernannte seinen getreuen Genossen Graf Engelbert von Nassau zum Statthalter Flanderns und nahm seit dieser Zeit niemals mehr einen längeren Aufenthalt in den Niederlanden. Sein Lieblingsland wurde jetzt Tirol. Dorthin reiste er im Frühjahr 1489 und wurde von seinem alten Vetter Sigismund recht freundlich aufgenommen. Dieser hatte früher sein Land dem Herzog Albrecht von Baiern zugedacht; nachher aber, da ihm Kaiser Friedrich bemerklich gemacht hatte, das sei doch wider alle Hausordnung, ein altes Stammland auf einen fremden Fürsten kommen zu lassen, hatte er sich eines anderen besonnen, um so mehr, da er zu dem jugendlich aufblühenden, heldenmüthigen Verwandten Maximilian doch selbst auch eine Zuneigung gefaßt hatte. Als dieser nun nach der glücklich überstandenen Gefahr in den Niederlanden zur Erholung nach Innsbruck kam, nahm ihn Sigismund mit Freuden auf und veranstaltete ihm eine Bewillkommungsfeier. Eine große Schaar Tiroler Bergleute zog ihm mit Fahnen entgegen und brachte ihm einige Schüsseln voll rheinischer Goldgulden und hundert Pfund gediegenes Silber zum Geschenk. Maximilian wurde als künftiger Landesherr empfangen und behandelt, und Sigismund versprach ihm, demnächst die Einleitung zur Uebergabe des Landes zu treffen.

Von Tirol reiste Maximilian nach Schwaben, wo eine ernstliche Fehde zwischen dem schwäbischen Bund und dem Herzog Georg von Baiern-Landshut auszubrechen drohte. Ein Abt des schwäbischen Klosters Roggenburg lebte in Streit mit seinen Mönchen, diese nahmen ihre Zuflucht zu einem bairischen

Amtmann, dem Ritter Ludwig von Habsberg, der ihnen Schutz gewährte und den Handel im Sinne seines Herrn zur Beschlagnahme des Klosters ausbeutete. Er überfiel dasselbe mit einer Schaar Reisiger, plünderte es und ließ die Hintersassen des Klosters dem Herzog Georg huldigen. Der Abt klagte beim Gericht des schwäbischen Bundes, Herzog Georg wurde zum Schadenersatz verurtheilt und sein gewaltthätiger Dienstmann vom Kaiser in die Acht erklärt. Da aber der Schadenersatz nicht geleistet und die Abtei nicht herausgegeben wurde, so nahm sich der Abt, ein muthiger Mann, selbst sein Recht und machte Einfälle in das bairische Gebiet, auch andere Bundesstände betheiligten sich dabei, namentlich die Stadt Ulm. Die Güter Habsbergs wurden eingezogen, und es ließ sich zu einem förmlichen Kriege zwischen dem schwäbischen Bund und dem Herzog Georg an. Die Markgrafen von Brandenburg, welche von ihrem Vater eine glühende Eifersucht gegen das Haus Wittelsbach ererbt hatten, brannten vor Begierde, loszuschlagen, und schürten nach Kräften. Nun zog Herzog Georg andere Saiten auf; er wandte sich an den Kaiser, bat ihn um Vermittlung und versprach, wenn man ihn in Ruhe lasse, so wolle er sich dankbar erweisen und dem Kaiser eine ansehnliche Schaar zur Hilfe gegen Ungarn stellen. Dies machte auf den ohnehin friedfertigen Kaiser Eindruck, er sprach Ludwig von Habsberg von der Acht frei, gebot dem Bunde, Gefangene und Güter herauszugeben und alle Feindseligkeiten gegen bairische Unterthanen einzustellen. Aber das besänftigte den Bund nicht, sondern erregte eine große Verstimmung gegen den Kaiser. Man wollte auch wissen, Herzog Georg habe dem kaiserlichen Rathe Prüschenk, der überhaupt im Rufe der Bestechlichkeit stand, zwei Landgüter, Geld und anderes geschenkt. Die Bundesstände klagten, daß der Kaiser aus Eigennutz die Interessen des Bundes im Stiche lasse. Der Bund sei dazu da, die Rechte seiner Glieder vor Vergewaltigung zu schützen; wenn der Kaiser wandelbar sei, so müssen die Bundesstände um so fester zusammenhalten. Es bildete sich eine Art Verschwörung

gegen den Kaiser, an deren Spitze der Erzbischof von Mainz gestanden zu haben scheint. Auf sein Anstiften verpflichtete sich eine Anzahl Bundesglieder laut einer Urkunde vom 22. März 1489, für den Fall, daß der Kaiser Befehle erließe, wodurch die Wirksamkeit des Bundes beeinträchtigt würde, solche nicht zu befolgen, sondern die Hauptleute zur Einleitung weiterer Berathungen aufzufordern. Es war nahe daran, daß der Bund, der zum Schutz der habsburgischen Hausmacht gestiftet war, eine reichsständische Oppositionspartei gegen das Haus Oesterreich geworden wäre. Doch kam es jetzt nicht zum Bruch; der römische König versuchte eine Vermittlung und brachte sie noch zu rechter Zeit zu Stande; durch seine Verwendung wurde am 10. Juni 1489 zu Dinkelsbühl ein Vergleich mit Herzog Georg abgeschlossen. Die Streitpuncte waren zwar damit noch keineswegs erledigt, aber doch der Weg gütlicher Verhandlung betreten. Noch ehe aber die Irrungen mit Herzog Georg beigelegt waren, ging ein Streit mit Herzog Albrecht von Baiern-München an. Dieser weigerte sich beharrlich, die Verschreibung der vorderösterreichischen Landschaften, die ihm Erzherzog Sigismund einst ausgestellt hatte, herauszugeben, und fuhr fort, seine landesherrliche Gewalt auf den in seinem Gebiet angesessenen reichsunmittelbaren Adel auszudehnen, hielt auch die Reichsstadt Regensburg besetzt und behandelte sie als bairische Stadt. Der Löwenbund, eine Gesellschaft bairischen und oberpfälzischen Adels, der sich zusammengethan hatte, um sich der Beeinträchtigung seiner Freiheiten und der Besteuerungsversuche Herzog Albrechts gemeinsam zu erwehren, trat, um kräftigen Schutz zu gewinnen, dem schwäbischen Bunde bei. Dies sah Herzog Albrecht als einen Act der Feindseligkeit gegen sich an, er meinte, der schwäbische Bund hätte die unbotmäßigen Ritter gar nicht aufnehmen sollen, und verlangte, er solle die ausgestellten Bundesbriefe wieder herausgeben. Diesmal nahm sich Kaiser Friedrich der Rechte des Bundes an, er erklärte Herzog Albrecht in die Reichsacht, weil er die Reichsstadt Regensburg ungeachtet wiederholter Befehle nicht herausgeben wollte. Der

schwäbische Bund erhielt den Auftrag, die Reichsacht an dem ungehorsamen Herzog zu vollziehen. Der Bund stellte ein ansehnliches Heer von 22,000 Mann, der Graf Eberhard im Bart von Würtemberg wurde zum obersten Feldhauptmann des Bundes ernannt, die Heere des Bundes und des Herzogs standen Mitte Mai's am Lech kampfgerüstet einander gegenüber: da warf sich der römische König wieder ins Mittel und es gelang ihm, auch den Herzog Albrecht, der sich von seinen Verwandten verlassen sah und dem Kriegsglück mißtraute, zu einem Vergleich zu bewegen, vermöge dessen er Regensburg wieder frei ließ und dem Reiche übergab sowie dem Löwenbund erklärte, er wolle gegen seinen Beitritt zum schwäbischen Bund keine Einsprache mehr erheben. Bald darauf knüpfte er selbst mit dem schwäbischen Bund Unterhandlungen über seinen Eintritt an. Der Bund machte Schwierigkeiten und wollte sich lange nicht dazu verstehen, aber 1498 wurde der Herzog doch endlich aufgenommen.

Noch während der bairischen Händel versuchte Maximilian, seinem Vater zur Wiedererlangung seines Erblandes Oesterreich zu verhelfen. Kurz nach dem Vergleich zu Dinkelsbühl wurde eine Zusammenkunft des Kaisers und seines Sohnes in Linz veranstaltet, zu welcher auch König Mathias von Ungarn sich einfinden sollte. Dieser kam zwar nicht selbst, aber schickte einen Gesandten, den Bischof von Wardein, der im Namen seines Herrn erklärte, er sei zur Herausgabe Oesterreichs bereit, wenn ihm der Kaiser 700,000 Gulden Kriegskostenentschädigung bezahle. Dies schien dem Kaiser zu viel, Maximilian aber rieth, er solle doch darauf eingehen und das herrliche Land um des schnöden Geldes willen nicht länger in des Feindes Händen lassen. Sein Vater aber wollte ihn nicht als einen unparteiischen Vermittler anerkennen, denn der Ungarnkönig hatte sich durch seinen Gesandten insbesondere an den römischen König gewandt, ihn seiner Zuneigung versichern lassen, ihm 400 Eimer guten Ungarwein, 400 Ochsen und 12,000 Gulden geschickt. Darob faßte Friedrich Mißtrauen gegen seinen Sohn und wollte ihn

nicht mehr mit dem ungarischen Gesandten verhandeln lassen. Auch meinte der Kaiser, König Mathias, der sehr am Podagra litt, werde nicht mehr lange leben, es war ihm von den Astrologen der Tod des Königs schon auf dieses Jahr prophezeit worden. Und wirklich schlug seine Berechnung nicht fehl. Schon am 6. April 1490 starb König Mathias, erst 47 Jahre alt, am Schlag. Nun kam Kaiser Friedrich in den Besitz seines Stammlandes. Beinahe gleichzeitig trat auch Maximilian in das Erbe der Grafschaft Tirol und sämmtlicher österreichischer Vorlande ein. Sigismund übergab ihm dieselben am 16. März 1490, ließ ihm von den tirolischen Ständen huldigen und behielt sich nur einige Schlösser und einen Jahrgehalt von 52,000 Fl. für seine Lebenszeit vor. Durch den Besitz der vorderösterreichischen Lande wurde Maximilian auch Nachfolger Erzherzog Sigismunds, als Mitglied des schwäbischen Bundes, in welchem er von nun an großen Einfluß gewann.

Der Tod des Königs Mathias weckte, obgleich derselbe einen Sohn hinterlassen hatte, auch die Ansprüche des habsburgischen Hauses auf die ungarische Krone, denn es war dem Kaiser Friedrich in dem Frieden von 1463 ja ausdrücklich die Anwartschaft darauf nach dem Tode des Königs Mathias zugesichert worden. Maximilian schickte sich an, seine Ansprüche mit Waffengewalt geltend zu machen, er ging zunächst den schwäbischen Bund um Hilfe an, und obgleich die Eroberung Ungarns ganz außerhalb der Bundeszwecke lag, so glaubten die Bundesstände dem römischen König, der ihr vornehmstes Mitglied war, seine Bitte nicht ganz abschlagen zu dürfen und verwilligten ihm 8000 Fl. Damit warb Maximilian in Oberschwaben eine Schaar Landsknechte, mit denen er die Donau hinabzog. Unterwegs mehrte sich sein Haufe, die Wiener empfingen ihn mit Jubel und forderten ihn auf, die ungarische Besatzung, welche noch in der Burg von Wien lag, zu vertreiben. Dies gelang ihm, obgleich die Besatzung tapferen Widerstand leistete und er selbst beim Sturm nicht unbedeu-

tend verwundet wurde. Mit der Eroberung Ungarns ging es aber nicht so schnell. Maximilian rückte zwar mit seinem Heere vor, ohne erheblichen Widerstand zu finden, aber es fehlte ihm an Geld, seine Söldner zu bezahlen; diese wurden aufrührerisch und verweigerten weitere Dienstleistung, so konnte er seine bereits gemachten Eroberungen nicht behaupten. Ueberdies hatten die Ungarn unterdessen einen anderen Thronbewerber, den polnischen Prinzen Wladislav, zu ihrem Könige gewählt. Der Versuch Kaiser Friedrichs, den Reichstag zu Nürnberg zur Verwilligung einer ansehnlichen Reichshilfe zu bewegen, schlug fehl. Maximilian mußte den Eroberungsgedanken aufgeben und sich begnügen, im November 1491 mit Wladislav einen Vergleich zu schließen, der ihm oder seinen Erben den Anspruch auf die Nachfolge nach dem Tode des Königs gab.

Kurz nach diesem mißlungenen Unternehmen, die ungarische Krone zu gewinnen, mußte Maximilian eine noch viel schmerzlichere Niederlage erleben, die ihm seine allzu eifrige Länderspeculation eintrug. Während seiner Kriege mit Frankreich war er in freundliche Beziehung mit Franz II., dem Herzog von Bretagne gekommen, welcher an der Spitze der französischen Lehensherren stand, die gegen die Krone Opposition machten. Dieser Franz II. hatte keine Söhne und nur zwei Töchter, deren älteste, Anna, eine hübsche und begabte junge Prinzessin, die voraussichtliche Erbin des Herzogthums war. Da Herzog Franz kränklich war und sein Tod sich bald erwarten ließ, hatte der junge Wittwer Maximilian sein Auge auf die Erbin von Bretagne geworfen, und ihr Vater, der sich mit dem Gedanken nicht befreunden konnte, daß sein Land den verhaßten Franzosen anheimfallen solle, ergriff gern die Gelegenheit, in dieser Beziehung einen Riegel vorzuschieben. Er versprach dem römischen König die Hand seiner Tochter. Bald darauf starb er. Maximilian aber konnte die Heirath vorerst nicht vollziehen, da er vollauf mit dem ungarischen Kriege beschäftigt war. Damit ihm aber die schöne Braut und ihr kostbares Erbe nicht entgehe, beeilte er sich, die Heirath, wie es schon damals unter hohen

Herrschaften Sitte war, wenigstens durch Stellvertretung vollziehen zu lassen. Ein Prinz von Oranien war sein Stellvertreter, und diese vorläufige Trauung fand etwa im März 1491 statt. Aber auch der König von Frankreich Karl VIII. bewarb sich um die Hand und das Land der Herzogin von Bretagne. Er hatte zwar schon eine Braut, die zwölfjährige Tochter König Maximilians, Margarethe, die seit ihrem dritten Jahre als künftige Königin am französischen Hofe lebte und durch ihr munteres, verständiges und anmuthiges Wesen der Liebling ihrer ganzen Umgebung geworden war. König Karl hatte in dieser Beziehung keine Ursache, eine Aenderung zu wünschen. Aber das Herzogthum Bretagne war ihm doch noch wichtiger, als die Grafschaften Burgund und Artois, die Mitgift Margarethens. Das Herzogthum Bretagne war für die Abrundung des französischen Reiches fast unentbehrlich, es war nicht nur ein großer Strich, dessen Bewohner französisch redeten, sondern ein sehr wichtiges Küstenland mit gut gelegenen Häfen und trefflichen Seeleuten. Auch glaubte man in Frankreich nicht zugeben zu dürfen, daß dieses Land in den Besitz des habsburgischen Hauses komme, das schon von den Niederlanden aus bedrohlich nach Frankreich sich ausdehnte. So war Karl VIII. durch die politischen Verhältnisse darauf angewiesen, allem vorzubeugen, um die Heirath der Erbin von Bretagne mit Maximilian nicht zu Stande kommen zu lassen. Nach dem Tode des Herzogs Franz war das Land sofort von französischer Occupation bedroht, die aber durch englische Hilfstruppen zunächst abgehalten wurde. Die Engländer, welche die Bretagner als ein stammverwandtes Volk und als alte Bundesgenossen nicht an Frankreich kommen lassen wollten, hatten zwar gerne Geld und Truppen zur Vertheidigung des Landes gegen die Franzosen bewilligt, aber König Heinrich VII. neigte doch mehr zur Bundesgenossenschaft mit Frankreich hin und war für Anna kein zuverlässiger Schutzherr. Nach sechs Monaten zogen denn die Bogenschützen, welche England gesendet hatte, wieder ab. Nun erneuerte Karl seine Bewerbung um Anna,

obgleich er einen schwierigen Stand und geringe Wahrscheinlichkeit des Erfolges hatte. Denn Anna hatte nicht nur von ihrem Vater die politische Abneigung gegen die Franzosen ererbt, sondern es war ihr namentlich auch der unliebenswürdige, mißgestaltete König von Frankreich zuwider, während sie den ritterlichen Maximilian, welcher als einer der liebenswürdigsten Fürsten seiner Zeit galt, sich ganz gerne als Gemahl gefallen ließ. Zudem war sie ihm ja bereits angetraut, mithin durch Pflicht an ihn gebunden; sie wies daher alle Anträge, die ihr von Frankreich aus gemacht wurden, als mit Pflicht und Neigung unvereinbar, zurück. Dadurch ließ sich aber die französische Politik nicht abschrecken. Zunächst suchte man den Adel des Landes und die einflußreichsten Hofleute zu gewinnen; dies gelang, und besonders der Kanzler Montauban und der Marschall de Rieux, denen Anna das meiste Vertrauen geschenkt hatte, nahmen eifrig Partei für die französische Heirath. Nun rückten auch französische Truppen ein, besetzten alle Städte des Landes und belagerten endlich auch die Hauptstadt Rennes, den einzigen Ort, welcher der Herzogin noch treu geblieben war. Sie gab Befehl zum äußersten Widerstand, sie wollte die gegen das Meer schützenden Dämme durchstechen und alle Schleusen öffnen lassen, um das Land ringsumher unter Wasser zu setzen und die Franzosen zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen. Aber die arme Prinzessin mußte bald entdecken, daß sie mit ihrem Entschluß der muthigen Vertheidigung ganz allein stand, daß ihre ganze Umgebung, ihre Minister, Generale, Hofleute französisch gesinnt waren und sie bestürmten, nachzugeben. Endlich am 15. November 1491 ging sie einen Vergleich ein, wonach zwölf Schiedsrichter von Seiten des Königs und der Herzogin zusammenkommen sollten, um die Rechte des Königs von Frankreich auf die Bretagne zu untersuchen. Die französischen Truppen zogen nun ab und die Herzogin war scheinbar frei, aber in der That in der Gewalt ihrer Landstände, die sie überredeten, zum Wohl ihres Landes mit König Karl einen Heiraths-

vertrag zu schließen, in Folge dessen sie am 6. December 1491 auf dem Schlosse Langers in Touraine mit König Karl getraut und kurz darauf zu St. Denis als Königin gekrönt wurde. In dem Ehevertrage, den sie hatte abschließen müssen, überließ sie auch für den Fall, daß sie ohne Kinder sterben würde, die Rechte auf Bretagne ihrem Gemahl, auch machte sie sich anheischig, wenn König Karl vor ihr sterben würde, einen anderen französischen Prinzen zu heirathen. Ihre Ehe mit König Maximilian und das Verlöbniß König Karls mit Margarethe wurde durch päpstliche Dispensation gelöst.

Dem römischen König war durch diesen Gewaltstreich eine doppelte schwere Kränkung zugefügt: es war ihm nicht nur die verlobte und angetraute Braut entrissen worden, sondern auch die durch alte Verträge festgesetzte Verlobung seiner Tochter Margarethe mit dem König von Frankreich eigenmächtig aufgelöst. Uebrigens ist Maximilian von eigener Verschuldung bei diesem schlimmen Handel nicht freizusprechen. Die mit Anna eingeleitete Heirath war eine gemeine, den natürlichen politischen Verhältnissen zuwiderlaufende Länderspeculation. Denn das Herzogthum Bretagne gehörte, vermöge seines Lehensverbandes, seiner geographischen Lage und der Sprache seiner Bewohner doch natürlicher zu Frankreich, als zu den Niederlanden oder dem deutschen Reich. Maximilian konnte voraussehen, daß ihm die Behauptung dieses Landes manche Verlegenheit bereiten würde; er hatte durch die Niederlande schon so viele Verwicklungen mit Frankreich, und es war nicht klug, diese noch zu vermehren, es wäre vielmehr Aufgabe seiner Politik gewesen, auf Begründung eines dauerhaften Friedens mit Frankreich hinzuarbeiten und alles zu vermeiden, was eine neue Störung herbeiführen konnte. Und dann beging er auch ein Unrecht an Anna von Bretagne. Er hatte sie durch seine Bewerbung in der Opposition gegen Frankreich bestärkt, er hatte durch die Verlobung und Trauung mit ihr auch die Verpflichtung übernommen, ihr in Durchführung dieser Politik beizustehen. Als sie von dem französischen Heere überzogen, in ihrer Hauptstadt belagert, von ihrem Adel im Stiche gelassen und gedrängt war, wider Neigung, Pflichtgefühl und

politische Ueberzeugung eine andere Heirath zu schließen, war es seine ritterliche und politische Pflicht, sie zu schützen. Er konnte voraussehen, daß die Behauptung der ihr zugemutheten politischen Rolle mit großen Schwierigkeiten verbunden sein würde, und er durfte sich nicht gleichzeitig mit der Eroberung Ungarns befassen. Diese Erwägungen scheinen auch auf die Stimmung der deutschen Reichsstände, welche Maximilian in seiner Erbitterung zum Rachekrieg gegen Frankreich mit fortreißen wollte, eingewirkt zu haben. Er fand im Ganzen nur laue Theilnahme und wenig Hilfe. Die schwäbischen Bundesstände, an welche er sich zuerst wandte, erwiderten zwar, sie hätten mit großem Leid die schwere Beleidigung vernommen, die ihm widerfahren sei, und sie hofften, Gott werde den bösen Handel nicht ungestraft lassen. Da sie aber in bisherigen Kriegen und Heerzügen des römischen Königs, mit Darstreckung ihres Leibs und Guts über Vermögen sich angestrengt hätten, so müßten sie wünschen, daß königliche Majestät sie diesmal von der Hilfe lossspreche. Uebrigens wollten sie, da der Handel so gar böse sei, thun, was sie könnten. Nachdem sie auf mehreren Versammlungen berathen hatten, was etwa zu leisten sei, und nachdem sie den Vorgang des Reichstags abgewartet hatten, bewilligten sie endlich am 28. Februar 1493, ein volles Jahr nach der dem römischen König widerfahrenen Schmach, ein Aufgebot von 400 Reitern und 1600 Mann zu Fuß, was bei einer Bundesmacht von etwa 20,000 eine sehr unbedeutende Hilfeleistung war. Noch geringer war der gute Wille bei den Reichsständen. Erst im September 1492, also neun Monate, nachdem König Karl dem römischen Könige seine Braut geraubt hatte, versammelten sich die Reichsstände zu Coblenz, um sich den Streit mit Frankreich vortragen zu lassen. Trotz der beweglichen Vorstellung des königlichen Gesandten, Grafen Eitel Friedrich von Zollern, trotz der dringenden Mahnung, daß es den Reichsfürsten selbst ewig schimpflich sein müßte, wenn sie es unterließen, den Frevel zu rächen, den Frankreich königlicher Majestät und deutscher Nation angethan habe, zeigten

die Stände kein Gefühl dafür, daß es sich hier um eine nationale Ehrensache handle. Sie gingen auf diesen Punct gar nicht ein und brachten allerhand Gründe und Vorwände vor, warum sie eben diesmal gar nichts thun könnten. Sie seien nicht vollzählig beisammen, es sei gegenwärtig wegen Theuerung und bevorstehender Winterzeit nicht möglich, ein großes Heer in Eile aufzubringen, ein kleines Heer aber würde nichts nützen, Frankreich nur zum Angriff reizen und die Fürsten und Städte an der Grenze großer Gefahr aussetzen. Auf eine erneuerte Bitte und Vorstellung Maximilians, auf die Erklärung, es wäre ihm auch schon mit einer kleinen Hülfe gedient, da England seinen Beistand zugesagt habe, unter der Bedingung, daß das deutsche Reich etwas thue, auf die eindringliche Geltendmachung des Ehrenpunctes folgte dennoch eine neue Ablehnung, welche hauptsächlich durch den Kurfürsten Berthold von Mainz vertreten wurde. Die Gründe des abschlägigen Bescheids waren wieder finanzielle. Das Vermögen deutscher Nation und der Kurfürsten insbesondere sei nicht so groß, daß man ferner die bisherigen Kriegslasten ertragen könne. Man habe dem Kaiser sein Erbland Oesterreich wieder erobern helfen, aber wenn die Fürsten das Ihrige verlieren, so sei Niemand da, der ihnen Entschädigung verschaffe und Schutz gewähre. Es spricht sich in diesen Reden das Bewußtsein aus, daß nach dem dermaligen Stand der Reichsverfassung kein solidarischer Zusammenhang zwischen den Interessen der Reichsstände und des Reichsoberhauptes bestehe, daß die Reichsstände sich nicht für verpflichtet halten, die Privatangelegenheiten und die Hausinteressen eines Oberhauptes zu verfechten, das sich um ihre Rechte und Interessen nichts kümmere und sie nur als Mittel gebrauchen wolle. Maximilian ließ mit Vorstellungen und Bitten nicht nach und erreichte endlich, daß ihm von den Ständen des Reiches ein Gulden von jeder Feuerstätte in den Städten und ein halber auf dem Lande für ein Jahr verwilligt wurde, was einen höchst unbedeutenden Ertrag abwarf, da der regelmäßige Einzug nicht einmal gesichert

war. Die Verheißung eines neuen Reichstages und weiterer Berathungen über ausgedehntere Kriegshilfe hatte bei der herrschenden Stimmung wenig Werth. So ungünstig die Verhältnisse waren, so wußte sich Maximilian noch leidlich gut aus der Sache zu ziehen. Zuerst gedachte er im Vertrauen auf die Bundesgenossenschaft des Königs von England, dem das Parlament bereitwillig große Summen zum Kriege gegen Frankreich verwilligt hatte, doch noch, es mit einem Feldzuge zu versuchen. Aber da England nach einer kurzen Belagerung der befestigten Stadt Boulogne Frieden machte und da es Maximilian zur Fortsetzung des Kriegs durchaus an Geld und Truppen fehlte, so schloß er am 23. Mai 1493 zu Senlis ebenfalls einen Vergleich mit dem König von Frankreich, wodurch letzterer verpflichtet wurde, die Prinzessin Margarethe ihrem Vater wieder zurückzusenden und ihre Mitgift, die Grafschaften Burgund, Artois und Charolais, wieder herauszugeben. Einige Städte, welche dazu gehörten, sollten der Krone Frankreich so lange verbleiben, bis Erzherzog Philipp sein zwanzigstes Jahr erreicht hätte, und dann diesem abgetreten werden. Die Prinzessin Margarethe wurde durch eine von ihrem Vater und Bruder abgeordnete Gesandtschaft feierlich abgeholt und zu Cambray von den französischen Begleitern, welche sie dorthin gebracht hatten, übernommen. Sie hatte am französischen Hofe eine gute Erziehung und sorgfältigen Unterricht genossen und sich nach Körper und Geist sehr vortheilhaft entwickelt. Maximilian hatte für die erlittene Kränkung zwar keine entsprechende Genugthuung erhalten, aber doch einen ziemlich vortheilhaften Frieden erlangt, der ihm und seinem Sohne Philipp wieder ein ansehnliches Stück des burgundischen Erbes zurückgab. Die von Frankreich abgetretenen Gebiete blieben bis zum Frieden von Nymwegen 1678 im Besitz des habsburgischen Hauses.

Nun war nach langen Kämpfen einige Ruhe für Maximilian eingetreten. Mit Frankreich, den Niederlanden, Ungarn, Baiern war der Friede hergestellt und Maximilian hätte sich nun der längst ersehnten Reform der deutschen Reichsverfassung

widmen können. Dazu eröffnete sich ihm auch eben jetzt durch den Tod seines Vaters ein freier, ungehemmter Wirkungskreis. Kaiser Friedrich, der sich seit dem letzten Aufschwung seiner Thätigkeit in der Stiftung des schwäbischen Bundes in die Stille zurückgezogen hatte und sich zu Linz mit Astrologie und Alchymie beschäftigte, starb, nachdem er die Amputation eines brandig gewordenen Fußes glücklich überstanden hatte, am übermäßigen Genuß von Melonen den 19. August 1493 im 78sten Jahre seines Lebens und im 53sten seiner Reichsregierung.

Fünftes Kapitel.

Maximilians Persönlichkeit und Regierungsantritt 1493. Seine zweite Heirath und seine italiänischen Entwürfe.

Maximilian stand nun im vierunddreißigsten Lebensjahr und war, so viel er auch schon erlebt hatte, doch im vollen Besitz seiner jugendlichen Manneskraft und einer ungemeinen Elasticität des Körpers und Geistes. Schon sein Aeußeres verkündete Kraft und Gesundheit; seine Gestalt war untersetzt, sein Gang sicher und fest; ungewöhnliche, durch Uebung gesteigerte Muskelkraft gab sich in seinen Bewegungen kund; die etwas starken Züge seines Antlitzes waren durch den Ausdruck des Wohlwollens und der Freundlichkeit gemildert; eine gewölbte Stirn, blaue Augen, eine hohe, gebogene Adlernase und ein kleiner Mund, waren die Eigenthümlichkeiten seiner Gesichtsbildung. Das Haar war hellblond, mischte sich aber bald mit Grau. Seine Stimme war wohlklingend und seine Rede gewandt, er besaß die Gabe, beim ersten persönlichen Zusammentreffen die Herzen zu gewinnen und auch feindlich gesinnte Gemüther zu versöhnen. Für alle äußere Anregung war er sehr empfänglich; voll von Entwürfen, Thatenlust und Ehrbegierde, liebte er das Außergewöhnliche und Abenteuerliche und fürchtete sich vor keiner

Gefahr, vor keinem Kampf. Unter allen Sorgen und Mühen des Lebens, die ihm so reichlich beschieden waren, war ihm die jugendliche Frische und der Sinn für Lebensgenuß nicht abhanden gekommen. Eine seiner liebsten Vergnügungen war die Jagd, er hatte sie einst kunstmäßig erlernt und übte sie um so mehr, je häufiger sie Gefahren und Abenteuer brachte. Die Wälder in Brabant und in den Ardennen, die Hochgebirge Tirols und der Allgäuer Alpen waren der Schauplatz seiner Jagden und man erzählt eine Menge Anecdoten von den Gefahren, die er mit Geistesgegenwart bestanden. Da sah er sich einmal im Brabanter Wald in einem Hohlweg einem großen Hirsch gegenüber, der ihn mit seinem Geweih bedrohte und über ihn hinausspringen wollte, aber sogleich besonnen, stößt er ihm das Schwert ins Herz und fällt ihn rücklings. Ein andermal stürzt ein Wildschwein auf ihn zu und beißt seinem Pferde den Fuß entzwei, noch rechtzeitig springt er herab und sticht, im Steigbügel stehend, das Schwein nieder. In der Markgrafschaft Burgau kommt er einmal in Gefahr, von einer Bärin, die durch einen Angriff auf ihre Jungen in Wuth gebracht war, zerrissen zu werden. Muthig geht er auf sie los, packt sie mit seiner gewaltigen Faust am Halse und erwürgt sie. Seine größte Liebhaberei ist die Gemsjagd; auf die höchsten Spitzen, auf die steilsten Felswände geht er den Thieren nach; nur wenige Gemsjäger thun es ihm gleich in kühnem Steigen. Versagt ihm auf schneeigem Boden sein Steigeisen, von Schnee umballt, so schwingt er sich mit seinem Springstock über eine Felsenkluft hinüber oder hält sich, wenn er nicht mehr weiter kann, mit größter Anstrengung, daß ihm das Blut aus den Nägeln spritzt, an einem spitzen Stein oder einem Strauch, bis ihm ein Jagdgenosse zu Hilfe kommt; ein andermal klettert er einem von seinen Jägern, den er in Gefahr sieht, nach, um ihn zu retten. Das bekannteste Abenteuer auf der Gemsjagd ist seine Versteigung auf der Martinswand bei Innsbruck. Auf dem Zirlberg an der Straße nach Augsburg erhebt sich eine hohe Felswand, von einer Kapelle und einem alten

Jagdschloß zu St. Martin in der Nähe Martinswand genannt. Dorthin ging Maximilian am Ostermontag 1490 und verstieg sich beim Verfolgen einer Gemse so, daß er weder rückwärts noch vorwärts konnte; unter ihm war eine jähe Tiefe von etwa dreihundert Klaftern, über ihm ein hervorspringender Fels. Unten im Innthal standen zwar Leute von seinem Gefolge, die ihn auf seiner gefährlichen Stelle gewahrten, aber sie sahen keine Möglichkeit, zu ihm zu gelangen oder ihm ein rettendes Seil beizubringen. Im benachbarten Dorfe Zirl betete man für seine Errettung und die Priester zogen mit dem heiligen Sacrament hinaus, um für ihn zu beten und ihm aus der Ferne Trost und Erbauung zu bringen. Nachdem er zwei Tage dort oben zugebracht und sich schon darein ergeben hatte, Hungers zu sterben, hörte er auf einmal ein Geräusch, er wandte sich auf die Seite und erblickte einen jungen Mann, in Bauernkleidern daherkriechend. Als dieser nahe genug war, rief er ihm zu: „Holla, was machst Du?" — „Ich lauer", war Maximilians Antwort. Nun faßte ihn der Mann, legte ihm an Händen und Füßen Steigeisen an und brachte ihn glücklich von der schwindelnden Höhe herunter. Die Sage läßt den Erretter unerkannt verschwinden und macht einen Engel aus ihm. Nach anderen Berichten soll es ein Gemsjäger, Namens Oswald Zips, gewesen sein, den Maximilian reich beschenkte und unter dem Namen Hollauer (von Holla und ich lauer) von Hohenfels in den Adelsstand erhob. In der Boisserée'schen Gemäldegalerie zu München findet sich eine Abbildung von Maximilians Abenteuer auf der Martinswand, von einem gleichzeitigen Maler Namens Jakob Walch.

Maximilians Errettung wurde zu Innsbruck mit einem kirchlichen Dankfest gefeiert, und an der Stelle, an welcher er in Gefahr gewesen war, sprengten Schwazer Bergknappen eine Höhlung in den Felsen, auf dem ein Kreuz errichtet wurde, und noch heutzutage wird diese Stelle unter dem Namen Maximiliansgrotte gezeigt. Sie ist auf einem schmalen Pfade zugänglich. Maximilian aber feierte später den Jahrestag seiner Errettung

in Einsamkeit mit Fasten und Gebet. Die Gemsjagd ließ er sich darum nicht verleiden; noch oft fand er sich dazu in seinem lieben Tirol ein und erfrischte sich damit, wenn ihm das Scheitern seiner politischen und kriegerischen Plane den Muth niederdrücken wollte. Im grauen und grünen Jagdkleid, einen Filzhut mit umgeschlagener Krempe und einem Sturmband auf dem Kopf, mit Steigeisen, Armbrust und Jägerhorn versehen, sah man ihn die Gebirge, Felswände und Thäler Tirols durchwandern. Seiner Jagdliebhaberei hat er auch ein schriftliches Denkmal gesetzt, indem er eigenhändig ein Jagdbuch schrieb, in welchem er seine Erfahrungen niederlegte und künftigen Jagdfreunden seines Stammes Anleitung giebt, wie sie die edle Kunst pflegen sollen. Dieses Büchlein findet sich auf der Wiener Hofbibliothek und ist 1858 von Th. v. Karajan herausgegeben worden.

Nächst der Jagd zog ihn auch der friedliche Genuß heiterer Geselligkeit an. Es war seine Lust, fröhliche Feste anzuordnen oder der Einladung zu dergleichen zu folgen; gern verkehrte er bei solchen Gelegenheiten traulich und freundlich mit Bürgern und Kriegsgenossen, überraschte wohl auch einen getreuen Diener auf seiner Hochzeit, erschien in den Reichsstädten bei Gastmählern oder Tänzen der Patrizier und der Zünfte und tanzte selbst mit ihren schönen Frauen und Töchtern. Namentlich in Nürnberg und Augsburg that er dies öfters, er stand mit diesen Städten und ihren Bewohnern gewissermaßen in einem verwandtschaftlichen, heimathlichen Verhältniß; hier fand er sich ein, wenn er sich vergnügen und erholen wollte. So kam er im August 1489, um sein Leid über die niederländischen Erfahrungen zu vergessen, von Frankfurt aus, wo er Frieden mit Frankreich gemacht hatte, nach Nürnberg. Die Stadt bemühte sich, ihm ihre Anhänglichkeit zu zeigen, die Nürnberger Rathsherren zogen ihm zu Pferde nach Windsheim entgegen, und er machte ihnen dann einen Hirsch zum Geschenk, den er an diesem Tage erlegt hatte. Einige Tage darauf veranstalteten sie ein Schießen und einen Tanz auf dem Rath-

hause. Zur Erwiderung lud Maximilian die Rathsherren mit ihren Frauen und Töchtern zu einem Mittagsimbiß in seine Herberge ein, und sie wurden durch seine Leutseligkeit so dreist, daß sie ihm, da sie gehört hatten, er wolle nach der Mahlzeit wieder fortreiten, Stiefel und Sporen versteckten und ihn baten, er möge doch noch einen Tag bei ihnen bleiben und mit ihnen tanzen, was er sich gern gefallen ließ. Als er in Folge des schmählichen Brautraubes im Reiche umherreiste, Hilfe zu einem Rachezug nach Frankreich zu werben, hatte er doch so wenig die gute Laune verloren, daß er einige Wochen in Ulm verweilte und sich dort auf den Geschlechtertänzen vergnügte; er ließ sich's nicht nehmen, jeden Reigen mit einer schönen Ulmerin zu eröffnen. Damals war es auch, daß er den Thurm des Ulmer Münsters bestieg und auf dem höchsten Kranze, 350 Fuß hoch, in echtem Jugendübermuth auf die schmale Eisenstange, an der die Feuerlaterne hing, heraustrat, den andern Fuß aber in die Luft emporhob.

Bei so glänzenden Eigenschaften konnte es Maximilian an Popularität und Ansehen nicht fehlen; es war aber auch natürlich, daß man für das Reich Außerordentliches von ihm erwartete. Daß das Reich gar mancher Verbesserung bedürfe, daß nur mit durchgreifenden Aenderungen geholfen werden könne, daß aber auch ungewöhnliche Kraft und Einsicht dazu gehöre, um das Richtige zu treffen und durchzuführen, darüber war man einverstanden. Jetzt stand endlich ein Fürst an der Spitze des Reiches, wie man schon lange keinen mehr gehabt hatte, und so war man denn sehr gespannt darauf, was er ausrichten würde. Aber gerade für eine kräftige Persönlichkeit war die Reform, die nun ins Werk gesetzt werden sollte, mit besonderen Schwierigkeiten verbunden, denn sie bedurfte ebenso viel Selbstverleugnung und besonnene Erwägung der Verhältnisse, als Kraft und Ausdauer. Die Forderungen, welche gemacht wurden, um das Reich wieder aufzubringen, waren zum Theil sehr widersprechender Natur. Einerseits wollte man einen Kaiser, der Ordnung und Ruhe im Reiche schaffen, gegen

den fehdelustigen Adel kräftig einschreiten, gegen Fürsten, welche ihre Landeshoheit ausdehnen und die in ihrem Gebiet ansässigen Edelleute, sowie benachbarte Reichsstädte unterdrücken wollten, Schutz gewähren, das Reich nach außen mit Nachdruck vertreten, abgefallene Reichslande und entfremdete Rechte wieder an das Reich bringen sollte; aber auf der anderen Seite verlangte man, daß das Reichsoberhaupt sich ja keinen Eingriff in hergebrachte oder angemaßte Freiheiten und Rechte erlaube. Unter der Reform, die man forderte, verstand man ja keine Wiederherstellung der monarchischen Gewalt, sondern vielmehr Verzichtleistung auf dieselbe und Anerkennung einer republikanischen Vertheilung der höchsten Gewalt auf die Fürsten und Städte. Denn die Reformgedanken lebten hauptsächlich in den Köpfen der Kurfürsten, des Adels und der städtischen Bürgermeister. Diese wollten natürlich die Reformen nicht mit Verlust ihrer Selbstständigkeit erkaufen, sie wollten sich nicht dem Kaiser als ihrem Herrn unterwerfen, sondern mit ihm über Volk und Land herrschen. Jene Ausdehnung der monarchischen Gewalt, wie sie in Frankreich erstrebt wurde und theilweise erreicht war, wurde von den Reichsständen als eine unerträgliche Tyrannei verabscheut und als Schreckbild vorgehalten, wenn es galt, ungewöhnliche Forderungen des Kaisers abzuweisen. Wollte der Kaiser ernstlich die Reichsverfassung verbessern und die Reichsstände zu einem kräftigen Zusammenwirken für einen allgemeinen Friedensstand im Inneren und zu nachdrücklicher Vertheidigung der nationalen Ehre nach außen vermögen, so mußte er sich dazu verstehen, die Regierungsgewalt mit den Reichsständen zu theilen, und gewissermaßen ein constitutionelles Regiment einführen. Es war nun eine verschiedene Art der Theilung möglich, entweder mußte der Kaiser, wie Erzbischof Berthold und seine Partei wollten, die Kurfürsten zu Mitregenten annehmen und mit der Stellung eines Präsidenten sich begnügen, oder er konnte auch die mehr demokratischen Elemente, die Städte und die Ritterschaft, zur Mitvertretung des Reichs heranziehen und so ein Gegen-

gewicht gegen die Macht der Fürsten schaffen. Schon längst hatten sich ja die Städte beklagt, daß sie auf den Reichstagen keine Stimme hätten, daß sie nicht mit zur engeren Berathung beigezogen würden und bei Verwilligung von Auflagen den Anschlag sich gefallen lassen müßten, den die Fürsten für sie gemacht hätten. Im schwäbischen Bund war schon ein Vorgang gegeben, wie Städte und Adel als selbstständige Gruppen an der Bundesleitung Antheil nahmen. Konnte diese Einrichtung nicht auch auf das ganze Reich übertragen werden? Da waren die reichen und mächtigen schwäbischen und fränkischen Reichsstädte Ulm, Augsburg, Nürnberg, mit deren Rathsherren Maximilian sich so gut verstand, da war im Norden die mächtige Hansa, welche eine Flotte von zwei- bis dreihundert Schiffen besaß und sich in den nordischen Gewässern furchtbar gemacht hatte. Konnten nicht Abgeordnete der Hansa auf die Reichstage berufen werden und dort eine ähnliche Stellung einnehmen, wie der schwäbische Städtebund auf den Versammlungen des schwäbischen Bundes? Konnten nicht der schweizerischen Eidgenossenschaft ähnliche Zugeständnisse eingeräumt und sie dadurch dem Reiche erhalten werden? Wollte man den durch die bisherige Entwicklung angebahnten Weg der föderativen Einigung betreten, so konnten große, erfolgreiche Reformen durchgeführt werden. Wurden die Städte und der Adel mit herangezogen, so war die Gefahr der Untergrabung der kaiserlichen Gewalt durch die Fürsten bedeutend verringert. Allerdings wäre die Aufnahme der Städte und des Adels zu einer mit den Fürsten gleichberechtigten Stellung eine Art Revolution gewesen, aber der Kaiser, der diese Revolution hätte versuchen wollen, hätte gewiß so viele und mächtige Verbündete gehabt, daß das Gelingen wohl möglich gewesen wäre. Eine derartige Umgestaltung der Reichsverfassung war nach den damaligen Verhältnissen die Aufgabe, die dem Kaiser entgegentrat, zu deren Durchführung aber allerdings ungewöhnliche Kraft und Weisheit gehörten.

Dies war ein Wirkungskreis für die friedliche Staatskunst,

die durch persönliche und schriftliche Unterhandlung arbeitet, aber es fehlte auch die Gelegenheit nicht, kriegerischen Ruhm zu erwerben. Im Osten war das Reich zu schützen gegen die immer wiederkehrenden Angriffe der Türken, im Nordosten riefen die Ritter des deutschen Ordens, welche ein großes Gebiet an der Ostsee, ein wichtiges Küstenland, für die deutsche Cultur erobert hatten und jetzt in Gefahr standen, von den Polen verdrängt zu werden, seit Jahrzehenten das deutsche Reich um Hilfe an. Es galt, einen namhaften Theil des Ordenslandes, den der bedrängte Orden im Frieden von Thorn 1466 an Polen hatte abtreten müssen, die deutschen Städte Danzig, Thorn, Elbing, Marienburg, wieder zu erobern und Preußen von polnischer Lehenshoheit zu befreien, ein ansehnliches Stück germanisirten Landes dem deutschen Reiche zu retten.

Unter diesen Verhältnissen übernahm Maximilian die Regierung des deutschen Reiches. Es kam nun darauf an, ob er die ihm gewordenen Aufgaben begriff und den ernsten Willen hatte, mit aller Macht dieselben durchzuführen. Es schien zunächst nicht, als ob er gerade diese Fragen in erster Reihe ins Auge gefaßt hätte; ihm lag vor allem am Herzen, sich an Frankreich noch einmal zu rächen und den Planen dieser Macht in Italien entgegenzutreten. Die Verhältnisse in Italien lockten zur Einmischung; mehrere aufstrebende Staaten und ehrgeizige Fürsten suchten ihr Gebiet zu erweitern, bedrohten die übrigen und suchten dazu auswärtige Verbindungen. In Oberitalien standen Venedig und Mailand als Nebenbuhler einander gegenüber. Venedig, die Beherrscherin des mittelländischen Meeres, der Mittelpunct des europäischen Handels, war die reichste Stadt der damaligen Welt. Durch eine fein entwickelte Erbaristokratie, die sich einer guten Verwaltung befleißigte, hatte die Republik Venedig eine große Macht gegründet und ihr Gebiet sowohl auf den Inseln als auf dem Festlande immer weiter ausgedehnt. Eine besonders reiche Erwerbung hatte sie 1489 durch die Besitznahme der fruchtbaren Insel Cypern gemacht; an den Küsten von Istrien, Illyrien,

Dalmatien, ja auf Morea hatte sie eine Anzahl Städte und feste Plätze, kürzlich hatte sie auch ein Stück von Ferrara erworben; die oberen Pogegenden, die Küsten der Romagna, die anconatische Mark waren Gegenstände ihrer Entwürfe, und so sahen sich Mailand, der Kirchenstaat und Neapel von der durch ungeheuren Reichthum mächtigen Republik bedroht. Neben Venedig wuchs Mailand unter der usurpirten Militärherrschaft Lodovico Sforzas zu einem wohlgeordneten, mächtigen Staat empor, welcher sich 1488 durch die Unterwerfung der von inneren Streitigkeiten zerrütteten Republik Genua beträchtlich vergrößert hatte. Der ebenso kluge als thatkräftige Lodovico Sforza trug den Zunamen Moro, denn er selbst verglich sich mit dem Maulbeerbaum, der erst Blätter treibt und blüht, wenn er des Frühlings sicher ist, aber dann auch schnell grünt und Früchte zeitigt. Sein Großvater hatte sich vom Bauernjungen zum angesehenen Führer eines Söldnerhaufens aufgeschwungen; dessen Sohn, Lodovicos Vater, war durch die Heirath mit der unehelichen Tochter des letzten Herzogs von Mailand aus dem Hause Visconti in den Besitz der Stadt und des Landes gekommen, und er selbst herrschte nun im Namen seines Neffen Galeazzo, die Vormundschaft über diesen unter dem Vorwand, er sei blödsinnig, über Gebühr verlängernd. Dieser Neffe aber war mit Isabella, der Enkeltochter des Königs Ferdinand von Neapel, verheirathet. Isabella klagte ihrem Großvater, daß der Oheim ihrem Gemahl und ihren Kindern Ehre und Ansehen raube und sie gleich Gefangenen überwache; daher sah sich denn Lodovico von Neapel aus immer in seiner angemaßten Herrschaft bedroht. Der König von Neapel saß aber selbst nicht fest auf seinem Throne, er war ein unehelicher Sprößling des Hauses von Aragonien in Spanien und erhielt sich nur unter beständigen Kämpfen mit dem neapolitanischen Adel im Besitz der Gewalt. Grausamkeit und Habsucht machten ihn verhaßt, und die Neapolitaner schielten sehnsüchtig nach Frankreich, dessen Dynastie von der jüngeren Linie des Hauses Anjou her Ansprüche auf den neapolitanischen Thron hatte. Der Kirchen-

staat war in Unruhe versetzt durch die Erwählung des Cardinals Borgia, der im August 1492 als Alexander VI. den päpstlichen Stuhl bestieg und nicht nur durch ein Concubinat mit der schönen Giovanna Vanozza der Christenheit Aergerniß gab, sondern auch durch einen Charakter voll Habsucht, Grausamkeit, Lüge und Treubruch aller geistlichen Würde auf's Frechste Hohn sprach, aber durch persönliche Begabung, Beredtsamkeit, Verwaltungsgeschick und strenge Rechtspflege Macht und Ansehen gewann, wie er denn auch mit allem Eifer darauf hinarbeitete, seinen vier Söhnen und zwei Töchtern weltliche Fürstenthümer zu verschaffen. In Florenz hatte nach dem Tode des klugen Lorenzo Medici dessen Sohn Pietro durch jugendliche Unbesonnenheit eine feindliche Gegenpartei hervorgerufen, die an dem kirchlich-politischen Reformator Savonarola einen Führer bekam, der für die Republik schwärmte und wirkte und dadurch eine Bewegung erzeugte, welche den Staat in seinen Grundfesten erschütterte. Die gefährlichsten Personen für die Ruhe Italiens waren der Papst Alexander VI. und Lodovico Moro, der Beherrscher Mailands. Da letzterer sich im Besitz seiner Gewalt unsicher fühlte, so suchte er äußere Stützen zu gewinnen. Er erinnerte sich, daß Mailand eigentlich ein Lehen des mit der römisch-deutschen Kaiserkrone verbundenen Königreichs Italien sei. Dieses Königreich Italien bestand zwar nach dem Sturze der Hohenstaufen eigentlich nicht mehr, aber noch waren die mailändischen Herzoge aus dem Hause Visconti kraft dieser königlichen Belehnung Herzoge. Die Sforza aber hatten die Belehnung nicht mehr nachgesucht und ihrer eigenen Macht vertraut, aber eben darum hatten sie auf dem Standpunct des deutschen Staatsrechts nicht den mindesten Anspruch auf Mailand. Moro dachte, wenn er die Belehnung des deutschen Kaisers gewänne, würde sein Recht auf Mailand ein besseres sein, als das seines Neffen. Er knüpfte mit Maximilian am Anfang des Jahres 1492 Unterhandlungen an, ersuchte ihn um die Belehnung und bot ihm die Hand seiner schönen Nichte Blanca Sforza mit einer Mitgift von 400,000 Ducaten an.

Obgleich die Familie Sforza unter den damaligen Fürsten nicht als ebenbürtig galt, so gieng Maximilian doch auf den Vorschlag ein; einmal, weil er das Geld, das ihm immer fehlte, wohl brauchen konnte, und dann, weil ihm die Handhabe zur Einmischung in die italiänischen Angelegenheiten gar willkommen war. Denn er brannte vor Begierde, die kaiserlichen Rechte in Italien geltend zu machen; dort hoffte er überdieß auch das Feld zu finden, auf welchem er an den Franzosen Genugthuung nehmen könne. Er hatte nämlich Kunde erhalten, daß König Karl VIII. von Frankreich einen Eroberungszug nach Neapel beabsichtige. Noch vor dem Tode seines Vaters hatte Maximilian sich mit Blanca verlobt; im März 1494 wurde zu Innsbruck unter mehrwöchentlichen Festlichkeiten das Beilager gefeiert und im September ertheilte Maximilian dem Oheim Lodovico die Belehnung mit Mailand. Diese zweite Heirath schlug aber für Maximilian nicht zum Glück aus, die Ehe blieb kalt und kinderlos; Blanca scheint nicht die Gabe der fesselnden Liebenswürdigkeit besessen zu haben wie Maria von Burgund, wir finden sie selten in des Königs Begleitung. Sie starb im Jahre 1511, wie man sagte, an Lebensüberdruß. Die Betheiligung an den italiänischen Händeln brachte Maximilian weder kriegerischen Ruhm, noch Zuwachs an Macht und Ansehen und entzog ihn nur seiner deutschen Aufgabe. Lodovico hegte übrigens keine große Erwartung auf die materielle Unterstützung, die ihm Maximilian würde gewähren können, er suchte bei ihm nur die rechtliche Bestätigung seiner Herrschaft; die militärische Hilfe hoffte er von Frankreich, das er anstiftete, die Ansprüche auf Neapel geltend zu machen, um dadurch den König von Neapel zu hindern, für das Recht seiner Enkeltochter und ihrer Kinder einzutreten.

Ehe Maximilian in Italien eingriff, begab er sich mit seiner neuen Gemahlin in die Niederlande, theils um über die Ansprüche des Grafen Karl von Egmont auf Geldern eine schiedsrichterliche Entscheidung zu treffen, theils um seinem nun siebenzehnjährigen Sohne Philipp die Regierung der Niederlande

zu übergeben. Philipp war ein wahres Wunder der Schönheit und Liebenswürdigkeit geworden, mit Recht der Schöne genannt. Er war der Liebling der Frauen und machte ausgedehnten Gebrauch von seiner Gabe, die Herzen zu gewinnen. Aber auch seinen Unterthanen war er sehr willkommen; sie waren froh, einen Fürsten zu haben, der unter ihnen aufgewachsen war, ihre Sprache und ihre Interessen verstand und darauf einzugehen wußte. Er durfte sich daher viel mehr erlauben, als sein Vater. Während man diesem Nichtachtung und Schmälerung der von seiner Gemahlin ertheilten Privilegien vorgeworfen hatte, durfte Philipp es wagen, in einer holländischen Staatenversammlung zu Gertruidenburg alle seit dem Tode Karls des Kühnen ertheilten Privilegien für ungiltig zu erklären und namentlich das seiner Mutter abgezwungene große Privilegium, das so viele unstatthafte Ansprüche hervorgerufen und die fürstliche Gewalt so sehr beschränkt hatte, aufzuheben. Die Niederländer ließen sich dieses ruhig gefallen, der Friede kehrte wieder zurück, Handel und Gewerbe blühten neu auf. Da Philipp nun selbstständig war, sorgte ihm sein Vater auch für eine vortheilhafte Heirath; wie er bei seinen eigenen Verbindungen auf Gelegenheit zu Ländererwerb gesehen hatte, so auch bei seinem Sohne: er wählte ihm die spanische Prinzessin Juana, Tochter des Königs Ferdinand des Katholischen von Aragonien und der Königin Isabella von Castilien. Im October 1496 wurde Philipp zu Brüssel mit ihr getraut. Die Spannung des habsburgischen Hauses gegen Frankreich ließ es räthlich erscheinen, mit dem benachbarten Spanien freundliche Verhältnisse anzuknüpfen, die Plane gingen aber noch weiter, auf die Anheirathung des Königreichs Spanien. Deshalb wurde das Band doppelt geknüpft und Philipps Schwester Margarethe, die verstoßene Braut des Königs von Frankreich, mit dem nächsten spanischen Thronerben Don Juan verheirathet. Diese Verbindung des Hauses Habsburg mit Spanien war für die Niederlande wie für Deutschland unheilvoll; sie brachte jene unter spanische Herrschaft und veranlaßte dadurch den lang-

wierigen Befreiungskampf und sie gab Deutschland während der Reformationszeit einen Spanier zum Kaiser, denn die Prinzessin Juana wurde die Mutter Karls V. Auch für Philipp erwuchs aus der Heirath nur mäßiges Glück, Juana liebte ihn zwar zärtlich, aber quälte ihn durch krankhafte Eifersucht und wurde später schwermüthig und irrsinnig. Die Ehe Margarethens wurde schon nach einem halben Jahre durch den Tod des Prinzen getrennt.

Die italiänischen Ereignisse, auf welche Maximilian gerechnet hatte, kamen früher zum Ausbruch, als er erwartet haben mochte. Vergeblich hatte König Ferdinand von Neapel den aus Frankreich drohenden Sturm zu beschwören versucht; im Januar 1494 starb er und hinterließ das Reich seinem Sohne Alonso II., der bald ein ansehnliches Heer sammelte, um den Angriff der Franzosen abzuwehren. Schon im August 1494 erschien König Karl mit 12,000 Mann Fußvolk, 6000 Reitern und zahlreicher Artillerie in Oberitalien, wo er nirgends Widerstand fand, vielmehr wie ein willkommener Verbündeter aufgenommen wurde. Der Fürst von Florenz, Pietro, wollte in Furcht vor den feindlichen Parteien sich den Frieden mit Frankreich durch Uebergabe von sechs Städten und Zahlung von 120,000 Ducaten erkaufen, was aber die Unzufriedenheit der Bürger noch mehr reizte und einen Aufstand zum Ausbruch brachte, durch welchen Pietro vertrieben und eine theokratisch-demokratische Regierungsform unter Führung Savonarola's eingesetzt wurde. Die Pisaner fielen von Florenz ab und errichteten unter Frankreichs Schutz einen Freistaat. Papst Alexander VI. öffnete den Franzosen die Thore, schloß einen Vergleich mit ihnen, übergab ihnen die wichtigsten festen Plätze des Kirchenstaates und einen seiner Söhne als Geißel. König Alfons von Neapel verlor ganz die Besinnung und legte die Krone zu Gunsten seines Sohnes Ferdinand II. nieder, dieser aber entwich auf die Insel Ischia. So zog denn König Karl triumphierend in Neapel ein, nahm Besitz vom Lande und erklärte sich am 12. Mai feierlich zum König von Neapel. Lodovico Moro

hatte sich Anfangs den Franzosen als treuer Verbündeter angeschlossen. Sein Neffe Galeazzo starb im October, wie man behauptete, an Gift, das ihm der Oheim beigebracht. Lodovico übernahm nun das Herzogthum in eigenem Namen kraft der kaiserlichen Belehnung, die bisher geheim gehalten worden war. Aber die so gar schnellen Erfolge König Karls erschreckten ihn doch; er hörte, Karl erhebe auch auf Mailand alte Ansprüche, und fing an, die Herbeirufung der Franzosen zu bereuen. Es schien ihm hohe Zeit, sie wieder hinauszuwerfen, und er sah sich nach Bundesgenossen gegen sie um. Auch Venedig hatte gleiches Interesse, dem Papst wurde es ebenfalls unbehaglich und Moro stellte dem römischen König vor, das Lehen des deutschen Reiches sei in Gefahr, Frankreich strebe nach der Herrschaft über ganz Italien, nach der alten italiänischen Königskrone und der römischen Kaiserwürde. Im März 1495 wurde auf Lodovicos Betrieb zwischen ihm, dem Papst, Venedig, dem Herzog von Ferrara, dem König von Aragonien und Maximilian ein Bündniß geschlossen, dessen Zweck die Vertreibung der Franzosen und die Wiedereinsetzung König Ferdinands in Neapel war. Maximilian, der noch in den Niederlanden weilte, gieng voll Eifer und Begeisterung auf diesen Plan ein. Zuerst gedachte er an der Spitze der Verbündeten den Franzosen Neapel zu entreißen, dann sie in ihre Heimath zu verfolgen, in Italien aber als siegreicher Feldherr die Rechte des Reiches geltend zu machen und in Rom sich die Kaiserkrone auf das Haupt setzen zu lassen. Nicht eher wollte er den Kaisertitel annehmen, als bis er sich selbst die Kaiserkrone in Rom geholt habe. Voll von diesen Gedanken kam er am 18. März 1495 nach Worms, wohin er die Stände des Reichs berufen hatte, weniger um die Angelegenheiten Deutschlands zu berathen, als um sich Reichshilfe zum Krieg in Italien verwilligen zu lassen. Nicht lange wollte er sich in Worms mit Verhandlungen aufhalten, er hoffte in mindestens 14 Tagen die Sache abmachen und dann mit der Reichshilfe gegen König Karl nach Italien ziehen zu können.

Sechstes Kapitel.

Der Reichstag von Worms, die Reformbestrebungen der Fürsten und die Kriegsplane Maximilians.

Eine ansehnliche Versammlung hatte sich in Worms eingefunden; fünf Kurfürsten, Berthold von Mainz, Johannes II. von Trier, Hermann IV. von Köln, Philipp von der Pfalz und Friedrich III. von Sachsen, dazu noch zehn geistliche und 29 weltliche Fürsten, 67 Grafen und Herren, die Bevollmächtigten von 24 Reichsstädten und viele auswärtige Gesandte. Am 26. März eröffnete Maximilian die Verhandlungen mit einer Rede, in welcher er die europäischen Beziehungen des Reiches darlegte. Zuerst wies er auf die Türken hin, die sich an der österreichischen Grenze immer weiter ausbreiteten und die Einwohner beunruhigten, auch erst kürzlich einen verheerenden Einfall in Kroatien gemacht hätten und sich zu neuen Unternehmungen rüsteten. Eine noch größere Gefahr drohe von Frankreich, welches Italien, insbesondere den Papst, Florenz, Pisa und mehrere dem Reich unterworfene Landschaften bedränge. Der König von Frankreich habe ohnehin durch die Erwerbung des Herzogthums Bretagne einen solchen Zuwachs erhalten, daß, wenn dem weiteren Umsichgreifen ferner zugesehen und kein Einhalt gethan werde, er das römische Reich deutscher Nation entziehen, an sich bringen und die deutschen Stände unterdrücken würde. Die Versammlung erwiderte, alle diese Dinge seien zwar sehr bedenklich, aber da die Stände noch nicht vollzählig (denn ihre Gesammtzahl belief sich auf etwa dreihundert), so könne man in dieser nicht nur für das deutsche Reich, sondern für die ganze Christenheit wichtigen Angelegenheit noch nichts beschließen. Wenn übrigens Seine Majestät vorläufig eröffnen wollte, auf welche Weise und mit welchen Mitteln sie den angedeuteten Gefahren zu begegnen gedächte,

so wolle man weiter darüber rathschlagen. Diese weitere Eröffnung erfolgte unverzüglich, Maximilian forderte eine sogenannte eilende Hilfe, ein schleuniges Aufgebot der gesammten Reichsmacht und eine beständig währende Hilfe auf zehn bis zwölf Jahre, d. h. ein stehendes Heer auf so lange, oder Geld, um ein solches anwerben und erhalten zu können. Auch wurde das Erbieten hinzugefügt, von des Reiches Nothdurft, von dem Frieden, den Rechten und allerlei Gebrechen ernstlich zu handeln. Die Fürsten gaben im Allgemeinen ihre Bereitwilligkeit zu erkennen, zur Ehre des Reiches und zur Vertreibung der Türken und Franzosen das Ihrige zu thun, aber sie hielten mit bestimmten Zusagen zurück. Die Städte, von tüchtigen Rechtsgelehrten vertreten, erklärten, sie könnten nichts berathen und beschließen, ehe ihren Beschwerden abgeholfen würde; auch sprachen sie gegen die Fürsten die Erwartung aus, sie würden nichts verwilligen, was zu ewigem Tribut und Servitut führen könnte, d. h. sich zu keiner ständigen Steuer, keiner Verpflichtung, dem Kaiser in Kriegsunternehmungen zu folgen, verbinden. Sämmtliche Stände vereinigten sich schließlich zu der einmüthigen Antwort, daß sie keine Hilfe für auswärtige Angelegenheiten leisten könnten, bis die Gebrechen des Reiches gehoben, beständiges Gericht, Landfrieden und Ordnung hergestellt sei. Es wurde sofort ein Ausschuß niedergesetzt, welcher ein Gutachten abfassen sollte, wie die Sache auszuführen wäre. Der Markgraf Johann von Brandenburg, Bischof Heinrich von Chur, Graf Jörg von Henneberg, Bruder des Erzbischofs von Mainz und Deutschordens-Commenthur, und Graf Haug von Werdenberg waren die von Kurfürsten und Fürsten gewählten Mitglieder des Ausschusses. Das Ergebniß ihrer Berathungen war ein umfassender Reformplan, dessen Hauptpuncte ein ständisches Kammergericht und ein aus siebenzehn Mitgliedern bestehender, von Kurfürsten, geistlichen und weltlichen Fürsten und den Reichsstädten besetzter Reichsrath waren. Der letztere sollte des Reiches Nutzen und Nothdurft berathen, den Vollzug der kammergerichtlichen Urtheile sichern, Ungehorsam und Aufruhr

dämpfen, Mittel erdenken und anwenden, das dem Reiche Entzogene zurück zu gewinnen, den Widerstand gegen die Türken und andere Feinde des Reiches und deutscher Nation leiten, die Anschläge für die Hilfsgelder zum Kriege machen, kurz die Summe der ganzen Reichsregierung in die Hand nehmen. In schweren Händeln sollte der Reichsrath zwar nichts ohne Zustimmung des Königs und der Kurfürsten beschließen, übrigens ziemlich unabhängig und auf eigene Verantwortung gestellt sein. Dieser Plan wurde den Kurfürsten und Fürsten, sowie den Städten vertraulich mitgetheilt; von jedem der drei Stände wurde sodann eine besondere Commission zur Begutachtung niedergesetzt; der allgemein gebilligte Vorschlag wurde endlich auch Maximilian vorgelegt. Der König erklärte sich nach vertraulicher Berathung mit den befreundeten Fürsten Albrecht von Sachsen, Friedrich von Brandenburg und Eberhard von Wirtemberg bereit, alles anzunehmen, was zu Nutzen und Ehre des Reiches und Handhabung des Friedens und Rechtens gereichen könne, jedoch seiner obrigkeitlichen Rechte als Oberhaupt des Reiches unbeschadet.

Kurz nach dieser Mittheilung, welche Anfangs Mai erfolgt zu sein scheint, gelangten dringende Hilferufe aus Italien an Maximilian. Lodovico Moro sah sich im Besitze Mailands von den Franzosen bedroht: schon hatte der Herzog von Orleans, der vermöge seiner Abstammung von einer echten Tochter der Visconti beßere Ansprüche auf Mailand zu haben glaubte, als die Sforza, die von einer unechten Tochter abstammten, die Stadt Asti eingenommen und Lodovico mahnte nun seinen Bundesgenossen Maximilian dringend um die bundesmäßige Hilfe. Dieser wandte sich aufs Neue an die Stände, stellte ihnen vor, daß es jetzt die höchst Zeit sei, wenn man Mailand retten wolle, die Hilfe leide keinen Verzug. Aber so sehr er auch treiben mochte, die Reichsstände waren nicht ins Feuer zu bringen, sie hielten die Gefahr einerseits nicht für so dringend, zumal eine Gesandtschaft König Karls versicherte, ihr Herr denke nicht daran, wider den römischen König und wider das deutsche Reich oder deutsche Nation etwas vornehmen zu

wollen, andererseits wollten sie durch Zögerung die Annahme der Reformplane beschleunigen. Endlich erbot sich Maximilian, zunächst auf eigene Gefahr ein Anlehen von 50,000 Gulden aufzubringen, wenn die Stände ihm längstens binnen sechs Wochen einen Vorschuß von 100,000 gewährten, mit diesen beiden Summen wollte er dann schleunig Truppen werben. Dieser Vorschlag wurde angenommen, aber unter der Bedingung, daß Seine Majestät nicht von dem Tag abscheide, ohne zuvor Friede, Recht, währende Hilfe und hinlängliche Ordnung verfaßt, geordnet und aufgerichtet zu haben. Auch konnten sich die Stände nicht enthalten, an diese Zusage einige Vorwürfe und Beschwerden anzuknüpfen. Wichtige Angelegenheiten, nämlich die Reformfragen, würden gewöhnlich spät vorgenommen und langsam behandelt, aber mit den Anträgen für Kriegshilfe habe es gewaltige Eile. Mehrere Reichslande, wie Italien, Burgund, die Schweiz und Friedland nähmen keinen Antheil mehr an den Reichslasten, deshalb müßten dann die übrigen Reichslande ihren Theil mittragen. Ferner wisse man wohl, daß der Herzog von Mailand, der jetzt so dringend um Hilfe rufe, selbst die Franzosen ins Land gezogen und ihnen allen Vorschub gethan habe; er sei es, der dem Reiche die jetzige Last auflade. Durch das Verlangen der eilenden Hilfe sei der Hauptzweck des jetzigen Reichstages, die Berathung der deutschen Angelegenheiten, gestört. Schon oft sei Hilfe verlangt und gewährt, aber wenig Nutzen damit geschafft worden. Wenn die Sache abermals diesen Ausgang nehmen sollte, würde viel Unzufriedenheit und Trennung unter den Ständen entstehen. Diese Antwort wurde dem König von dem Kurfürsten von Mainz überbracht und freundlicher aufgenommen, als man erwarten konnte. Einige Tage nachher erfolgte eine schriftliche Vertheidigung des Königs gegen die Beschwerden der Stände. Die Verzögerung der Verhandlungen sei nicht seine Schuld, des Reiches Abnahme könne ihm nicht zur Vorwurf gereichen, seine Gedanken und Bestrebungen giengen unabläßig dahin, das vom Reich Abgekommene wieder beizubringen, aber man unter-

stütze ihn ja nicht. Er sei gerne bereit, wegen eines beständigen Landfriedens und einer festen Ordnung im Reiche die nöthigen Einrichtungen zu treffen, und sei nie anderen Willens gewesen. In Betreff der Anleihe schlug er vor, lieber durch eine allgemeine Reichssteuer die Summe aufzubringen und dieselbe noch um 50,000 Gulden zu erhöhen. Die Stände wollten es bei der Anleihe zunächst belassen, aber später allerdings eine Reichssteuer zu deren Tilgung erheben; von der Erhöhung wollten sie zuerst nichts wissen, giengen aber nachher doch darauf ein. Sie meinten mit den verwilligten 150,000 Gulden alles gethan zu haben, was die Kräfte des Reiches vermöchten; in der That aber war diese Summe sehr karg und stand gar nicht im Verhältniß zu den Leistungen, zu welchen sich Maximilian in dem zu Venedig geschlossenen Bündnißvertrag verpflichtet hatte. Er hatte nämlich die Stellung von 18,000 Mann zu Fuß und 4000 Reitern übernommen und davon hatte er nur 3000 Mann vorläufig auf eigene Kosten gestellt. Die 150,000 Gulden reichten nur eben hin, um das bundesmäßige Contingent auf zwei Monate zu besolden. Das Anlehen wurde auf die Fürsten und Städte umgelegt, aber die Gelder giengen nur langsam ein; gegen Ende Juni hatten nur die Kurfürsten 6000 Gulden bezahlt, die Städte zögerten noch und erst auf besondere Ermahnung des Kurfürsten von Mainz schrieben die städtischen Abgeordneten um beschleunigte Einzahlung der betreffenden Summen nach Hause. Der römische König und seine Räthe wurden nicht müde, eine schnellere Beschaffung des zugesagten Anlehens und eine beträchtlichere Hilfe zu erbitten, aber die Stände blieben zähe und beharrten auf ihrer Weigerung, bis in der Reformsache eine bestimmte Zusage geschehen wäre. Der König ließ ihnen sagen, er habe die eingereichten Entwürfe ernstlich vorgenommen, mehrere Tage von Morgens frühe bis spät Abends darüber gesessen und hoffe demnächst damit zu Ende zu kommen; man werde sehen, wie geneigt er sei, Friede, Recht und gute Ordnung im Reiche herzustellen. Am 4. August, nachdem er noch Vormittags auf ein neues

Ansuchen eine abschlägige Antwort erhalten hatte, berief er den Nachmittag die Stände zusammen, begab sich persönlich in die Versammlung und ließ durch seinen Rath Veit von Wolkenstein erklären, daß er bereit sei, den Landfrieden und das Kammergericht nach den Entwürfen, welche die Stände ihm übergeben hätten, anzunehmen. Schon drei Tage nachher wurde der Landfriede und die Kammergerichtsordnung öffentlich verkündet.

Diese beiden Ordnungen waren nun allerdings ein sehr wichtiger Bestandtheil des von den Ständen übergebenen Reformplanes, aber nicht der wichtigste, nicht derjenige, an welchen den Ständen am meisten gelegen und der die Hauptveranlaßung von Maximilians Zögern gewesen war. Die Hauptsache war der bereits oben erwähnte Reichsrath, eine vollziehende Centralgewalt, welche, von den Reichsständen ernannt, an die Stelle der monarchischen Gewalt des Reichsoberhauptes einen Ausschuß der Reichsaristokratie setzen sollte. Von den siebenzehn Mitgliedern sollte der Kaiser nur eins, den Präsidenten, ernennen, sechs Räthe sollten von den sechs Kurfürsten geschickt, vier weitere von den geistlichen Sprengeln Salzburg, Magdeburg, Bremen und Bisanz (Besançon in der Freigrafschaft Burgund), vier andere von den weltlichen Provinzen Baiern, Schwaben, Franken und den Niederlanden, und zwei von den Frei- und Reichsstädten gewählt werden. Die Befugniß dieses Reichsrathes war nicht genau bestimmt; in wichtigen Fällen sollte er die Zustimmung des Königs und der Kurfürsten einholen, diese aber sollten ohne Zustimmung des Reichsraths weder Krieg beginnen noch Frieden oder ein Bündniß schließen. Den einzelnen Fürsten sollten die Reichsräthe nicht verpflichtet, sie sollten vielmehr von den Eiden, mit denen sie ihren Landesherren verbunden, erledigt sein, und nur nach Forderungen ihres Amtes handeln. Den Kurfürsten war eine Art Aufsichtsrecht über den Reichsrath eingeräumt; sie sollten sich jährlich einmal an dem Sitze desselben einfinden, mit ihm die wichtigsten Angelegenheiten berathen und ordnen und außerdem jeder eine Zeit lang bei

dem Reichsrath verweilen, am Mittwoch vor Frohnfasten sollte der Kurfürst von Mainz die Reihe beginnen, die übrigen ihm folgen und so lange bei dem Reichsrath bleiben, als ihre Anwesenheit nützlich scheine. Wenn ein Reichsstand von einem auswärtigen Feind angefochten würde, so sollte der Reichsrath für Hilfe sorgen, doch dieselbe nicht aus eigener Macht aufbieten, sondern dem König und den Kurfürsten das Bedürfniß anzeigen. Den Oberfeldherrn sollte der König ernennen, der Reichsrath dagegen sollte die Unterhauptleute anstellen, Söldner werben, Kriegsmaterial anschaffen. In die Kasse des Reichsraths sollten alle Anschläge zur Reichshilfe, alle Einkünfte des Reichs, alle Sporteln fließen, und aus ihr sollten hinwiderum alle Ausgaben für das Reich gemacht werden. Ueber Verwendung der Gelder sollte von sechs kurfürstlichen, zwei fürstlichen, zwei geistlichen und zwei städtischen Räthen Rechnung abgelegt werden. Die großen Lehen sollten nicht ohne Zustimmung des Reichsraths ausgegeben werden; nur kleinere Lehen und Standeserhöhungen blieben allein dem Könige vorbehalten. Die Reichstage sollten noch neben dem Reichsrath bestehen, aber ihre allmäliche Beseitigung hätte die nothwendige Folge der neuen Einrichtung sein müssen. Das geistliche Element, das auf den Reichstagen und überhaupt in der ganzen Reichsverfassung eine so wichtige Rolle spielt, ist in dem Reichsrath nur schwach durch die Räthe der vier Kirchenprovinzen vertreten; bemerkenswerth ist es, daß die zur Berathung der Reformentwürfe niedergesetzte Commission der städtischen Abgeordneten ausdrücklich die Forderung stellte, daß in die Zahl der Reichsräthe kein Geistlicher aufgenommen werde, weil diese den Weltlichen beschwerlich werden könnten. Wir erkennen daraus die antikirchliche, den reformatorischen Bestrebungen zugewandte Stimmung der städtischen Bevölkerung, ja der städtischen Obrigkeiten. Das bürgerliche Element spielt übrigens in diesem Reichsrath noch eine sehr untergeordnete Rolle: neben fünfzehn fürstlichen Räthen sollten nur zwei städtische aufgenommen werden, und auch dies war nur ein Zugeständniß, das die Städte wohl dem Kurfürsten Berthold verdank-

ten, der immer darauf gedrungen hatte, daß die Städte zu den Berathungen der Reichstage zugezogen würden, und der stets den Vermittler zwischen dem fürstlichen und dem städtischen Collegium auf den Reichstagen machte.

Der ganze Entwurf war aus dem Bedürfniß hervorgegangen, die nicht mehr in voller Autorität bestehende Reichsgewalt des Kaisers durch eine Vertretung der mächtigsten Reichsstände zu ergänzen, und repräsentirte so den Uebergang von der monarchischen Verfassung zur ständischen Vertretung. Es haftete ihm, wie es häufig bei Uebergangsformen zu geschehen pflegt, mancherlei Unklarheit an. Der Umfang der Befugnisse des Reichsraths war weder gegenüber dem Reichsoberhaupt, noch gegenüber der Gesammtheit der Reichsstände genau abgegrenzt; er war halb Beirath des Kaisers, halb selbstständige Centralgewalt, die auch ohne den Kaiser etwas anordnen und ausführen konnte. Es war vorausgesetzt, daß der Kaiser mit den Beschlüssen des Reichsraths einverstanden sei, für den möglichen Fall einer Verschiedenheit der Ansichten war nicht bestimmt, wer dem anderen nachzugeben habe. Ebenso war vorausgesetzt, daß der Beschluß des Reichsraths auch der Ausdruck des Willens der gesammten Reichsstände sei, und nichts darüber gesagt, wie es zu halten, wenn die Mehrheit der Reichsstände anderer Meinung wäre als der Reichsrath. Welche Befugniß der die Aufsicht führende Kurfürst über den Reichsrath haben, ob er Director oder berichterstattender Zuhörer sein sollte, erscheint ganz unklar, wenn man nicht die gegebenen Verhältnisse ins Auge faßt. Offenbar war unter dem Collegium der Kurfürsten ein Mann, der mehr als die andern von dem Herannahen einer neuen Zeit begriffen hatte, der bei diesen Planen hauptsächlich thätig war und sich eine Stelle sichern wollte, von welcher aus er eingreifen konnte. Dieser Mann war Berthold von Mainz. Wäre der beabsichtigte Reichsrath zu Stande gekommen, so würde Berthold bei wichtigen Verhandlungen auf dem Platz geblieben sein, um die Berathungen zu leiten, beim gewöhnlichen Gang der Dinge aber seinen

Collegen das Aufsichtsamt überlassen haben. Wer möchte zweifeln, daß mehr herausgekommen wäre, wenn ein verständiger Kurfürst auch die äußere Politik hätte leiten helfen und statt abenteuerliche Coalitionskriege in Italien zu fördern, z. B. auf die thatkräftige Unterstützung des Deutschritterordens in Polen gedrungen hätte? Wie heilsam für das Reich würde es gewesen sein, wenn Friedrich der Weise oder Philipp von Hessen an der Spitze des Reichsraths gestanden und Karl V. genöthigt hätte, die Reformation anzuerkennen!

Als der Plan über den Reichsrath zuerst dem König vorgelegt wurde, sprach er sich, wie eben erwähnt, nicht gerade bestimmt ablehnend darüber aus, sondern verwahrte sich nur für seine obrigkeitlichen Rechte als Oberhaupt des Reiches. Erst später, nachdem der ständische Entwurf weiter ins Einzelne ausgeführt worden war und die Consequenzen klarer vorlagen, erkannte er dessen Unvereinbarkeit mit den königlichen Rechten. Er übergab am 22. Juni seine Bemerkungen darüber, die er als Verbeßerung des Entwurfs bezeichnete, die aber eigentlich eine Ablehnung enthielten. Statt der von den Kurfürsten und andern Reichsständen ernannten Räthe wollte er etliche redliche und verständige Männer erkiesen, an seinem Hofe halten und ihnen einen Oberen geben, der an seiner Statt und in seinem Namen über des Reiches Sachen mit ihnen handeln sollte. Er verstand darunter einen von ihm abhängigen kaiserlichen Hofrath, der in Verhinderungsfällen und bei seiner Abwesenheit im Feld einstweilen die Regierung für ihn führen und die laufenden Geschäfte besorgen sollte. Er glaubte, fügte er hinzu, bisher dermaßen regiert zu haben, daß niemand erhebliche Beschwerde darüber vorbringen könne. Nach anderen Nachrichten soll er den Vorschlag der Stände, ihm eine Anzahl rechtliebender, gottesfürchtiger Männer beizuordnen, die ihrer selbst so mächtig wären, daß sie sich durch keine Gabe zu einem Unrecht bewegen ließen und die alle Sachen zum Schleunigsten ausfertigen sollten, mit Spott aufgenommen und gesagt haben, er sei wohl zufrieden, wenn man dergleichen Männer finde,

man solle nur in allen Ländern fleißig darnach suchen. Es ist Maximilian nicht zu verargen, daß er das Project hinsichtlich des Reichsraths mit Widerwillen aufnahm und sich sträubte, darauf einzugehen. Denn er mußte darin einen Versuch sehen, die königliche Gewalt ihm aus den Händen zu winden, ihn gewissermaßen unter Vormundschaft zu setzen. Aber auf der andern Seite ist auch nicht zu verkennen, daß der Gedanke des Reichsraths den thatsächlichen Verhältnissen entsprach. Die Kurfürsten hatten die Mitregierung des Reiches bereits an sich gerissen und der König galt auf den Reichstagen wenig mehr, denn als Präsident, er konnte in allgemeinen Reichsangelegenheiten nicht mehr befehlen, die mächtigeren Fürsten gehorchten ihm doch nur, so weit sie wollten. Und auf die Regierung der einzelnen Territorien hatte er beinahe gar keinen Einfluß mehr. Der Kaiser hätte die Vormundschaft der Kurfürsten dadurch abwenden können, daß er die Vertretung des Reiches auch auf den Adel und die Städte ausgedehnt und sich dadurch eine Partei geschaffen hätte, auf die er sich hätte stützen können. Aber diese allgemeinere Vertretung der Nation und ihrer Stände war noch nicht im Geiste der damaligen Zeit und Maximilians Gedanken um so ferner, als er nach den Erfahrungen, die er in den Niederlanden mit dem reichen Bürgerthum und dem Adel gemacht hatte, keine Lust haben konnte, mit diesen Herren das Regiment zu theilen. In seinem Sinne lag es nur, die monarchische Gewalt des Kaiserthums wieder herzustellen, aber er bedachte nicht, daß dies nur mit der rücksichtslosesten Härte und Gewaltthätigkeit durchzuführen gewesen wäre. Nicht Unterhandlung, nur Zwang konnte die Fürsten zur Unterwerfung bringen, und dazu war Maximilians Charakter nicht angelegt.

Sehen wir nun zu, was es mit dem Landfrieden und Kammergericht, durch welche der Wormser Reichstag von 1495 so berühmt geworden ist, auf sich hatte! Landfriedensordnungen sind im römisch-deutschen Reich, seit den Zeiten Kaiser Friedrichs II. gar oft, fast unzählige Male festgesetzt und verkündet worden, ohne daß es viel geholfen hätte, weil die Neigung zum

Friedensbruch, die Gewohnheit, da, wo man die Macht dazu hatte, sein Recht sich selbst zu nehmen, erfahrenes Unrecht selbst zu rächen, so in Sitte und Rechtsanschauung übergegangen war, daß man das Recht zur Gewaltthat als selbstverständlich, das Verbot als zeitweise Ausnahme ansah, wie denn auch nach den Reichsgesetzen die Selbsthilfe erlaubt war. Die Landfriedensordnungen konnten daher nur durch eine Uebereinkunft unter den Ständen des Reiches für eine bestimmte Zeit festgesetzt werden. Mit dieser Auffassung sollte nun auf dem Wormser Reichstag gebrochen werden; es wurde am 7. August 1495 kein zehnjähriger Landfriede verkündet, wie sonst herkömmlich war, sondern es wurde ein ewiger Landfriede als Reichsgesetz ausgesprochen. Die Hauptbestimmungen des Landfriedens waren: Es soll niemand, was Würden oder Standes er auch sei (mithin auch kein Landesfürst), den anderen befehden, bekriegen, berauben, belagern, niemand soll eine Stadt, ein Schloß oder ein Dorf mit Waffengewalt einnehmen, mit Brand oder auf andere Weise beschädigen. Es soll auch niemand solchen Friedensbrechern Hilfe und Rath gewähren (also auch kein Unterthan seinem Landesherrn), niemand soll die Friedbrecher beherbergen oder mit Speise und Trank laben. Die Uebertreter sollen in die Reichsacht verfallen, und wenn jemand auf diese Art beraubt und beschädigt werde, so sollen alle, die das zu frischer That inne würden, dem Thäter nacheilen. Wer des Friedensbruchs für schuldig erkannt wird, der soll um 2000 Mark reinen Goldes gestraft werden. Mit der Handhabung des Landfriedens stand die Verbeßerung der Rechtspflege im engsten Zusammenhang. Eine Hauptursache der vielen Friedensbrüche, der Versuche, durch Gewalt sich Recht zu schaffen, war die in vielen Fällen thatsächliche Unmöglichkeit, auf gerichtlichem Wege zu seinem Rechte zu gelangen. Wer nicht unter einem mächtigen Landesherrn stand, der dem Ausspruch seiner Gerichte Vollziehung zu verschaffen wußte, oder als Mitglied des schwäbischen Bundes sich an das Bundesgericht wenden konnte, war übel daran. Oder, wenn der Friedbrecher ein

mächtiger Fürst, der Beschädigte aber Unterthan eines kleinen Herrn oder eines reichsunmittelbaren Territoriums war, so wurde es vollends schwierig, Rechtsschutz zu erlangen; denn wo es sich um Person, Ehre, Eigenthum eines Fürsten oder sonstigen Reichsstandes handelte, durfte das gewöhnliche Hofgericht des Kaisers gar kein Urtheil sprechen, es mußte ein aus Standesgenossen zusammengesetztes Gericht unter persönlichem Vorsitz des Kaisers berufen werden, was eine umständliche Sache war, und überdies hatte ein Fürst nach der Ladung volle achtzehn Wochen Zeit, sich zu stellen. Auch waren die kaiserlichen Gerichte, die dem Hofe des Kaisers folgten, nicht immer mit rechtskundigen und zuverlässigen Männern besetzt und standen nicht eben im Credit der Unparteilichkeit und Unbestechlichkeit. Darum war die Errichtung eines allgemeinen, gut bestellten Reichsgerichtshofes, der für alle Fälle competent war und dessen Urtheile von der Reichsgewalt vollzogen werden mußten, ein großer Fortschritt für den Rechtsschutz und die Verhütung der Landfriedensbrüche. Schon unter Kaiser Friedrich III. hatten die Reichsstände wiederholt auf Reform des kaiserlichen Hofgerichts und Bildung eines besonderen Gerichtshofes angetragen, Maximilian selbst hatte die Reform befürwortet und konnte nun nicht umhin, als regierendes Reichsoberhaupt Hand ans Werk zu legen. Da es aber den Ständen besonders darauf ankam, das neue Gericht dem Einfluß des kaiserlichen Hofes zu entziehen und die Ernennung der Räthe in ihre Hand zu bringen, so war mit dem beantragten Kammergericht auch eine Beschränkung der kaiserlichen Rechte verbunden. Trotzdem wurde diese ständische Besetzung nun gewährt und sollte in derselben Weise geschehen, wie es für den Reichsrath vorgeschlagen war. Den Präsidenten, der mindestens ein Freiherr sein mußte, sollte der Kaiser, je einen Richter sollten die sechs Kurfürsten ernennen, ebenso die acht geistlichen und weltlichen Provinzen je einen, und die Frei- und Reichsstädte zwei. Der Sitz des Gerichts sollte nicht der jeweilige Aufenthaltsort des Hofes, sondern für immer die Stadt Frankfurt sein. An dieses Gericht konnte

sich nun jeder wenden, der über einen Friedensbruch klagte oder sonst einen Rechtsanspruch hatte. Für Reichsunmittelbare war das Kammergericht ein Gericht erster Instanz, für Unterthanen eines Landesherrn, die bei ihrem Landesgericht kein Recht finden konnten, sollte es Appellationsgericht sein. Auch gegen Fürsten und andere Reichsstände hatte es die Befugniß, die Acht auszusprechen, und wenn ein Friedensbruch vorlag, auch dann, wenn kein Kläger auftrat. Die Achtformel, die der Richter zu gebrauchen hatte, lautete sehr scharf. Er sprach mit erhobener Stimme: „Ich nehme dein Leib und Gut aus dem Frieden und thue sie in den Unfrieden und künde dich ehrlos und rechtlos und dein ehelich Weib zu einer Witwe und deine Kinder zu Waisen und theile alle Lehen, die du hast, ihres Herrn ledig und los und erlaube dich den Vögeln in der Luft, den Thieren in dem Wald, den Fischen im Waßer und jedermänniglich also, daß niemand an dir freveln kann noch soll, der dich angreift." Darauf zerbrach der Richter den Stab oder zerriß er den Achtzettel. Der so Geächtete verlor alles Recht, der Kläger konnte ihn überall verhaften und wenn jener sich zur Wehre setzte, erschlagen. Wer ihn speiste und herbergte, verfiel in Strafe. Der Geächtete konnte sich jedoch allezeit von der Acht befreien, wenn er dem Verletzten Entschädigung leistete oder auch nur einstweilen anbot; die Acht wirkte hauptsächlich als Nöthigung, sich mit dem Gegner abzufinden.

Zum Dank für die umfassenden Zugeständnisse, welche Maximilian mit diesen Institutionen den Ständen gewährt hatte, wurden ihm noch weitere 150,000 Gulden zum Krieg in Italien und zum Türkenkrieg verwilligt. Diese, sowie die früher verwilligte Summe sollten aus dem Ertrag einer allgemeinen Reichssteuer gedeckt werden, die man einzuführen beschloß. Nach verschiedenen Entwürfen vereinigte man sich auf folgenden Plan. Von je tausend Gulden Besitz an beweglichen und unbeweglichen Gütern sollte ein Gulden, von je fünfhundert Gulden ein halber bezahlt werden; wer unter 500 Gulden besaß, sollte den vierundzwanzigsten Theil eines Guldens entrichten, und

zwar niemand ausgenommen, der über fünfzehn Jahr alt war, gleichviel ob männlichen oder weiblichen Geschlechts, Priester oder Laie. Die Reichen sollten sich selbst anschlagen und dabei von den Pfarrern auf der Kanzel ermahnt werden, lieber etwas mehr zu geben. Eigenthümlich war die angeordnete Art des Einzugs: nicht kaiserliche oder landesherrliche Steuerbeamte, sondern die Pfarrer sollten das Geld einnehmen; denn es sollte ein Almosen sein, das Jeder um Gotteswillen zu dem allgemeinen Besten beizutragen habe. Für die nächsten vier Jahre sollte diese Anordnung in Kraft bleiben und nicht nur auf die eigentlichen Reichslande, sondern auch auf die Erblande des Königs, auf Oesterreich und die Niederlande, ja auch auf die Reichslehen in Italien ausgedehnt werden. Mit dem Gesammteinzug wurde eine ständische Commission von sieben Reichsschatzmeistern beauftragt und die Verwendung der Gelder sollte durch eine alljährliche, je am 1. Februar zusammentretende Reichsversammlung beaufsichtigt werden. Nachdem man die Idee eines Reichsraths hatte fallen lassen, kam man auf die alte Einrichtung der Reichstage zurück, die durch regelmäßige Wiederkehr belebt und einflußreicher gemacht werden sollten.

Neben den Verwilligungen zum Krieg und den Verbesserungen der Landfriedensverfassung und des Gerichtswesens wurden auf dem Wormser Reichstag verschiedene laufende Reichsgeschäfte erledigt. Es wurde eine Reihe von Belehnungen vorgenommen, namentlich wurden den sechs Kurfürsten ihre Lehen dem Herkommen gemäß erneuert. Der Graf Eberhard von Wirtemberg, Eberhard im Bart genannt, einer der angesehensten und verständigsten Reichsfürsten, dessen Rath Maximilian sich schon früher und namentlich auf diesem Reichstag öfters erbeten hatte, wurde zum Herzog erhoben. Es war dies nicht nur eine Ehre, die, einem angesehenen Fürsten erwiesen, dazu diente, die Reichsfürsten in der Anhänglichkeit an das Reichsoberhaupt zu bestärken, die Gnadenerweisung beruhte auch auf der Berechnung, daß dem Reiche ein Gewinn daraus erwachsen könnte. Denn das Land Wirtemberg wurde durch die Erhebung zum Herzog-

thum ein Lehen, das nur auf die männlichen Nachkommen vererben konnte, nach Aussterben derselben aber dem Reiche anheimfiel. Das Aussterben des wirtembergischen Fürstenstammes stand aber in naher Aussicht, da Eberhard keine Kinder, sondern nur einen achtjährigen Vetter, den nachherigen Herzog Ulrich, als einzigen Stammhalter hatte. Der Herzog Albrecht von Sachsen, ein kriegerischer Herr, welcher früher im ungarischen Krieg dem kaiserlichen Haus nützliche Dienste geleistet und den niederländischen Executionsfeldzug beendigt hatte, wurde für den Fall eines Reichskriegs gegen Frankreich oder die Türken zum Reichsfeldherrn bestellt.

Maximilian hatte auf diesem Wormser Reichstag wenig Freude erlebt. Kampfeslustig war er gekommen, in der Meinung, er dürfe sich nur an das Ehrgefühl der deutschen Fürsten wenden, sie zur Heeresfolge nach Italien aufrufen und sie würden ihm willig folgen, Schwerter, Mannen und Geld ihm vertrauensvoll zur Verfügung stellen. Statt dessen fand er den zähesten Widerstand, die entschiedenste Abneigung gegen auswärtige Unternehmungen, ein kränkendes Mißtrauen gegen seinen guten Willen für das Reich und weitgehende Entwürfe auf Schmälerung der königlichen Gewalt. In einigen Wochen hatte er gehofft, an der Spitze eines Heeres über die Alpen ziehen und als Führer einer großartigen Unternehmung kriegerischen Ruhm ernten zu können; statt dessen sah er sich durch verdrießliche Unterhandlungen ein halb Jahr lang hingehalten, der geschickte Zeitpunkt zum Eingreifen in die italiänischen Angelegenheiten war nun vorüber; denn König Karl, auf den er es abgesehen hatte, war friedlich wieder nach Frankreich zurückgekehrt und die halben Zugeständnisse, die Maximilian in Worms gemacht, hatten ihm und den Fürsten nur das Gefühl der Unbefriedigung hinterlassen. Mißmuthig, nur von wenigen Räthen begleitet, begab er sich von Worms nach Frankfurt, um dort das Kammergericht einzusetzen. Kein feierlicher Empfang wartete seiner. Ein Privathaus, Groß-Braunfels genannt, wurde auf vier Jahre als Sitz des Kammergerichts um 30 Gul-

den Jahreszins gemiethet. Am 31. October Morgens, zwischen 9 und 10 Uhr, fand sich Maximilian hier ein, wo der Kammergerichtspräsident, Graf Eitel Friedrich von Hohenzollern, mit sieben Beisitzern versammelt war. Der kaiserliche Rath Veit von Wolkenstein hielt vor einer zahlreichen Versammlung eine Rede, worin er den Kammerrichtern ihre Pflichten vorhielt und sie anwies, hinfür statt des Königs Gericht zu halten und einem Jeden sein Recht zuzuerkennen. Hierauf ließ der König die Richter ihren Eid schwören und übergab dem Präsidenten den Richterstab, einen drei Schuh drei Zoll langen Stab aus Nußbaumholz, der, so lange das Kammergericht bestand, gebraucht wurde und noch jetzt in Wetzlar aufbewahrt wird. Einige Tage nachher, am 3. November, wurde die erste gerichtliche Sitzung gehalten und am 21. Februar des folgenden Jahres übte das Gericht zum ersten Male sein Recht der Achterklärung aus.

Siebentes Kapitel.

Fortsetzung der Reformbestrebungen auf den Reichstagen von Lindau und Freiburg. Neuer Zusammenstoß mit den Kriegsplanen des Königs.

Verstimmt über den Widerstand, welchen er in Worms erfahren hatte, war Maximilian nicht sehr eifrig, die neuen Einrichtungen, die man ihm aufgedrungen hatte, ins Leben zu rufen und zu pflegen. Es kam ihn schwer an, dem Kammergerichte die Selbstständigkeit zu gewähren, die von den Reichsständen beabsichtigt war; es geschah, daß er gebot, mit den Prozessen inne zu halten, daß er sich weigerte, seinen Fiskal, wenn er einen Prozeß verlor, die Prozeßkosten zahlen zu lassen. Wenn der Ertrag der Sporteln zur Besoldung der Kammerrichter nicht zureichte und der gemeine Pfennig nicht eingieng, so hatten die Kammerrichter keine Besoldung; den von ihm bestellten Präsidenten rief Maximilian im folgenden Frühjahr

ab, weil er ihn zu anderen Geschäften brauche. Er hatte versprochen, bei Einziehung des gemeinen Pfennigs in seinen Erblanden mit gutem Beispiel voranzugehen; statt dessen ließ er in den Niederlanden gar keine Anstalt dazu machen. Aber auch unter den Reichsständen fehlte es an gutem Willen. Einige, die auf dem Reichstag sich nicht eingefunden und zu den Beschlüssen nicht mitgewirkt hatten, weigerten sich, dieselben anzuerkennen; mit den Bischöfen von Münster, Osnabrück, Paderborn und Bremen mußten besondere Unterhandlungen gepflogen werden. Der niedere Adel, der auf dem Reichstag nicht vertreten war, wollte von der Verwilligung des gemeinen Pfennigs nichts wissen; die fränkische Ritterschaft erklärte auf einer Versammlung zu Schweinfurt, im December 1495, es sei eine unerhörte, unerträgliche Neuerung, daß man sie mit Auflagen belästigen wolle, sie seien als freie Franken wohl verpflichtet, ihr Blut für den Kaiser zu vergießen, auf Kriegszügen mit ihrer männlichen Jugend des Kaisers Krone und Scepter zu vertheidigen, aber nicht Steuern zu bezahlen. Es war sogar davon die Rede, es hätten sich gegen Dreitausend vom Adel zusammengethan, um sich mit Gewalt zu widersetzen. Auch der ewige Landfriede, der für immer den Fehden ein Ende machen sollte, war nicht nach ihrem Sinn. In anderen Kreisen fand die Anerkennung des Kammergerichts Schwierigkeit; ein Theil der Aebte meinte, sie brauchten sich einem solchen rein weltlichen Gericht nicht zu unterwerfen. Im Februar 1496 hätte nach der in Worms getroffenen Verabredung wieder ein Reichstag in Frankfurt gehalten werden sollen, um die Verfassungsreform weiter zu besprechen, aber dazu zog es Maximilian nicht stark; bereits trug er sich wieder mit italiänischen Plänen. Er schickte zunächst einige seiner Räthe nach Frankfurt und war sehr froh, von diesen zu hören, daß nur wenige Reichsstände eingetroffen seien und nahm davon Vorwand, den Reichstag auf den August nach Lindau zu verlegen. Einstweilen vergnügte er sich in Augsburg mit seinem Sohne Philipp unter den schönen Patriziertöchtern mit Tanz, Turnieren und

anderen Lustbarkeiten. Von Augsburg aus gieng er ins Tirol, um sein Erbe anzutreten, da sein alter Vetter Sigmund im März gestorben war. Eine Botschaft von Lodovico Sforza rief ihn zu einer Zusammenkunft mit ihm, die im Juli zu Mals stattfand. Lodovico theilte ihm mit, der König von Frankreich gehe damit um, seinen Eroberungsversuch Neapels zu erneuern, die Venetianer nehmen ihre alten Entwürfe zu Erweiterung ihres Gebietes wieder vor und werfen sich zu Schutzherren Pisa's auf; er sprach Maximilian zu, er solle sich in den Handel mischen, es werde, wenn er sich nur in Italien zeige, sich sogleich eine Partei für ihn bilden, er könne bei dieser Gelegenheit die italiänische Königskrone sammt der römischen Kaiserkrone davontragen. Dies leuchtete dem abenteuerlustigen Maximilian ein, er beschloß, nicht erst lange mit den Reichsständen zu unterhandeln, sondern mit so viel Mannschaft, als er aus eigenen Mitteln zusammenbringen könne, nach Italien zu ziehen. Den in Lindau versammelten Reichsfürsten ließ er durch seinen Sohn Philipp sagen, sie sollten den gemeinen Pfennig schleunigst einsammeln und das Geld ihm so bald als möglich nach Italien bringen, wohin er jetzt voraneile.

Der Reichstag eröffnete seine Sitzungen am siebenten September 1496. Aber zu einem Zug nach Italien waren die Fürsten weniger als je aufgelegt; der Erzbischof Berthold, welcher sich diesmal ganz der Leitung bemächtigt hatte, ließ mit allem Ernst die Durchführung der in Worms beschlossenen Reformen berathen. Wir müssen vor allen Dingen diesen Mann, der eine so wichtige Rolle spielte, nun näher ins Auge fassen. Berthold, im Jahr 1442 geboren, war das zwölfte Kind des Grafen Georg von Henneberg und der Gräfin Johanna von Weilburg-Saarbrücken. Als jüngerer Sohn wählte er, wie drei seiner Brüder, die geistliche Laufbahn, wurde bald Domherr, im Jahre 1484 Domdechant des Stiftes Mainz und in demselben Jahre wurde er zum Erzbischof gewählt. Die Stiftsangehörigen erschraken ob seiner Wahl, doch bald war er wegen seines Wohlwollens und seiner Gerechtigkeit allgemein beliebt.

Er wird als ein geistlicher Herr von schlanker Gestalt, eleganten Formen und einnehmender Beredtsamkeit geschildert; dabei war er weise im Rath, thatkräftig im Handeln. In der Verwaltung entwickelte er eine rege Thätigkeit, verbesserte die Rechtspflege, reformirte Klöster, schloß Bündnisse mit Nachbarn und half ihre Streitigkeiten schlichten. Kirchliche Neuerungen pflegte er nicht zu begünstigen. Als sich in der Mainzer Diöcese Spuren von Opposition gegen die Kirchenlehre zeigten, war er für strenge Maßregeln; er beauftragte sogleich einige Domherren, die Ketzerei zu untersuchen und zu widerlegen. Es entgieng ihm nicht, daß derlei im Geiste der Zeit liege; denn er fürchtete, wenn man der Irrlehre nicht schnell und kräftig entgegentrete, werde das Volk in kurzer Zeit dem Unglauben anheimfallen. Gegen das Uebersetzen und Drucken geistlicher Schriften, namentlich der Bibel, schritt er mit scharfen Verboten ein; er meinte, ungebildete Menschen, besonders die Weiber, würden doch kein richtiges Verständniß der Bibel gewinnen.

In kirchlichen Dingen war er also, wie man sieht, kein Vorläufer der Reformation. Um so eifriger warf er sich dagegen auf Reformen im Reich. Schon auf dem Nürnberger Reichstag von 1487 betheiligte er sich bei den Berathungen über bessere Durchführung des Landfriedens und bemühte sich dafür, daß auch die städtischen Abgeordneten zu den Ausschüssen beigezogen wurden. Bei der Begründung des schwäbischen Bundes wird ihm ein besonderer Antheil zugeschrieben. Mit Maximilian, bei dessen Wahl zum römischen König er eifrig mitgewirkt hatte, stand er in freundschaftlichen Verhältnissen; öfters kam er von Mainz aus zum Besuch zu ihm nach Brüssel. Nach der Gefangennehmung des Königs in Brügge gaben die Räthe Maximilians, Graf Adolf von Nassau und Johannes von Quadt, dem Erzbischof alsbald Nachricht; derselbe pflog mit Pfalzgraf Philipp Rath, was zu thun sei, und setzte alles in Bewegung, um für seine Befreiung zu wirken. Er schickte Gesandte an Erzherzog Philipp, schrieb an die Stände von Flandern, Brabant und Mecheln, rief seine Vasallen auf und

stellte zu dem Heer, das in die Niederlande zog, ein ansehnliches Contingent. So war ihm Maximilian vielfach zu Dank verpflichtet, er wandte sich in schwierigen Angelegenheiten gern an ihn, um sich Raths zu erholen; Berthold konnte daher erwarten, daß sein Wort eine besondere Geltung bei ihm haben werde. Die Anträge zu Worms waren hauptsächlich sein Werk, obgleich er selbst nicht in dem Ausschusse saß, welcher das Gutachten über Frieden, Recht und Ordnung auszuarbeiten hatte. Auf dem Reichstag zu Lindau trat er mehr in den Vordergrund. Schon 1494 hatte er auf Maximilians Bitte das Amt des Reichserzkanzlers übernommen und jetzt führte er den Vorsitz in der Reichsversammlung. Zu seiner Rechten saßen die Fürsten, zur Linken die Gesandten der nicht persönlich erschienenen Reichsstände, ihm gegenüber standen die Abgeordneten der Städte. Als Vertreter des Königs saßen auf der Ministerbank die königlichen Räthe Conrad Stürzel und Walther von Andlau. Sie brachten dringende Bitten um Reichshilfe zum Krieg in Italien vor, da die Absichten des Königs von Frankreich auf Unterwerfung Italiens gerichtet seien und die Ehre des Reiches es durchaus erfordere, diesen Bestrebungen entgegenzutreten. Daran schlossen sich bittere Klagen über die mangelhafte Einzahlung des in Worms beschlossenen gemeinen Pfennigs. Diese Klagen waren allerdings begründet; theils lässige Einziehung, theils oppositionelle Absicht hatte die Bezahlung verzögert. Die Städte hatten auf einem Tage zu Speier geradezu beschlossen, mit Einsammlung desselben zu warten, bis die auf dem Wormser Reichstag beschlossene Landfriedensordnung vollzogen und das Kammergericht in rechtem Gange sei. Nicht nur die königlichen Räthe drangen auf weitere schleunige Geldhilfe, Maximilian selbst schrieb flehentliche Briefe an einzelne Fürsten, um ihnen vorzustellen, wie sehr die Ehre deutscher Nation dringend gebiete, daß zur Rettung Italiens von französischer Herrschaft etwas geschehe, er machte geltend, daß er die Truppen auf eigene Kosten geworben und bisher unterhalten habe, weil das Reich ihn verlasse; er würde

die Sache aufgeben, wenn er nicht dem Reiche zur Wiedererlangung Italiens verpflichtet wäre. Aber weder die offiziellen Vorträge, noch die besonderen Ermahnungen und Bitten Maximilians fanden geneigtes Gehör. Die Stände antworteten ablehnend; sie seien nicht vollzählig genug versammelt, um über so wichtige Angelegenheiten beschließen zu können, und es sei nicht zu erwarten, daß der Tag zahlreicher besucht werde, da es in der kleinen Stadt Lindau an Raum und guter Herberge fehle. Dieser gänzliche Mangel an Bereitwilligkeit, den Wünschen des Königs entgegenzukommen und etwas zur Vertheidigung der Reichslande zu thun, gieng dem Kurfürsten von Mainz denn doch zu weit; er hielt eine geharnischte Rede, in welcher er den Ständen ihren Mangel an Nationalgefühl und Opferwilligkeit verwies. Es sei kein Wunder, daß bei solcher Gesinnung das Ansehen des Reiches immer mehr abnehme. Noch zu Karls IV. Zeiten sei des Kaisers Oberherrlichkeit in Italien anerkannt worden, jetzt aber nicht mehr. Der König von Böhmen thue nichts mehr für das Reich und habe neuerlich auch noch Schlesien und Mähren davon losgerissen. In unaufhörlicher Bedrängniß sei Liefland und Preußen, aber niemand kümmere sich darum. Das Wenige, was vom Reich übrig sei, werde ihm täglich entzogen, dem oder jenem verschrieben. Woher komme es, daß die Eidgenossenschaft in so allgemeinem Ansehen stehe, von Italiänern und Franzosen, vom Papst, ja von jedermann gefürchtet werde? Das rühre allein daher, daß sie zusammenhalte und einmüthig sei. Einem solchen Beispiel sollte man in Deutschland nachfolgen. Die Wormser Ordnungen solle man wieder vornehmen, aber nicht, um davon zu schwatzen, sondern sie ins Leben zu führen, den gemeinen Pfennig zu zahlen und das Reichskammergericht zu erhalten. Diese eindringlichen Worte fanden wirklich Gehör, man half sich nicht mehr mit Ausreden. Das gehemmte Kammergericht wurde wieder flott gemacht, im November konnte es seine Sitzungen wieder beginnen und der Kurfürst hielt darauf, daß niemand seinen Beisitzer wieder abberufen durfte, daß

die Urtheile vollzogen wurden, daß die Städte ihr Recht gegen die Fürsten bekamen. Für die Besoldung der Beisitzer wurde der von den Juden in Regensburg, Nürnberg, Worms und Frankfurt zu zahlende gemeine Pfennig angewiesen. Der Sitz des Gerichts wurde von Frankfurt nach Worms verlegt, um sich von dort aus bequemer bei den Universitäten am Rhein auf- und abwärts, in Basel, Heidelberg, Mainz und Köln Raths erholen zu können. Auch in Betreff des gemeinen Pfennigs wurde der Beschluß gefaßt, dessen Bezahlung den Städten und der Ritterschaft dringend einzuschärfen. Der Ritterschaft wurde erklärt, nicht der König fordere diese Abgabe, sondern das Reich; dies sei die gleichmäßigste und am wenigsten beschwerliche Abgabe, die sich finden lasse; es sei den Rittern ja unbenommen, den Rittersold selbst zu verdienen. Ueber den Fortgang des gemeinen Pfennigs und dessen Verwendung sollte auf dem nächsten Reichstag Bericht erstattet werden. In dieser Beziehung gieng es auch etwas vorwärts, aber der Grundsatz, sich nicht in auswärtige Unternehmungen einzulassen, wurde mit unerbittlicher Zähigkeit festgehalten, nicht nur gegenüber den italiänisch-französischen Kriegsplanen des Königs, sondern auch gegen die Hilferufe des deutschen Ritterordens. Der Heermeister von Liefland, Walther von Plettenberg, ein Westfale, der diese werthvolle Colonie der deutschen Nation schon seit zehn Jahren mit großer Tapferkeit und Ausdauer gegen den russischen Czaren Iwan vertheidigt hatte, fühlte sich zu schwach zur Fortsetzung des Kampfes und bat den römischen König und das deutsche Reich dringend um Hilfe. Auch nach Lindau schickte er eine Gesandtschaft. Eine Gewaltthätigkeit des russischen Czaren, der 49 hanseatische Kaufleute in Nowgorod hatte in das Gefängniß werfen und ihrer Habe berauben lassen, forderte noch mehr zum kräftigen Schutz der deutschen Ansiedlungen im Norden auf, und für den Verkehr der Hansa in diesen Gegenden war der Beistand eine Lebensfrage. Aber die übrigen, nicht unmittelbar interessirten Reichsstände hatten kein Verständniß für die Wichtigkeit dieser Aufgabe, man verschob die Be-

rathung der Angelegenheit auf das nächste Mal, ließ die deutsche Colonie schutzlos, und Liefland ging auf diese Weise dem deutschen Reiche verloren.

So wichtige politische Fragen vorlagen, so fand der Reichstag doch in der Verlegenheit, die Hauptsachen nicht erledigen zu können, auch noch Zeit, sich mit einigen unnöthigen Polizeigesetzen zu beschäftigen. So wurde eine neue Kleiderordnung entworfen, welche allen Ständen gebot, sich übertrieben kostbarer Kleidung zu enthalten, und jedem Stand das nicht zu überschreitende Maß vorschrieb. Auch gegen die großen kostbaren Hochzeiten, gegen Zutrinken, gegen Narren und Spaßmacher wurden Verbote beschlossen, die Ausstattung der letzteren mit Ketten, Schilden und anderen Ehrenzeichen des Adels sollte abgeschafft werden. Die Klagen über Münzverschlechterung, über Bettelei geistlicher Orden, Uebergriffe geistlicher Gerichte, über Schwefelung des Weins fanden aufmerksames Gehör.

Erst am 10. Februar 1497 endigte der langwierige Reichstag. Während derselbe das Reformwerk zwar grundsätzlich aufrecht erhalten, aber doch nicht wesentlich gefördert hatte, war es Maximilian ebenso wenig gelungen, die großen Dinge, die er in Italien hatte vollbringen wollen, auszurichten. Sein Bundesgenosse Lodovico hatte in seiner unruhigen Betriebsamkeit blinden Lerm geschlagen und ihn zu einem ganz unzeitigen Unternehmen verführt. Als Maximilian mit seiner kleinen Schaar in Italien eintraf, fand er das Land in Frieden, der erwartete Einfall der Franzosen war ausgeblieben, eine kaiserliche Partei war nicht vorhanden, Maximilian erschien seinen Verbündeten geradezu unbequem. Man gab ihm zu verstehen, man würde seinen Abzug gerne sehen. Auf einer Versammlung zu Vigevano, wohin er im September 1496 die Gesandten seiner Verbündeten eingeladen hatte, um mit ihnen über die Kriegsunternehmungen zu berathen, sagte man ihm, schon sein Name habe hingereicht, um die Franzosen von einem Einfall in Italien abzuhalten, jetzt aber werde es besser sein,

Italien ganz in Ruhe zu lassen und die Franzosen nicht weiter zu reizen. Maximilian war sehr verstimmt darüber, daß er nichts zu thun fand, er sprach schon davon, er wolle gegen die Türken ziehen, um nicht müßig zu liegen. Nun machte Lodovico, um ihn zu beschäftigen und in Italien festzuhalten, den Vorschlag, er solle den Streit zwischen Pisa und Florenz schlichten, in der Hoffnung, selbst bei dieser Gelegenheit in den Besitz Pisa's zu kommen. Darauf gieng Maximilian ein, er nahm das von Florenz abgefallene Pisa für das deutsche Reich in Anspruch und verlangte von den Florentinern, sie sollten ihre Versuche, Pisa wieder zu unterwerfen, einstellen, sich seiner Entscheidung überlassen und dem italiänischen Bunde beitreten. Dieses Ansinnen wiesen die Florentiner, durch Savonarola's Zuspruch zum Widerstand ermuthigt, zurück, Maximilian aber versuchte, sie durch Einschließung Livorno's, ihres wichtigsten Seehafens, zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Er begann Anfangs November die Belagerung der Festung, welche von Bellino de Ricasoli, einem Ahnherrn des piemontesischen Ministers, tapfer vertheidigt wurde. Maximilian konnte aber gegen Livorno wenig ausrichten, weil die Venetianer und Mailänder, welche im Belagerungsheere waren, sich darüber stritten, wer nach der Einnahme die Stadt besetzt halten solle, und ihn nicht aufrichtig unterstützten. Ueberdies kam eine kleine Zahl französischer Schiffe der florentinischen Besatzung zu Hilfe, ein Sturm aber zerstreute die venetianisch-genuesische Belagerungsflotte, so daß Maximilian sich zurückziehen und die Belagerung aufgeben mußte. Jetzt erklärte er seinen Bundesgenossen, wichtige Angelegenheiten riefen ihn nach Deutschland zurück, zog wieder über die Alpen und kam am 27. December 1496, niedergeschlagen über die gänzlich mißlungene Unternehmung, zu Mals in Tirol an. Dort blieb er bis zum Frühjahr.

Im April 1497 sollte sich nach der in Lindau getroffenen Abrede ein neuer Reichstag in Worms versammeln. Maximilian hatte wenig Lust, persönlich dort zu erscheinen, er ließ sich durch Gesandte vertreten. Auch den Reichsfürsten war die

Sache entleidet, sie fanden sich nur in geringer Zahl persönlich ein, Kurfürst Berthold war von den größeren Fürsten der einzige, welcher kam. Er konnte nicht umhin, gegen die anwesenden Gesandten seine Entrüstung über den Mangel an Patriotismus auszusprechen. „O liebe Herren," sagte er, „es gehet gar langsam zu, es ist wenig Fleiß und Ernst in den Ständen des Reiches von oben bis unten und billig zum Erbarmen. Wollen wir ansehen, wie das Reich also abnimmt und abgenommen hat. Es ist wahrlich fast erschrecklich und es stellen sich die Läufe so wild, daß billig besser zu Herzen genommen und ernstlich zu den Dingen gethan werden sollte, damit Eintracht im Reiche würde. Es ist zu besorgen, wo man sich nicht anders in die Sachen schicken, getreulicher und fleißiger zusammenhalten will, daß eines Tages ein Fremder kommt, der uns mit eisernen Ruthen regieren wird. Sehet zu, es will leider niemandem zu Herzen gehen, es geht ein Stück nach dem anderen hinweg, will man nicht anders und besser dazu thun, so werden wir alle zu Grunde gehen." Da weder der König noch die Fürsten sich einfanden, so wurde der Reichstag auf den October nach Freiburg im Breisgau verlegt. Auch dort ließ Maximilian lange auf sich warten, obgleich er nur in Tirol und Schwaben verweilte. Endlich im Juni 1498 erschien er, von neuen Kriegsplanen aufgeregt. König Karl VIII. von Frankreich war am 7. April, erst 28jährig, gestorben und sein Vetter, der Herzog von Orleans, hatte als Ludwig XII. den französischen Thron bestiegen. Maximilian hatte sich Hoffnung gemacht, dieser Todesfall werde bei zweifelhaftem Thronfolgerecht Verwirrung in Frankreich zur Folge haben und es werde sich dann ein günstiger Augenblick zum Krieg und zur Geltendmachung seiner alten burgundischen Ansprüche ergeben. Er hatte dazu auf die Unterstützung seiner italiänischen Bundesgenossen, auf die Mitwirkung der Könige von England und Spanien gerechnet und mit seinem Sohne, dem Erzherzog Philipp, der nach dem Frieden von Senlis vom Jahre 1493 seit seiner Volljährigkeit einige Städte zu fordern hatte, Krieg mit Frank-

reich verabredet. Aber seine Berechnung schlug fehl. Die Anerkennung Ludwigs **XII.** fand gar keine Schwierigkeit; er wußte sich durch verständiges und festes Auftreten großes Ansehen zu verschaffen und durch mildes versöhnliches Benehmen auch frühere Gegner zu gewinnen. Besonders guten Eindruck machte es, daß er das bei dem Thronwechsel gewöhnliche Geschenk von 300,000 Kronen seinen neuen Unterthanen erließ. Maximilian gab aber darum seinen Kriegsplan gegen Frankreich doch nicht auf, ja trotz der Ungunst der Verhältnisse stürzte er sich nur um so eifriger in das neue Unternehmen. In dieser Stimmung kam er auf den Reichstag nach Freiburg. Die Versammlung war diesmal ziemlich zahlreich: fünf Kurfürsten, die von Mainz, Trier, Köln, Sachsen und Brandenburg, waren anwesend, dazu noch 26 andere geistliche und weltliche Fürsten, theils in eigener Person, theils durch Gesandte vertreten, auch 19 Reichsstädte hatten ihre Abgeordneten geschickt. Sogleich in der ersten Sitzung sprach sich Maximilian mit großer Heftigkeit aus. Er erklärte, er sei entschlossen, Krieg gegen Frankreich zu führen, und werde sich nicht daran kehren, wenn man ihm widerrathe. Unterstützung sei man ihm aber schuldig, man habe sie ihm in Worms versprochen; von den 150,000 Gulden, die man ihm damals zugesagt, sei nicht die Hälfte wirklich eingegangen. Wenn er auch seinen Zweck nicht ganz erreiche, so werde er doch dem König von Frankreich einen Backenstreich versetzen, dessen man in hundert Jahren noch gedenken solle. „Von den Lombarden," sagte er, „bin ich verrathen, von den Deutschen verlassen. Aber ich will mich nicht wieder wie in Worms an Händen und Füßen binden und an einen Nagel henken lassen. Den italiänischen Krieg muß ich führen und will ihn führen, man sage mir, was man will. Eher werde ich mich von dem Eide dispensieren, den ich dort hinter dem Altare zu Frankfurt geschworen habe. Denn nicht allein dem Reiche bin ich verpflichtet, sondern auch dem Hause Oesterreich. Ich sage das und muß es sagen und sollte ich auch darüber die Krone zu meinen Füßen setzen und sie zertreten."

Die Fürsten waren über diese Rede verblüfft, sie ließen sich einschüchtern und gaben ihren Widerspruch auf. Der Kurfürst von Mainz war sehr bemüht, den König zu besänftigen und einen Bruch zu verhüten. Er bat ihn, auf geschäftsmäßigem Wege seine Anträge an die Versammlung zu bringen; man wolle dann darüber berathen. Dies geschah. Die Bevollmächtigten des Königs, Graf Adolf von Nassau und der Kanzler Dr. Stürzel, brachten den Antrag ein, man möge den Rest der zu Worms verwilligten 150,000 Gulden aus dem Ertrag des gemeinen Pfennigs oder durch ein Anlehen flüssig machen, der König wolle das Geld zum Besten des Reiches verwenden und Rechenschaft darüber ablegen. Frankreich verweigere dem Erzherzog Philipp einige Städte seiner Erblande, der Kurfürst von Sachsen sei mit Unterhandlungen darüber beauftragt; wenn diese zu keinem günstigen Ergebniß führten, so wolle der König seine Forderung mit Waffengewalt geltend machen. Die Stände erwiderten, sie seien bereit, das, was an den 150,000 Gulden noch fehle, alsbald verabfolgen zu lassen, doch solle der König das, was er und sein Sohn aus ihren Erblanden an dem gemeinen Pfennig eingenommen, angeben, damit es von der Bezahlung der Gesammtsumme abgezogen werde. In Betreff der französischen Angelegenheit wollten die Stände, wenn der König von Frankreich sich weigere, dem Erzherzog die verlangten Städte vertragsmäßig herauszugeben, königliche Majestät und deren Sohn keineswegs verlassen und ihnen zur Erlangung ihres Rechtes behilflich sein. Hierzu fügten sie die Bitte, der König möge als Haupt des Reiches selbst dafür sorgen, daß der Einzug des gemeinen Pfennigs in besseren Gang komme. Maximilian zeigte sich auf diese Antwort versöhnt und bereit, über die Erhebung der Reichssteuer in seinen Erblanden Rechenschaft abzulegen. Es wurde nun überhaupt von den Reichsständen Bericht erstattet, wie es in ihren Gebieten damit stehe. Der Kurfürst von Mainz gab an, in seinen Landen sei der Pfennig in der Regel ohne Widerrede entrichtet worden, nur einige Widerspenstige haben

sich gezeigt, diesen habe er mit Reichsexecution gedroht. Die Kurfürsten von Köln und Trier wußten schon von mehr Schwierigkeiten zu berichten: ein Theil sei bei ihnen bezahlt worden, die Säumigen und Weigernden hätten sich auf das Beispiel der benachbarten Niederlande berufen, wo auch nicht auf Einzahlung gedrungen worden sei. Brandenburg und Sachsen erklärten, bei ihnen sei der größte Theil des Pfennigs erhoben und entrichtet worden, nur in Sachsen hätten einige Herren von dem im Lande eingesessenen Adel die Zahlung verweigert, und der Kurfürst gestand, er könne sie nicht zwingen, er sei ihrer nicht mächtig. Der Kurfürst von der Pfalz und Herzog Georg von Baiern verweigerten nähere Auskunft; Herzog Albrecht von Baiern-München erklärte, er finde großen Widerstand, seine Landstände wollten nichts von einer Verpflichtung gegen das Reich wissen, da sie mit ihren Landesbedürfnissen so viel zu thun hätten, der Herzog habe auch gar nicht die Befugniß, ohne Verwilligung der Stände eine Reichssteuer einzufordern. Sie stellten sich entschieden auf den Standpunct des bairischen Particularismus. In Franken waren die Unterthanen auch nicht sonderlich bereitwillg. Die Markgrafen von Brandenburg dagegen ließen den Einzug mit Nachdruck betreiben und die Widerspänstigen auspfänden. Am besten war die Zahlung in den Reichsstädten vor sich gegangen; ihre Obrigkeiten hatten zwar anfänglich mit der Verwilligung gezögert, aber sobald diese gewährt und der Einzug angeordnet war, gieng die Bezahlung auch unweigerlich vor sich. Von seinen eigenen Erblanden berichtete Maximilian, in Oesterreich, Steiermark und Tirol sei der Pfennig eingefordert werden, er habe 27,000 Gulden ertragen, freilich eine kleine Summe im Verhältniß zur Bevölkerung und dem Wohlstand des Landes. In den Niederlanden war der Pfennig großentheils verweigert worden; die Bürger behaupteten dort, sie seien gar nicht unter dem Reiche, und Maximilian und sein Sohn wagten nicht, sie mit Nachdruck eines anderen zu belehren. Andere wollten sich zwar zur deutschen Nation halten, aber abwarten, was ihre Nach-

barn in den rheinischen Erzbisthümern thun würden. Das Ergebniß dieses Berichts ist ein sprechendes Zeugniß von dem losen Zusammenhang des Reichs. Das Bewußtsein, daß man dem Reiche Steuer und Gehorsam schuldig sei, war in vielen landeshoheitlichen Gebieten abhanden gekommen; es kam ganz darauf an, wie die Landesherren die Sache behandelten. Auch jetzt wurde zwar die Forderung ausgesprochen, daß die Rückstände eingetrieben werden sollten, aber zur Anordnung strengerer Maßregeln schritt man nicht. Der Rest der dem König in Worms verwilligten Summe mit 51,000 Gulden konnte ihm übrigens vom Ertrag der Reichssteuer ausbezahlt werden.

Für die Handhabung des Landfriedens war die Reichsgewalt so ungenügend wie früher. Man konnte den schwäbischen Bund, der doch eine vorläufige Anstalt sein sollte, bis die rechte Ordnung im ganzen Reich gemacht sein würde, keineswegs entbehren. Man sieht aus den Protokollen der Versammlungen des schwäbischen Bundes, wie viele Händel der Bund immer noch zu schlichten, wie manche Gewaltthat er zu strafen gehabt hat. Schon im Jahre 1494 war er auf drei Jahre erneuert worden, jetzt 1498, wurde er auf wiederholten Befehl Maximilians für zwölf weitere Jahre erstreckt und durch die Aufnahme des Herzogs Albrecht von Baiern und der Städte Augsburg und Constanz, die früher nicht im Bunde gewesen waren, weiter ausgedehnt. Die Städte hatten eigentlich wenig Lust zur Fortsetzung der Bundesgemeinschaft; ängstlich rechnend meinten sie, der Bund verursache mehr Kosten als er Nutzen bringe, worin sie aber unstreitig Unrecht hatten; denn schon das Bestehen des Bundes gewährte ihnen eine politische Bedeutung und einen Rechtsschutz, den sie ohne denselben nicht gehabt haben würden. Aber allerdings spielten sie, seitdem mehr Fürsten im Bunde waren, nicht mehr die wichtige Rolle wie anfangs; die Fürsten bekamen allmälich das Uebergewicht. Dieses wurde gerade jetzt vermehrt durch den Beitritt Herzog Albrechts von Baiern, den Maximilian begünstigte, da die Gefahr der Annexion der österreichischen Erblande an Baiern durch

die Besitznahme des tirolischen Erbes beseitigt schien. Neben dem schwäbischen Bunde wurden aber jetzt noch besondere Fürstenbündnisse geschlossen, so z. B. zwischen dem Kurfürsten von Mainz und dem Markgrafen von Brandenburg, dem Herzog Ulrich von Wirtemberg und dem Markgrafen Christoph von Baden.

Die Besoldung der Kammerrichter, welche seit den Anordnungen des Lindauer Reichstages noch nicht beßer in Ordnung gekommen war, wurde jetzt definitiv auf den gemeinen Pfennig angewiesen und es sollten bei den Schatzmeistern in Frankfurt immer sechs bis achttausend Gulden hierzu bereit gehalten werden. Um das Ansehen des Kammergerichts zu verstärken, wurde dem Präsidenten die Befugniß eingeräumt, in besonders dringenden Fällen nach eigenem Ermessen die benachbarten Reichsfürsten zur Vollstreckung eines Urtheils aufzubieten.

Nach zehnmonatlicher Dauer wurde der Reichstag zu Freiburg Anfang Septembers geschlossen. Maximilian konnte diesmal zufrieden sein, die Stände waren mehr auf seine Plane eingegangen, als früher, man hatte ihm einiges verwilligt und noch weitere Hilfe in Aussicht gestellt. Noch vor dem Schluß des Reichstages war er von Freiburg abgereist, um seine Rüstungen zu betreiben. Schon während der Verhandlungen hatte er einen Versuch gemacht, Burgund zu besetzen, und in drei verschiedenen Richtungen Truppen nach Frankreich marschiren lassen, den einen Haufen gegen Langres, einen anderen gegen Chalons und einen dritten gegen Dijon. Es waren meistens Schweizer und deutsche Landsknechte; er hoffte noch weiteren Zuzug von seinen italiänischen Verbündeten und war guten Muthes, daß er diesmal etwas ausrichten werde. Aber die eine Abtheilung gieng an der Julihitze, an Krankheiten und Mangel zu Grunde, die zweite wich dem Regen und die dritte dem Feind, mit dem sie einen Vertrag schloß. Indessen hatte die französische Diplomatie dafür gesorgt, dem römischen König seine Bundesgenossen abtrünnig zu machen. Mit dem König von Spanien schloß Ludwig XII. einen Vertrag zu gegen-

seitiger Vertheidigung ihrer Länder; den Papst Alexander VI. machte er sich zum Freunde durch das Versprechen, ihm gleich nach der Eroberung Mailands Hilfe gegen die fast unabhängig gewordenen päpstlichen Vicare in der Romagna zu leisten und seinem Sohn Cesare Borgia zur Gründung eines Fürstenthums behilflich zu sein; mit den Venetianern verständigte er sich ebenfalls, stellte ihnen die Abtretung eines Theils von Mailand in Aussicht und gewann sie dadurch zu Bundesgenossen für Eroberung des Landes. Auch den Herzog Philibert von Savoyen und die Florentiner wußte Ludwig durch Verträge zu binden. Sogar der eigene Sohn Maximilians, der Erzherzog Philipp, der überhaupt mit dem Bruch des Friedens von Senlis nicht einverstanden war, ließ seinen Vater im Stich und schloß am 2. August 1498 einen Vertrag mit König Ludwig, durch welchen er sich verpflichtete, während seines und Ludwigs Leben seine Ansprüche auf das Herzogthum Burgund, Maçonnais, Auxerrois und Bar weder durch Gewalt noch auf gerichtlichem Wege, sondern nur in freundschaftlicher Weise zu verfolgen; auch erklärte er sich bereit, dem König von Frankreich die Huldigung für die Grafschaften Flandern und Artois zu leisten. So war für Maximilian die Gelegenheit zu einem großartigen Schlag gegen Frankreich, zu welchem er einen so leidenschaftlichen Anlauf genommen, von dessen Wirkung er sich so viel versprochen hatte, ganz abgeschnitten. An weiteren Unternehmungen in Italien sah er sich aber schon durch einen seit mehreren Jahren vorbereiteten Handel mit der Schweiz gehindert, der durch ungeschickte Politik der deutschen Reichsfürsten und des schwäbischen Bundes, durch internationale Neckerei und französische Hetzerei immer verwickelter geworden war und jetzt in offenen Kampf ausbrach.

Achtes Kapitel.

Der Schweizerkrieg.

Die schweizerische Eidgenossenschaft hatte sich durch ihre Freiheitskämpfe gegen Oesterreich und Burgund eine europäische Geltung erworben und war eine Macht geworden, deren Bundesgenossenschaft gesucht wurde, deren tapfere, kampfgeübte Soldtruppen von den benachbarten Staaten sehr begehrt und hoch bezahlt wurden. Der eidgenössische Bund gewährte seinen Angehörigen bereits beßeren Schutz, als die Reichsgewalt und die bisherigen Landfriedensbündnisse des deutschen Reiches. Sie schätzten daher den Zusammenhang mit dem deutschen Reiche gering, die Oberhoheit des Kaisers schien ihnen gleichbedeutend mit der Herrschaft Oesterreichs, welche abgeschüttelt zu haben ihr Ruhm und ihr Stolz war. Jeder Versuch, sie zu den Leistungen anzuhalten, welche das Reich von seinen Angehörigen forderte, schien ihnen ein Eingriff in ihre Freiheit, und selbst freundliche Aufforderung zur Theilnahme an Bündnissen mit deutschen Reichsständen wurde mit Mißtrauen als eine Art Kriegslist aufgenommen. Der schwäbische Bund hatte es gleich beim Beginn seines Bestehens als eine seiner Aufgaben betrachtet, die schweizerische Eidgenossenschaft zum Mitgliede zu gewinnen; es waren mehrmals Gesandte mit Aufklärung über den Zweck des Bundes und Einladung zum Beitritt an sie geschickt worden, aber sie waren argwöhnisch aufgenommen worden und hatten theils ausweichende, theils geradezu ablehnende Antworten erhalten. Denn die Schweizer sahen den schwäbischen Bund nur als ein Werkzeug Oesterreichs an und hatten den Verdacht, er sei eigens dazu gestiftet, um sie wieder einzufangen. Prahlerische Aeußerungen des schwäbischen Adels, es sei jetzt der Fund gefunden, daß die Bauern nicht mehr Herren sein sollten, vermehrten das Mißtrauen. Auf dem Reichstage zu Worms,

auf welchem noch Abgeordnete von Luzern, Schwyz und St. Gallen erschienen waren, kam es zur Sprache, daß König Karl VIII. von Frankreich hauptsächlich durch die Hilfe schweizerischer Soldtruppen so große Erfolge in Italien erreicht habe. Maximilian verlangte von den anwesenden Schweizern, daß sie auch ihm Söldner stellen sollten, und eine besondere Botschaft des Reichstages an Bern und Zürich erneuerte diese Forderung und verlangte, als sie abgelehnt wurde, die eidgenössische Regierung solle ihre Leute aus Frankreichs Sold unter Strafandrohung zurückrufen. Dies wurde versucht, aber nur Wenige leisteten Folge. Dazu kam, daß die Franzosen und Italiäner aufs Neue warben und ihre Anerbietungen steigerten, einzelnen Cantonen und ihren Obrigkeiten jährliche Gehalte anboten; auch daß die Schweizer besseres Vertrauen zu der Zahlungsfähigkeit der Franzosen und Italiäner hatten, als zu dem immer mit Geldnoth ringenden römischen König. An den Beschlüssen des Wormser Reichstages über Kammergericht und gemeinen Pfennig hatten die Eidgenossen keinen Antheil genommen, sie baten, man solle sie bei ihren Freiheiten lassen und ihnen keine Neuerung zumuthen. Zur Einforderung des gemeinen Pfennigs machten sie auch gar keine Anstalten, sie thaten, als ob dieser Beschluß sie gar nichts anginge. Ueberdies bekamen sie noch eine besondere Veranlassung, sich gegen das Kammergericht aufzulehnen. Dasselbe verurtheilte die Stadt St. Gallen, einem gewissen Varenbüler, einem ehemaligen Bürgermeister St. Gallens, der mit seinen Mitbürgern verfeindet, in der Verbannung lebte, Schadenersatz zu leisten, weil bei einem Executionszug ins Rheinthal seine dortige Besitzung eingezogen und verkauft worden war. Diesen Ersatz wollten die St. Galler zwar leisten, aber nicht in dem Betrage, zu welchem der Betheiligte seinen Schaden anschlug, und nun sprach das Kammergericht gegen St. Gallen die Acht aus. Dagegen machten nun die eidgenössischen Gesandten auf dem Reichstage zu Lindau Vorstellungen und baten um neue Untersuchung und Aufhebung der Acht. Bei dieser Gelegenheit kam es zu scharfen Erklä-

rungen zwischen dem Kurfürsten von Mainz und den schweizerischen Gesandten. Der Kurfürst machte ihnen Vorwürfe darüber, daß sie ihre Leute den Franzosen, welche ja Feinde des Reiches seien, in Sold gäben, er stellte ihnen ihre Pflicht gegen das deutsche Reich vor, ermahnte sie, dem schwäbischen Bund beizutreten und den gemeinen Pfennig zu bezahlen. Als sie dies verweigerten und ihre Verpflichtung dazu in Abrede stellten, drohte der Kurfürst und erwiderte, man werde schon einen Weg finden, sie zu zwingen, er werde das mit der Feder in der Hand zuwege bringen. Dies ließen sich die Schweizer nicht gefallen; einer der Gesandten, der Staatsschreiber Ludwig Amman von Zürich, entgegnete: „Was Ihr drohet, gnädiger Herr, ist vormals anderen mißlungen, die es mit Hellebarten versuchten, die mehr zu fürchten sind, als Gänsefedern.“ Die Acht des Kammergerichts gegen St. Gallen wurde nicht zurückgenommen, sondern vielmehr erneuert. Während man so von Seiten des deutschen Reiches drängte, drohte und herausforderte, wurden den Schweizern von Frankreich und Venedig gute Worte gegeben, hoher Sold, Zollbefreiung und Gnadengehalte versprochen. Die Spannung gegen das Reich steigerte sich; schon im Frühjahr 1497 befürchtete man den Ausbruch eines Krieges, der schwäbische Bund entwarf im April einen Vertheidigungsplan gegen einen etwaigen Einfall der Schweizer. Der Streit wegen der Acht gegen St. Gallen wurde jedoch durch Vermittlung der schwäbischen Bundesstädte und einiger Fürsten beigelegt und im September 1497 wurde von Maximilian ein gütlicher Vertrag zwischen St. Gallen und dessen Ankläger Varenbüler angeordnet, was aber dem König im Reiche sehr verübelt und als ein unbefugter Eingriff in das Urtheil des Kammergerichts ausgelegt wurde. Die Eidgenossen wollten sich indessen zur Zahlung des gemeinen Pfennigs und Anerkennung des Kammergerichts nicht verstehen und ein Versuch, durch Verhandlungen mit Maximilian eine Lossprechung davon zu erlangen, führte so wenig zum Ziel, daß Maximilian die Gesandtschaft, die ihn deshalb im October 1497 in Innsbruck aufsuchte, mit herben Worten beschied;

man werde, sagte er, die Eidgenossen schon zu zwingen wissen und sie in ihrem eigenen Lande aufsuchen, er werde einer der Vordersten sein.

Noch einmal schien eine Versöhnung angebahnt zu werden; in Bern hatte Maximilian noch Freunde, diese schickten eine Gesandtschaft auf den Reichstag nach Freiburg, mit dem Auftrag, sich dem römischen König freundlich zu bezeigen. Er erwiderte diese Freundlichkeit durch eine Gegengesandtschaft nach Bern mit der Bitte, im Fall es zu einem neuen Krieg Frankreichs gegen Mailand käme, möchten die Eidgenossen als getreue Glieder des Reichs keinen Antheil daran nehmen, die französischen Werbungen zurückweisen und dagegen dem römischen König sechstausend Schweizer in Sold geben. Als aber der französische Werber bald darauf in Bern erschien und die glänzendsten Versprechungen machte, neigte sich die Mehrzahl der Eidgenossen auf französische Seite, eine ansehnliche Schaar nahm Dienste bei Frankreich, und Maximilians Anerbieten wurde abgelehnt. Dies erregte neue Erbitterung gegen die Schweizer, denen Ehre und Vaterland für schnödes Geld feil sei, man sprach davon, sie in die Acht zu erklären und zu bekriegen. Dazu kam es jetzt zwar nicht, aber Grenzstreitigkeiten zwischen Tirol und Graubünden und die Privatfeindschaft zwischen einem königlichen Rathe zu Tirol, Georg Gossenbrod, und Graf Jörg von Sargans brachten im December 1498 den Krieg zum Ausbruch. Tiroler besetzten das Münsterthal, auf welches die erzherzogliche Regierung und der Bischof von Chur gleichzeitig Ansprüche hatten, und die kurz zuvor mit den Eidgenossen in einen Bund getretenen Graubündner überfielen die österreichische Besatzung. Die Regierung in Innsbruck rief den schwäbischen Bund zu Hilfe, die Graubündner die Eidgenossen, und beide rüsteten. Bern suchte noch zu vermitteln, und schon war eine Uebereinkunft zu Stande gebracht, da entstand aus gegenseitigen Neckereien der im Rheinthal bei Atzmoos, eine Stunde nordöstlich von Sargans, einander gegenüber stehenden österreichischen und schweizerischen Mannschaften am 9. Fe-

bruar 1499 ein feindliches Zusammentreffen und damit war der längst vorbereitete Krieg erklärt. Nun wurde auf beiden Seiten, bei der Eidgenossenschaft und bei dem schwäbischen Bunde, die waffenfähige Mannschaft aufgeboten. Aber da zeigte sich schon ein großer Unterschied. Während in der Schweiz Alles zusammenlief, was Waffen und gesunde Beine hatte, um ungeduldig, ohne die vollzählige Sammlung und kunstgerechte Führung abzuwarten, auf gut Glück Einfälle in Feindesland zu machen, hatten die Hauptleute und Kriegsräthe des schwäbischen Bundes die größte Mühe, das beschlossene Contingent vollzählig und rechtzeitig zusammenzubringen. Die Städte sahen bei ihren Werbungen mehr auf billiges Handgeld, als auf Waffentüchtigkeit, und sammelten allerhand unnützes Gesindel, das bei der nächsten Gelegenheit weglief. Auch an der Ausrüstung mit Waffen, Schießbedarf und Proviant ließen sie es fehlen und suchten von der Zahl, die sie zu stellen hatten, wo möglich etwas abzumarkten oder im Rückstand zu lassen. Die Einen nahmen die Säumniß und Zögerung der Anderen zum Vorwand und alle wollten die Sache möglichst billig bestreiten. In einem Theil der Städte, namentlich in denen des schwäbischen Oberlandes, mochte auch einige Sympathie mit den Schweizern im Spiele sein. Diese fehlte auch bei den Unterthanen der Fürsten nicht; so wollte man namentlich von den Wirtembergern wissen, sie seien nicht besonders lustig, gegen die Schweizer zu kriegen. Wirtemberg mußte wiederholt zum Zuzug gemahnt werden und ließ lange auf Antwort und Mannschaft warten. Nicht beßer hielten sich die Adelichen, die so sehr am Kriege geschürt und durch übermüthige, prahlerische Worte gegen die Schweizer Bauern und Hirten, welche sie Kuhmäuler und Kuhgeier schalten, die Erbitterung genährt hatten. Es fehlte unter der gestellten Mannschaft namentlich an geschickten, kriegserfahrenen Führern, da sich die Herren vom Adel nicht gern zu dem unregelmäßigen, wenig kunstgerechten Krieg, bei dem keine ritterliche Ehre aufzuheben sei, hergeben wollten. Dem größeren Eifer und Patriotismus der Eidgenossen entsprach

auch der kriegerische Erfolg. Sie thaten den Deutschen nicht nur durch verheerende Einfälle, durch Niederbrennen und Plündern von Schlössern, Höfen und Dörfern, besonders im Hegau, großen Schaden, sondern schlugen auch die Feinde, wo sie in größeren Massen mit ihnen zusammentrafen, mit Tapferkeit und Glück. So wurde am 20. Februar ein bündisches Heer von 10,000 Mann zwischen Bregenz und Hard von den Eidgenossen überfallen und aufgerieben; am 25. März griff eine kleine Schaar Solothurner und Berner eine große Abtheilung Bundestruppen bei Dorneck im Solothurnischen an und jagte sie in wilde Flucht, bei der ein großer Theil umkam; am 11. April wurden die Bündischen am sogenannten Schwaderloch, einer waldigen Anhöhe bei Constanz, mit großem Verlust geschlagen. Im östlichen Theile der Schweiz wurde am 20. April eine von Tiroler Schützen besetzte Höhe des Rheinthales, der sogenannte Lanzengast bei Frastenz, von den Schweizern genommen und am 22. Mai erlitt eine Abtheilung von 12,000 Mann Reichstruppen, die auf der Malser Haide, einer schönen Hochebene nahe am Ursprung der Etsch, ein festes Lager errichtet hatten, durch einen Angriff der Graubündner eine gänzliche Niederlage, bei welcher eine große Beute von allerhand Kriegsbedürfnissen den Schweizern in die Hände fiel. So folgte Schlag auf Schlag und manche kühne Heldenthat der Schweizer wird davon erzählt, während die Deutschen wenig Glänzendes aufzuweisen hatten.

Maximilian hatte keinen persönlichen Antheil an der Kriegführung genommen, er befand sich in den Niederlanden, wo ein Aufstand Karls von Egmont in Geldern seine Thätigkeit in Anspruch nahm. Die Bundeshäupter, als sie sahen, daß sie mit den Schweizern nicht fertig werden konnten, baten in dringenden Briefen um seine Rückkehr. Ueberhaupt hätte man gern die ganze Last des Kriegs auf ihn gewälzt. Der Eßlinger Bundesrath Ungelter schreibt am 14. Februar ganz kleinmüthig nach Haus, der Krieg werde ganz des Königs sein, denn die, welche am meisten Ursache gewesen seien, daß der

Krieg zum Ausbruch gekommen, möchten jetzt gerne, daß der Wein wieder im Faß wäre. Da es besonders an einem Führer fehlte, so ernannte Maximilian seinen Schwager, Herzog Albrecht von Baiern, zum Bundeshauptmann; aber damit war man schlecht zufrieden, der schwäbische Adel meinte, der habe ja noch nie einen Krieg gesehen, er sei von Jugend auf nur Schreiber und Student gewesen, auch sei es nicht üblich, daß ein Baier über freie Schwaben befehle. Im April kam endlich Maximilian selbst an den Bodensee, er erschien am 28. in Ueberlingen, wo er in der dortigen Kirche das Reichspanier aufstecken ließ. Aber da mangelte es wieder an verfügbarer Mannschaft. In Constanz fehlten bei der Musterung von einer Schaar 200 Mann; wie man hörte, waren sie kurz vorher weggelaufen. Im Wallgau hatten sich hundert Mann ungefragt vom Wachposten entfernt. Es mußten nun Rüstungen gemacht werden; eine Versammlung des schwäbischen Bundes, die Anfangs Juni zu Ueberlingen tagte, beschloß, um den Krieg zu Ende zu bringen, die Schweiz an mehreren Orten zugleich anzugreifen und zu dem Ende ein neues Aufgebot von 20,000 Mann zu veranstalten, die sich bis zum 1. Juli in Ueberlingen sammeln sollten. Der Termin verstrich, ohne daß trotz aller Mahnungen und Strafandrohungen das Contingent vollständig zusammengekommen wäre; doch war eine ansehnliche Macht vorhanden. Maximilian kam auf dringendes Ansuchen der Bundeshauptleute nach Constanz, um Kriegsrath zu halten. Mehrere Fürsten begleiteten ihn: der Markgraf Friedrich von Brandenburg, Herzog Albrecht von Sachsen, Herzog Georg von Baiern, Herzog Ulrich von Wirtemberg, der Markgraf Christoph von Baden. Maximilian trat in der einfachen Kleidung eines Tiroler Jägers auf, in einem kleinen grauen Rock und einem grünen Stutzkäpplein, so daß ihn niemand für den Kaiser angesehen hätte. So erzählt Götz von Berlichingen (der die Fahne von Ansbach führte), mit dem Beifügen, er habe Max nur an seiner großen Nase erkannt. Dieser war übrigens voll Kriegslust und Siegeshoffnung und wollte die Eidgenossen auf drei Seiten

angreifen, links bei Feldkirch, rechts bei Dornach an der Birs, in der Mitte bei Constanz, vom Schwaderloch aus. Dort hielt er am 18. Juli Musterung, die bis gegen Abend dauerte; sogleich wollte er nun gegen die gegenüberstehenden Schweizer vorrücken. Aber die wirtembergischen Führer, deren Mannschaft bei dieser Schaar die Mehrheit bildete, stellten vor, ihre Leute seien vom Marsch noch müde und vom Hunger erschöpft, überdies habe ihr Herr mehr Söldner gestellt, als der ganze schwäbische Bund, es sei billig, daß seine Leute nicht eher der Gefahr ausgesetzt würden, als bis sie dieselbe mit den übrigen Bundestruppen theilen könnten. Andere beriefen sich auf den bestimmten Befehl ihrer Obrigkeit, Constanz zu beschützen, nicht aber die Schweizer anzugreifen, oder nur vorzurücken, wenn das ganze Reichsheer beisammen sei. Die vom Adel meinten, der König solle doch nicht sein und so vieler Ehrenleute Leben an die schnöden, bösen Bauern wagen, des Reiches Ehre wohl bedenken und nicht kleinen Gewinn an großen Verlust setzen. Man sah, daß das Heer nicht kämpfen wollte. Maximilian, erbittert über diese Ausflüchte und den dahinter steckenden Ungehorsam, warf seinen eisernen Waffenhandschuh hin mit den Worten: „Es ist nicht gut, Schweizer mit Schweizern schlagen." Schleunig reiste er ab, in nächtlicher Stille begab er sich auf ein Schiff und fuhr nach Buchhorn und Lindau. Dort trieb er sich unruhig umher, dachte an neue Rüstungen und Unternehmungen und machte den anwesenden Bundeshauptleuten alle Stunden wieder eine andere Zumuthung. In dieser Verwirrung traf ihn eine neue Unglücksbotschaft. In der nordwestlichen Ecke der Schweiz, in der Nähe von Basel, stand ein königliches Heer von 16,000 Mann, aus niederländischen Söldnerschaaren und den Contingenten der benachbarten Reichsstädte bestehend, unter dem Befehl des Grafen Heinrich von Fürstenberg. Diesen hatte Maximilian angewiesen, den beabsichtigten Hauptschlag bei Constanz von der linken Seite her zu unterstützen. Fürstenberg wartete auf Nachrichten von dorther und hatte einstweilen in der schönen Ebene zwischen Dorneck und

Rheinach an den Ufern der Birs ein Lager bezogen, in welchem seine Leute sich's wohl sein ließen und bei gutem Essen und Trinken, das sie von dem befreundeten Basel bekamen, sich auf die bevorstehenden Strapazen stärkten. Die Schweizer aber hatten von der Anwesenheit des Heeres Kunde erhalten; die Schaaren von Solothurn, Freiburg und Bern sammelten sich zu einem Ueberfall. Von verschiedenen Seiten kamen dem kaiserlichen Heere Warnungen zu, aber Fürstenberg wollte nichts hören und wies seine Hauptleute, die zur Vorsicht ermahnten und Wachposten aufgestellt wissen wollten, höhnisch ab. Am 22. Juli Mittags wurde dieses sorglose Lager von einigen tausend Schweizern überfallen und mancher bei der Mahlzeit, beim Spiele, oder halb angekleidet vom Bade kommend, wehrlos erschlagen. Doch rafften sich die Angegriffenen bald zu tapferer Gegenwehr auf, führten die Geschütze herbei, ließen ihre Reiterei einhauen und fügten den Angreifern großen Schaden zu, so daß ihr Sieg zweifelhaft wurde. Doch wurden sie durch den Zuzug einer Schaar Luzerner noch gerettet. Der Führer des Reichsheers, Graf Fürstenberg, sühnte seine Unbesonnenheit nach tapferer Gegenwehr mit dem Tode, viele Andere vom elsäßischen Adel und mehrere Tausend Knechte wurden erschlagen; viele Leute und namentlich das Geschütz fielen in die Hände der Schweizer, darunter die große Oesterreicherin von Ensisheim, ein Prachtstück aus den Arsenalen Maximilians, das noch jetzt in Bern als Siegestrophäe aufbewahrt und gezeigt wird.

Durch diese neue Niederlage war allen weiteren Planen zur Fortsetzung des Krieges ein Ende gemacht. Als Maximilian die Nachricht von der Auflösung seines Heeres erhielt, wurde er sehr betrübt. Er befahl, die Herberge zu schließen und niemand vorzulassen; in heftigen Reden ließ er seinen Unmuth über Fürstenbergs Unvorsichtigkeit aus. Doch schon abends an demselben Tage hatte er sich gefaßt, er ließ die Thore wieder öffnen und speiste im Freien. Als es Nacht wurde, betrachtete er die Sterne, ließ sich in astrologische Phantasieen ein und schien die Niederlage zu vergessen. Der gelehrte Pirkheimer,

der als Führer des nürnbergischen Fähnleins den Schweizerkrieg mitmachte und nachher beschrieb, preist Maximilian glücklich, daß er solche empfindliche, unwiderbringliche Verluste so schnell verschmerzen könne. Am folgenden Tage fuhr Maximilian zu Schiff nach Constanz und überließ sich, wie sein Begleiter berichtet, heiteren Gesprächen und Scherzen. Aber mit Wehmuth sah er später die Verheerungen des Krieges, die abgebrannten Schlösser und Flecken. Gar großen Schaden hatte dieser Schweizer- oder Schwabenkrieg, wie ihn die Schweizer nennen, auf beiden Seiten angerichtet; man berechnete, daß gegen 20,000 Menschen umgekommen, gegen 200 Ortschaften und Schlösser abgebrannt und das Land dreißig Meilen im Umkreis verwüstet worden sei. Noch schlimmer aber waren die militärisch-politischen Folgen. Die Schweiz, welche für das deutsche Reich hatte wiedererobert werden sollen, gieng nun bleibend für dasselbe verloren, der schwäbische Bund hatte seine militärischen Credit eingebüßt, die Streitkraft Maximilians gegen Frankreich war lahm gelegt, Mailand, das er hatte schützen und dem Reich erhalten wollen, fiel im folgenden Frühjahr in die Hände der Franzosen, und nie mehr ist es Maximilian gelungen, die Herrlichkeit des Reichs in Italien aufzurichten.

Kurz nach dem verderblichen Ueberfall bei Dorneck begannen unter Vermittlung mailändischer Gesandten, die schon im Lager vor Constanz zum Frieden gerathen hatten, die Unterhandlungen. Die Forderungen Maximilians und der Schweizer standen Anfangs einander sehr schroff gegenüber und der Krieg schien von Neuem beginnen zu wollen, aber die schlimmen Nachrichten aus Italien stimmten zur Nachgiebigkeit. Die Franzosen, den günstigen Augenblick benützend, hatten den längst gefürchteten Einfall in Italien gemacht. Im August zog ein wohlgerüstetes französisches Heer über die Alpen, die Festung Alessandria wurde von dem mailändischen Befehlshaber treulos verlassen und am 30. August von den Franzosen ohne Widerstand besetzt; Pavia ergab sich ihnen, ehe sie vor der Stadt

erschienen, selbst Mailand schickte ihnen Abgeordnete entgegen und Lodovico Moro floh mit seinen beiden Söhnen und seinen noch übrig gebliebenen Schätzen nach Deutschland, wo er um so eifriger für den Frieden mit den Eidgenossen wirkte, als er seine einzige Hoffnung auf die Soldtruppen der Schweizer gesetzt hatte. Am 22. September 1499 wurde zu Basel der Friede zwischen Maximilian und den Schweizern abgeschlossen. Die sechs Gerichtsbezirke im Prettigau, wegen welcher der Streit mit der österreichischen Regierung entstanden war, sollten dem römischen König als Erzherzog von Oesterreich Gehorsam schwören, aber im Uebrigen in ihren bisherigen Bundesverhältnissen mit Graubünden bleiben. Die im Kriege gemachten Eroberungen sollten von beiden Seiten zurückgegeben werden; das Landgericht im Thurgau, das die Stadt Constanz pfandweise vom Reich innegehabt, aber die Eidgenossen im Lauf des Krieges eingenommen hatten, sollte der schiedsrichterlichen Entscheidung der Vermittler vorbehalten bleiben. Zur Verhütung weiterer Zwietracht zwischen königlichen Unterthanen und den Eidgenossen sollten die Bischöfe von Constanz und Basel zu Schiedsrichtern bestellt werden. Der Streitpunct, der dem ganzen Krieg eigentlich zu Grunde gelegen hatte, die Frage, ob die Eidgenossenschaft fernerhin im Reichsverband zu verbleiben habe und zu den daraus erwachsenden Leistungen verpflichtet sei, ob sie den gemeinen Pfennig zu zahlen und die Urtheile des Kammergerichts anzuerkennen habe, wurde mehr umgangen, als entschieden. Thatsächlich aber hat das Reich seit dem Basler Frieden die Schweiz nicht mehr in Anspruch genommen. Maximilian konnte sich aus diesem Ergebniß des Schweizerkriegs die Lehre ziehen, daß die Reichskriegsverfassung ungenügend und der Reichsverband nicht mehr im Stande sei, den Abfall eines Gliedes zu hindern.

Neuntes Kapitel.

Der Reichstag in Augsburg 1500. Maximilian wird zum Frieden mit Frankreich genöthigt. Gänzliches Scheitern der Reichsreform.

Lodovico Moro, der im Herbst 1499 als Flüchtling nach Deutschland gekommen war, gab die Hoffnung nicht auf, sein Herzogthum Mailand wieder zu erobern. Nachdem durch den Frieden von Basel die Schweizer Truppen wieder verfügbar geworden waren, warb Lodovico mit dem Geld, das er sich noch gerettet, ein Söldnerheer und zog im Frühjahr 1500 an der Spitze desselben nach Italien. Dort hatten sich die Verhältnisse indessen zu seinen Gunsten geändert; die Franzosen hatten sich in Mailand durch übermüthiges Benehmen und durch Erhebung von drückenden Steuern verhaßt gemacht und die Mehrzahl der Unterthanen sehnte sich nach ihrem alten Herzog zurück. Als Moro nun mit einem Heer erschien, fiel ihm fast alles freiwillig zu; nur die von den Franzosen besetzte Festung Novara mußte er belagern, und bald war auch diese in seiner Gewalt. Aber jetzt wurden die Schweizer, auf die er so sicher gerechnet hatte, sein Verderben. Auch Frankreich hatte schweizerische Söldner geworben und nun sollten Lodovicos Schweizer gegen ihre Landsleute in französischen Diensten kämpfen. Von beiden Seiten wurden ihnen gesteigerte Versprechungen gemacht; sie entschieden sich für Frankreich, doch wollten die Schweizer Lodovicos ihm zur Flucht verhelfen. Er verbarg sich, als einer der Ihrigen verkleidet, unter dem Haufen, dem der französische Heerführer freien Abzug gewährt hatte, aber einer der Söldner, ein Urner, Namens Turmann, verrieth ihn, gelockt durch den Preis von 500 Dukaten, welcher auf seine Auslieferung gesetzt war. Lodovico wurde ergriffen, nach Lyon und von da nach der Festung Lis de St. George geschleppt, später in der Felsenburg Loches gefangen gehalten,

wo er nach zehn leidensvollen Jahren starb. Der Urner, welcher ihn verrathen hatte, wurde in seiner Heimath hingerichtet. Mailand blieb nun im Besitz der Franzosen und Maximilian glaubte alles daran setzen zu müssen, um dieses wichtige Land, den Schlüssel zur Herrschaft Italiens, ihnen wieder zu entreißen. Auf den Februar 1500 berief er einen Reichstag nach Augsburg, um von demselben Hilfe gegen Frankreich zu fordern. Die Zusammenkunft der Reichsstände aber verzog sich wie gewöhnlich und erst am 10. April, an demselben Tage, an welchem Lodovico von den Franzosen gefangen genommen wurde, konnten die Verhandlungen eröffnet werden. Aufs Dringendste schilderte Maximilian die Gefahr in Italien und die Pflicht des Reiches, das Reichslehen Mailand wieder zu erobern. Aber die Stände meinten wieder, die Herstellung der Ordnung im Reich, gut Regiment und Gericht sei noch nöthiger, als der Krieg in Italien. Die Erfahrung hatte gezeigt, daß die bestehenden Einrichtungen nicht hinreichten, der Regierung Kraft und Einheit und genügende Mittel zum Kriege zu verschaffen. Da sowohl der gemeine Pfennig als jede andere Art von allgemeiner Kriegssteuer so gar unbeliebt war, so kam man auf den Gedanken, die erforderliche Kriegsmannschaft durch eine Art Aushebung zusammenzubringen. Je 400 Einwohner einer jeden Pfarrei sollten einen Mann zu Fuß zum Kriege stellen und die Fürsten dann die dazu gehörige Reiterei aufbringen, die Kurfürsten und andere größere Landesherren nicht unter 500 Pferde, die Grafen je von 4000 Gulden Einkommen einen Reiter. Durch eine Besteuerung der Geistlichen mit 2½ Procent ihres Einkommens, der Dienstboten mit dem sechzigsten Theil ihres Verdienstes, und der Juden, von denen jeder ohne Unterschied einen Gulden zu zahlen hatte, sollte die Kriegskasse gebildet werden. Maximilian gieng mit sanguinischer Hoffnung auf diesen Plan ein und berechnete voll Freude, daß er in kurzem ein Heer von 30,000 Mann auf den Beinen haben werde. Zum Dank dafür wollte er sogar den ständigen Reichsrath annehmen, welchen die Kurfürsten jetzt besonders aus dem Ge-

sichtspunct der Vereinfachung der Reichsregierung empfahlen. Es sei gar zu beschwerlich und kostspielig, sagten sie, immer auf Reichstagen herumzuziehen, die, wenn die Beschlüsse Eile hätten, doch nie rechtzeitig berufen werden könnten, und es sei doch viel beßer, statt der zahlreichen schwerfälligen Reichsversammlung einen ständigen Ausschuß der Reichsgewalten zur Berathung bereit zu haben. Die Zusammensetzung dieses Regimentsraths, wie er jetzt genannt wurde, war nach den neuen Vorschlägen eine etwas andere, als nach den Wormser Entwürfen. Die Kurfürsten sollten nur durch fünf Räthe vertreten, anstatt des sechsten in vierteljährlichem Wechsel immer ein Kurfürst persönlich anwesend sein. Von dem Fürstencollegium wurden nur zwölf, sechs geistliche und sechs weltliche Fürsten, als zur Vertretung berechtigt bezeichnet, und zwar so, daß immer je zwei, ein geistlicher und ein weltlicher Fürst, entweder persönlich anwesend oder durch einen Abgeordneten vertreten sein sollten. Die Bevorrechteten waren: der Erzbischof von Magdeburg und die Bischöfe von Würzburg, Worms, Eichstädt, Augsburg, Münster; von den weltlichen Fürsten: Sachsen, Baiern, Brandenburg, Jülich, Hessen und Baden. Von dem Prälatencollegium sollten die Abteien Salmansweiler, Schussenried, St. Cornelii in den Niederlanden und die Probstei Berchtesgaden in vierteljährlichem Wechsel einen Abgeordneten senden. Des Königs Erblande, die Niederlande und Oesterreich, sollten je einen Rath bei dem Regiment haben, und im Namen der Grafen sollte der Graf Adolf von Nassau anwesend sein. Den Städten wollte man ursprünglich gar keine besonderen Abgeordneten zugestehen, aber sie machten geltend, sie hätten immer am meisten zu bezahlen und die Last der Besoldungen werde hauptsächlich auf sie fallen, und so wurde ihnen zugestanden, immer zwei Abgeordnete zum Regimentsrath senden zu dürfen, was freilich eine sehr beschränkte Vertretung für etwa 80 Reichsstädte war. Es wurde auch von ihnen eine Auswahl bezeichnet, die ausschließlich das Recht haben sollte, die zwei Räthe zu stellen. Das erste Vierteljahr sollten Köln und Augsburg haben,

das zweite Straßburg und Lübeck, das dritte Nürnberg und Goslar, das vierte Frankfurt a. M. und Ulm. Die landesherrlichen Städte waren nur durch ihre Fürsten vertreten. Um den vielen reichsunmittelbaren Grafen, Herren und Rittern auch noch eine Art Vertretung zu geben, wurde bestimmt, daß außer den fürstlichen und städtischen Räthen noch sechs allgemeine Reichsräthe, Ritter und Doctoren, gewählt werden sollten. Man griff hierzu auf die schon unter Kaiser Albrecht II. vorgeschlagene Eintheilung des Reiches in sechs Kreise, Franken, Baiern, Schwaben, Oberrhein, Westfalen und Niedersachsen, zurück und die sechs Räthe wurden auch sogleich auf dem Reichstage gewählt. An der Spitze aller dieser 20 Fürsten und Räthe sollte ein Präsident oder kaiserlicher Statthalter stehen, wozu der Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen ernannt wurde. Zum Sitz des Regimentsraths wurde die Stadt Nürnberg erkoren, wo sich die Mitglieder viermal jährlich, je am Mittwoch vor Frohnfasten, einfinden sollten. Die Dauer dieser neuen Reichsregierung wurde vorläufig auf sechs Jahre festgesetzt; aber über ihren Geschäftskreis und die Grenzen ihrer Befugniß wurden keine näheren Bestimmungen getroffen; man nahm an, daß der Regimentsrath dieselbe Gewalt habe, wie der Reichstag in Verbindung mit dem Kaiser. Er sollte ein berathendes Collegium und eine vollziehende Centralgewalt sein und zugleich in des Kaisers Abwesenheit seine Stelle vertreten. Für wichtige Angelegenheiten war die persönliche Anwesenheit aller sechs Kurfürsten und der zwölf anderen Fürsten vorbehalten. Der Regimentsrath wäre, wenn er Dauer und Geltung erlangt hätte, weniger eine ständische Vertretung des Reiches, als eine fürstliche Oligarchie gewesen, wobei es hauptsächlich auf das persönliche Ansehen der Fürsten und ihrer Räthe angekommen wäre. Ob es Maximilian ernstlich und redlich damit gemeint hat, wissen wir nicht; vielleicht wollte er, in der Hoffnung, diese Einrichtung werde doch keinen Bestand haben, es damit versuchen, um die so sehnlich gewünschte Reichshilfe gegen Frankreich zu erhalten. Als am 14. August 1500 der Reichstag

geschlossen wurde, forderte Maximilian, im Bewußtsein, ein großes Opfer gebracht zu haben, die Stände auf, sich an seinem Beispiel zu spiegeln und ebenso viel für die Einigkeit und das gemeine Beste zu thun wie er. Er erinnerte die Versammlung an ihren Eid, mit dem sie dem Reiche verpflichtet sei, und fügte hinzu, wenn man ihn nicht anders unterstütze, als bisher, so wolle er nicht warten, bis man ihm die Krone vom Haupte reiße, er wolle sie ihnen selbst vor die Füße werfen.

Bald zeigte es sich, daß der Regimentsrath nicht so kriegslustig war wie der König. Noch in demselben Jahre trat er zusammen, aber seine erste That war eine Friedensbotschaft an den König von Frankreich. Graf Adolf von Nassau, der sächsische Ritter Heinrich von Bünau und der Doctor der Rechte Gregorius Lamparter überbrachten dem König die friedlichen Anträge des Reichsraths, welche Ludwig begierig ergriff, da er an der Wiedereroberung des Königreichs Neapel nicht durch einen Krieg mit dem deutschen Reich gehindert sein wollte. Am 13. December 1500 wurde zwischen demselben und der Krone Frankreich ein Waffenstillstand bis zum Juli 1501 abgeschlossen. So friedfertig war der Regimentsrath, daß er dem Könige von Frankreich den Gegenstand des Streits, Mailand, als Reichslehen ertheilen wollte. Diese Politik war freilich nicht geeignet, Maximilian mit dem ihm so widerwärtigen Institut zu versöhnen. Er verweigerte die Bestätigung des Waffenstillstands, weil die mit ihm verbündeten italiänischen Staaten nicht mit inbegriffen seien, und erschien nur kurze Zeit beim Regiment in Nürnberg, um demselben seine Unzufriedenheit zu erkennen zu geben. Die Rüstungen wurden von den Regimentsräthen natürlich nicht sehr eifrig betrieben; im April 1501 waren die Verzeichnisse der Volkszahl in den Pfarreien, worauf die ganze Anstalt begründet werden mußte, noch nicht eingereicht. Der Erzherzog Philipp that nun auch einen Schritt weiter in der Richtung der Friedenspolitik. Wir haben oben gesehen, daß er mit König Ludwig in Beziehung auf seine begründeten Ansprüche eine friedliche Uebereinkunft geschlossen

hatte; jetzt gieng er auch noch auf einen Heirathsvorschlag Ludwigs ein. Dieser trug ihm nämlich seine anderthalbjährige Tochter Claudia für seinen erst 1 Jahr und 3 Monate alten Sohn Karl an; Philipp sagte zu und bewog seinen Vater, endlich dem Waffenstillstand des Reiches beizutreten. Am 13. October 1501 schloß Maximilian zu Trient mit Frankreich Frieden und versprach dem König die früher verworfene Belehnung mit Mailand. Es wurde sogar zwischen beiden Monarchen ein Bündniß znr Vertheidigung ihrer Besitzungen gegen jeden auswärtigen Feind, d. h. gegen Ungarn, Türken und dergleichen, errichtet.

So schien zwischen Maximilian und Ludwig das beste Vernehmen hergestellt. Aber nachdem dem Ersteren durchaus alles gegen seinen Sinn gegangen und seine Entwürfe überall gehemmt worden, konnte er den Gedanken nicht loswerden, daß der König von Frankreich sein ärgster Feind sei und ihm nach Krone und Leben trachte. Er hatte sich in den Kopf gesetzt, die ihm so lästigen Reformforderungen der Fürsten seien eine von Frankreich eingeleitete Intrigue, das Ergebniß einer Verschwörung zu seinem Sturze. Offenbar war es Maximilian höchst ärgerlich, daß der König von Frankreich ernstlich Frieden wollte und ihm die Gelegenheit abschnitt, ihn zu befehden. Er konnte es nicht verstehen, daß Ludwig XII. sich auf die nächstliegenden Aufgaben beschränken, seine Gewalt im Innern befestigen, reelle Ziele verfolgen, Mailand sichern und Neapel erobern wollte; er beurtheilte ihn nach sich und dichtete ihm allerlei abenteuerliche und weitaussehende Unternehmungen an. Ein merkwürdiges Zeugniß dieser Auffassung der Sache ist eine vertrauliche Mittheilung, die Maximilian im Juli 1502 zu Ulm den städtischen Rathsboten theils selbst machte, theils durch seinen Kanzler Ziegler machen ließ. Er habe, behauptet er, aus Frankreich, aus der Schweiz und anderswoher Kundschaft erhalten, daß der König von Frankreich allenthalben im Reiche Unfrieden, Aufruhr und Widerwärtigkeit zu erregen suche, daß er die Eidgenossen aufgestiftet und eine Verschwörung gegen

ihn angezettelt, daß er die Reichsstände bearbeitet habe, zu verlangen, man solle ihnen Regiment und Gewalt übergeben, damit er, der römische König, nicht mehr zu regieren habe und in deutschen und welschen Ländern verachtet und verkleinert werde. Ludwig habe mit dem Regimentsrath gegen das Reichsoberhaupt gemeinschaftliche Sache gemacht, er habe den Erzbischof von Mainz mit 200,000 Kronen bestochen, daß er das Regiment an sich bringe. Sein Ziel sei, auf diese Weise selbst die Kaiserkrone zu erlangen und dann ganz Deutschland und Italien sich zu unterwerfen. Dazu habe der König von Frankreich sich auch mit dem Papst, Venedig, den Eidgenossen und dem König von Ungarn verbunden; mit ihrer Hilfe wolle er zu Stande bringen, wozu er allein unvermögend sei. Auch in den Niederlanden und am Rhein habe er seine Hand in revolutionären Verschwörungen gehabt, die darauf abzielten, den Reichen ihre Güter zu nehmen und den Armen zu geben und überall Empörung anzustiften. Dies habe, berichtet der Ulmer Rathsbote, Maximilian den städtischen Abgeordneten eröffnet; dabei habe er sie ermahnt, ihre Ehre und ihr Wohl im Auge zu behalten und bei solchen Umtrieben sich nicht zu betheiligen. Darauf habe er mit aufgehobenen Fingern zweimal zu Gott und den Heiligen geschworen, wenn man ihm jetzt nicht folge, so wolle er für sein Lebtag vom Reich zu Tisch und Bett geschieden sein und sich des Reichs nicht mehr annehmen. Er werde dann etwas thun, das ihm niemand zutraue; was er aber thue, das thue er als getreuer Hirte, der seine Schäflein vor großem Uebel behüten wolle, so weit er Hilfe und Gehorsam bei ihnen finde. Er habe, fügte er schließlich hinzu, noch 100,000 Gulden, die wolle er sammt seinem Leib für das Reich darlegen, mehr vermöge er nicht.

Welche Unternehmung er mit diesen geheimnißvollen Worten andeutete, auf welchen letzten verzweifelten Schritt er anspielte, wissen wir nicht. Entweder waren es neue Plane, sich auf Frankreich zu stürzen, oder die Vereinigung der Nation zu einem Türkenkrieg, woran er seinen letzten Thaler, Krone

und Leben setzen, wobei er sich durch keine Verträge und durch keine Opposition der Fürsten abhalten lassen wollte. Um Regimentsrath und Kammergericht kümmerte er sich jetzt nicht mehr, er ließ den Räthen weder Besoldungen auszahlen, noch ihnen irgend welche geschäftliche Mittheilung machen und sah es gern, als sie, mißmuthig über ihre gelähmte Wirksamkeit, nach Hause reisten. Die Kurfürsten versuchten Widerstand zu leisten, sie baten um Einberufung des vollen Regimentsraths, der sechs Kurfürsten und der zwölf anderen Fürsten, oder eines Reichstags; aber weder auf das Eine noch auf das Andere wollte der König eingehen, er wollte weder mit einem Ausschuß noch mit der Gesammtheit der Reichsstände weiter verhandeln. Er errichtete ein besonderes königliches Hofgericht zu Regensburg und wollte auch einen entsprechenden Staatsrath für Verwaltungs- und Regierungsangelegenheiten einsetzen, in ausdrücklichem Gegensatz gegen die ständischen Institute, die man ihm aufgedrungen hatte. Nun hielten die Kurfürsten am 30. Juni 1502 einen besonderen Kurfürstentag zu Gelnhausen, auf welchem sie sich gegen einander verpflichteten, in allen wichtigen Angelegenheiten zusammenzuhalten, auf den Reichstagen gemeinsam zu handeln, sich keine Eingriffe des Königs, keine Neuerung, keine Schmälerung des Reichs gefallen zu lassen, alle Jahre viermal zusammenzukommen, und sich nicht darum zu kümmern, ob der König ihre Vereinigung und ihre Beschlüsse gutheiße oder nicht; kurz, sie wollten die Reichsgewalt an sich nehmen und thun, als ob der König gar nicht vorhanden wäre. Auf nächsten November setzten sie einen Reichstag an, um über Frieden, Recht, Reform und Türkenkrieg zu berathen. Nun erklärte der König, auch er wolle kommen und über den Türkenkrieg Vorlagen machen; aber jetzt wollten die Kurfürsten wieder nicht, sie wollten lieber einen besonderen Oppositionstag halten.

So wurde der kleine Krieg zwischen den beiden Reichsgewalten in gegenseitigen Schachzügen eine Zeitlang fortgesetzt, ohne daß es zu einer Entscheidung gekommen wäre. Zwischen

dem Kurfürsten Berthold und dem König entspann sich gegen Ende des Jahres 1502 ein Briefwechsel. Der Kurfürst schrieb zuerst an den König und bat ihn um eine Erklärung, warum er ihm sein Vertrauen entzogen, er sei sich bewußt, keine Ursache dazu gegeben zu haben. Maximilian erwiderte, allerdings trage er einige Unlust gegen ihn, denn er sei schuld, daß auf den Reichstagen nichts Fruchtbarliches gehandelt worden sei, er habe die Verhältnisse nicht genug bedacht, sich selbst zu viel angesehen und seinen Vortheil gesucht, des Königs Rath und guten Willen aber zurückgeschlagen. Der Erzbischof vertheidigte hierauf sein Verhalten in einem ausführlichen Schreiben: er habe nach bestem Ermessen seiner Pflicht gemäß gehandelt, nur des Königs und Reiches Wohl im Auge gehabt und nicht Ungnade, sondern Dank verdient. Der König entgegnete, auch er glaube, seine Pflicht erfüllt zu haben, an ihm liege es nicht, wenn des Reiches Wohlfahrt bisher täglich zu Schaden gekommen. Er stelle seine Sache dem Urtheil der übrigen Kurfürsten anheim und brauche sich hier auf keine weitere Vertheidigung einzulassen. Auch Berthold sappellierte an seine kurfürstlichen Collegen und verwahrte sich gegen die vom König ihm gemachten Vorwürfe, aber keiner von beiden überzeugte den andern. Die Erörterung wurde nicht weiter fortgesetzt, die Kurfürsten blieben auf Bertholds Seite, aber traten gegenüber dem König nicht entschieden für ihn auf. Die gegenseitige Verstimmung hielt an, man sprach davon, daß die Kurfürsten damit umgiengen, Maximilian abzusetzen, man sagte, der Kurfürst von der Pfalz habe offen darauf angetragen, aber dazu kam es doch nicht. Der Kurfürst soll durch seine Gemahlin zu Gunsten Maximilians umgestimmt worden sein. Man erzählt, der Letztere sei eines Tages auf eins der kurfürstlichen Schlösser gekommen und habe mit der Kurfürstin gefrühstückt; dabei habe er auf die Plane ihres Mannes angespielt und sich so überlegen und liebenswürdig gezeigt, daß die Kurfürstin, von ihm entzückt, auch ihren Gemahl auf andere Gesinnungen gebracht habe. Wie dem auch sei, die Kurfürsten hatten denn

doch nicht den Muth zu einer Kriegserklärung gegen den König, sie waren sich auch nicht klar darüber, was dann werden sollte.

Das war aber sicher, daß die Reform gescheitert war. Einen großen Theil der Schuld trug Maximilian, der, von seinen italiänischen Planen ganz erfüllt und zitternd vor Ungeduld, sich als Ritter für seine und des deutschen Reiches Ehre in den Krieg zu stürzen, gar keinen Sinn für die friedliche Aufgabe der inneren Reform behielt, wie er wohl überhaupt kein Talent für staatliche Ordnung und Gestaltung hatte. Aber es wäre unbillig, ihn allein darob anzuklagen; auch bei den Fürsten fehlte es an der richtigen Einsicht, an opferwilligem Patriotismus, Einigkeit und Beharrlichkeit. Die Kurfürsten meinten, ihr vielköpfiges Regiment würde eine stärkere Reichsgewalt bilden, als die Monarchie des Königs, und die nicht in den Reichsrath gezogenen Fürsten, Grafen und Herren waren unzufrieden, vom Regiment ausgeschlossen zu sein, und machten Opposition gegen die größeren Herren. So hemmte immer ein Theil des Reiches den anderen und es kam gar nichts zu Stande. Ein Haupthinderniß war der Geldpunct. Der König hatte keins, wenn ihm die Fürsten nichts gaben. Diesen hätte es nicht an Macht gefehlt, den gemeinen Pfennig in ihren Gebieten einzutreiben und mit dessen Geldmitteln die Kammerrichter und Regimentsräthe zu besolden, so die neue Reichsgewalt zu befestigen, den Landfrieden zu handhaben und ungerechte Ansprüche des Auslandes mit Waffengewalt abzuweisen. Aber bei jeder Geldforderung erhob sich ein klägliches Jammern über die unleidlichen, unerschwinglichen Lasten, die fernerhin zu tragen dem gemeinen Mann ganz unmöglich sei. Freilich war es nicht der gemeine Mann, der sich dagegen verwahrte, sondern der reiche Fürst und der wohlhabende reichsstädtische Bürgermeister, welche dem gemeinen Mann so viel Geld auspreßten, um die Mittel zu ihren vielen Fehden mit den Nachbarn zu gewinnen, den verarmenden Adel auszukaufen, Schatzkammern anzulegen, silberne und goldene Geräthschaften und Kleinodien zu sammeln. Wir wissen, daß einzelne Für-

sten jener Zeit große Reichthümer aufhäuften, daß sie sowohl ihre Kassen mit baarer Münze, als ihre Gemächer mit Prunkgefäßen und kostbaren Geräthen füllten. Herzog Georgs von Baiern Hinterlassenschaft an baarem Geld und Kleinodien wurde auf mehr als eine Million angeschlagen. Auch der vermögliche Bürger in den Städten hielt sich seinen Vorrath an baarem Geld, schaffte sich kostbare Eß- und Trinkgeschirre an, steckte viel Kapital in reiche, mit Gold durchwirkte Kleidung. Der gemeine Mann, der Handwerker und Bauer hatte freilich nicht viel; er war mit Abgaben bereits hart angelegt und der Landesherr mußte sich hüten, ihn mit noch größerer Steuerlast zu drücken; denn er hatte nicht so viel Gelegenheit wie jetzt, durch gute Verwerthung der Bodenerzeugnisse, durch Fabrikbetrieb und dergleichen seine Einnahmen zu steigern. Aber durch die Forderungen des Kaisers auf den Reichstagen war auch nicht der gemeine Mann, sondern zunächst der Fürst in Anspruch genommen, und es war eben ein Hauptfehler der Zeit, daß jeder die Last auf andere Schultern wälzen wollte. Unter diesen Umständen mußten alle Reformversuche verkümmern. So einflußreich Berthold von Mainz auch war, so hatte er doch seine kurfürstlichen Collegen nicht so in der Hand, daß sie seinen Rath unbedingt befolgt, ihm die ganze Leitung überlassen hätten. Jeder wachte eifersüchtig über sein Ansehen, seine Rechte. Und so verbreitet auch die nationalen Gedanken damals sein mochten, so hatte die fürstliche Reformpartei in der Nation eigentlich doch nicht Wurzel gefaßt; man kann nicht sagen, daß die patriotischen Fürsten, die kaiserlichen Räthe, wie Graf Haug von Werdenberg, oder die vorgeschrittenen Städte das Volk hinter sich gehabt hätten. Es waren eben einzelne gebildete Männer, die ihnen Beifall gaben, ihre Gedanken nährten und verbreiteten, wie Conrad Peutinger in Augsburg, Wilibald Pirkheimer in Nürnberg. Eine Volkspartei, welche Trägerin und Verbreiterin der nationalen Reformplane gewesen wäre, sie in Schriften, Gesellschaften und an Reichstagen vertreten hätte, gab es damals noch nicht. Wenn nicht ein weiser, muthiger

und thatkräftiger Fürst mit einigen Staatsmännern und Feldherren die Sache in die Hand nehmen und durchführen konnte, so gab es damals keine Mittel und Wege, der nationalen Reform Bahn zu brechen.

Das Jahr 1502 können wir als die Zeit bezeichnen, in welcher die Erfolglosigkeit der bisherigen Bestrebungen sich klar herausgestellt hatte, auf beiden Seiten die daran gesetzte Kraft erlahmt war. Zu dieser allgemeinen Erschlaffung kam auch noch, daß der bisherige Führer, Kurfürst Berthold, alt und, in seinen Hoffnungen gebrochen, kränklich wurde und am 21. December 1504 starb.

Zehntes Kapitel.

Der pfalzbairische Erbfolgekrieg. Annahme des Kaisertitels. Die Ligue von Cambray und der Krieg mit Venedig.

Maximilian gab seine Sache trotz des Unmuths, der sich seiner oft bemächtigte, keineswegs verloren; hatte er es mit den Kurfürsten verdorben, so wußte er sich dagegen unter den übrigen Fürsten durch allerlei Gunsterweisungen, über die er als Reichsoberhaupt doch immerhin noch zu verfügen hatte, einen Anhang zu verschaffen. Da waren manche kleinere Lehen, Zollgerechtigkeiten, Statthaltereien zu vergeben; eine Reihe gerade erledigter Bisthümer besetzte er mit Männern, die ihm ergeben waren. Und die Opposition der Kurfürsten war seit dem Tode Bertholds vollends keine geschlossene mehr. Noch vor ihm war 1503 ein anderer reformeifriger Kurfürst, der Erzbischof von Trier, gestorben; dessen Stelle wurde nun mit einem jungen Verwandten Maximilians, dem Markgrafen Jakob von Baden, besetzt. Die vortheilhafteste Wendung für Maximilian war aber der am 1. December 1503 erfolgte Tod des Herzogs Georg von Baiern-Landshut. Dieser hatte einst mit seinem Vetter,

dem Herzog Albrecht von Baiern-München, einen Erbvertrag geschlossen, in welchem sie sich für den Fall, daß einer von ihnen ohne männliche Erben stürbe, die Erbschaft ihrer Länder zusagten. Nun bereute später Herzog Georg diese Zusage, da er gern die Nachfolge in der Regierung seiner Tochter Elisabeth und deren Gemahl, dem Prinzen Ruprecht, dem zweiten Sohn des Kurfürsten Philipp von der Pfalz, zugewendet hätte. Diesen setzte er in einem Testament zum Erben ein und übergab ihm schon bei seinen Lebzeiten die Schlösser in Landshut und Burghausen. Nach dem Tode Georgs verlangte Ruprecht auf den Grund jenes Testaments die Huldigung der bairischen Landstände, diese aber lehnten das Ansinnen ab und wollten das zweifelhafte Erbrecht durch einen Ausspruch des römischen Königs entschieden wissen. Auch Herzog Albrecht wandte sich an Maximilian und begehrte von ihm und dem schwäbischen Bunde, dessen Mitglied er war, Schutz seiner Rechte und Hilfe zur Behauptung seiner Ansprüche. Pfalzgraf Ruprecht hatte dagegen mit benachbarten Bischöfen, mit dem König von Böhmen und dem König von Frankreich, Bündnisse geschlossen und von ihnen Zusagen der Unterstützung erhalten. Maximilian trat keineswegs ohne weiteres auf die Seite seines Schwagers Albrecht, er nahm von Anfang an eine mehr vermittelnde Stellung ein. Er erkannte zwar das Testament Herzog Georgs nicht als giltig an, wollte aber ebenso wenig zugeben, daß die alten Erbverträge, auf welche sich Albrecht berief, die Sache entscheiden könnten. Denn sie seien nie von Kaiser und Reich anerkannt worden und es sei Sache des Reichsoberhaupts, zu bestimmen, ob das bairische Land wieder als Lehen ausgethan und an wen es verliehen werden sollte. Wäre der Regimentsrath und das Kammergericht noch in Wirksamkeit gewesen, so hätte diesen die Entscheidung zugestanden; es war für Maximilian ein Vortheil der Lage, daß er selbst die streitenden Parteien vor sein Forum ziehen konnte. Mit unermüdetem Eifer nahm er sich der Sache an, um eine gütliche Ausgleichung zu Stande zu bringen. Von beiden Seiten ließ er sich Vorträge

erstatten und hörte die staatsrechtlichen Auseinandersetzungen der rechtsgelehrten Vertreter, des Doctor Gregorius Lamparter und des Domherrn Leonhard von Egloffstein, mit gespannter Aufmerksamkeit an. In Augsburg wurde während des ganzen Februars 1504 über die Sache getagt. Maximilian war dabei guter Dinge und ließ sichs in Gesellschaft der Augsburger Patricierfamilien wohl sein. Der Eßlinger Bundesrath Hans Ungelter berichtet am 15. Februar: „Unser Herr König ist fröhlich und rennt und sticht und tanzt und hat köstlich welsch Tanz und Bankett.“ Gegen 200 Kaufleute mit ihren Frauen lud er zum Essen und Tanz ein. Einmal ließ er auch einen Maskenscherz aufführen, an welchem seine Schwester Kunigunde, die Gemahlin Herzog Albrechts, mit mehreren Fürsten Theil nahm. Mit siebenzig Personen und vierzig Spielleuten kam der König in Bauernkleidung auf das Tanzhaus, um mit ihnen eine Bauernhochzeit aufzuführen, und überließ sich da in voller Fröhlichkeit den Fastnachtslustbarkeiten. Daneben wurden die schiedsgerichtlichen Geschäfte des bairisch-pfälzischen Erbschaftsstreits abgewickelt. Der Vergleichsvorschlag des Königs gieng dahin, Herzog Albrecht solle die Länder diesseits der Donau, Ruprecht aber die jenseits derselben sammt dem Privatvermögen Herzog Georgs an Baarschaft, Kleinodien und Silbergeschirr erhalten. Maximilian verhehlte dabei nicht, daß er auch ein Stück Land von dem bairischen Erbe haben wolle und bezeichnete die Städte Ingolstadt, Neuburg und Richthofen als die ihm anständige Erwerbung. Herzog Albrecht war bereit, sich des Königs Vergleichsvorschlägen und schiedsrichterlicher Entscheidung zu unterwerfen, aber Ruprecht, der den größten Theil des bestrittenen Landes bereits in Besitz genommen hatte und auf die Hilfe seiner Verbündeten vertraute, wollte es nur auf die Entscheidung der Waffen ankommen lassen. Er begann den Krieg mit einem Einfall in Oberbaiern, besetzte das Gebiet Herzog Albrechts und eroberte die Festung Kufstein; besonders kampflustig benahm sich seine Gemahlin, sie gieng bewaffnet im Lager umher, um die Soldaten anzufeuern.

Maximilian aber sprach in eigener Person am 23. April zu Augsburg unter freiem Himmel über Pfalzgraf Ruprecht und seine Gemahlin die Acht aus. Nachdem der Kampf einige Monate gedauert, die beiden Fürsten und ihre Verbündeten einander ihre Länder gebrandschatzt und verheert hatten, wurden die Kämpfenden mit einem Male durch die Nachricht überrascht, Prinz Ruprecht sei am 20. August an der Ruhr gestorben, und wenige Wochen darauf folgte die Kunde von dem Tod seiner Gemahlin. Sein Vater, Kurfürst Philipp, führte den Krieg noch eine Zeitlang im Namen seiner unmündigen Enkel fort, aber Maximilian, nachdem er auf einem Reichstag zu Frankfurt vergeblich Reichshilfe gefordert, bot nun seine eigenen Mittel auf und machte der ärgerlichen Fehde durch Eroberung der Feste Kufstein im October des Jahres ein Ende. Der Kurfürst von der Pfalz, der letzte Rest der alten kurfürstlichen Oppositionspartei, sah sich, da seine Mittel erschöpft waren, genöthigt, um Frieden zu bitten, der ihm dann auch durch Verwendung des Markgrafen von Baden gewährt wurde. Aber erst auf dem Kölner Reichstag des folgenden Jahres kam der pfälzisch-bairische Erbschaftsstreit zur Erledigung. Maximilian war in der günstigen Lage, hier als Sieger und Schiedsrichter auftreten zu können. Man war wieder einmal froh an ihm; er hatte einen schlimmen Handel, mit dem man nicht fertig werden zu können schien, glücklich beendigt, er hatte nicht nur mit dem Schwert die Ruhestörer niedergeschlagen, sondern konnte jetzt auch mit dem ihm eigenen Talent der Vermittlung dem Reiche dienen, sich selbst aber Ansehen verschaffen. Bei der Entscheidung des Erbschaftsstreits kam man auf die früheren Vorschläge Maximilians zurück. Aus den nördlich von der Donau gelegenen Besitzungen Herzog Georgs wurde ein eigenes Gebiet, die später sogenannte Oberpfalz, gebildet und den Söhnen Ruprechts zugetheilt, das übrige Land erhielt Herzog Albrecht. Das bedeutende Privatvermögen Georgs kam an seine beiden Enkel. Auch Maximilian trug unter dem Titel Kriegskostenentschädigung einen ansehnlichen Gewinn davon, indem er außer 100,000 Gulden Reichshilfe, welche die bairi-

schen Landstände noch schuldig waren, verschiedene Städte und Schlösser, Einkünfte und Vogteirechte und den Nachlaß aller Geldschulden erhielt, mit denen Oesterreich dem Herzog Georg verpfändet war. Er ließ es aber nicht dabei bewenden, auf dem Reichstag als Schiedsrichter aufzutreten, er wollte seine neu gewonnene Autorität auch als Reformator der Reichsverfassung zeigen und nahm den Gedanken des Regimentsraths wieder auf, aber mit wesentlichen Veränderungen. Derselbe sollte aus zwölf Räthen, einem kaiserlichen Statthalter und einem Kanzler zusammengesetzt, nicht, wie früher beabsichtigt war, eine bundesstaatliche Vollziehungsgewalt sein, sondern ein kaiserlicher Staatsrath mit stellvertretender Befugniß, soweit der Kaiser ihn in Verhinderungsfällen dazu ermächtigen würde. Je nach Bedürfniß wollte Maximilian den Staatsrath an seinen Hof berufen. Aber der Reformeifer war bei den Ständen vorbei, sie waren mißtrauisch, der neue Rath möchte nur ein Werkzeug der königlichen Gewalt werden und zum Nachtheil ihrer Macht ausschlagen. Der Antrag wurde in artiger Form abgelehnt; die Stände erklärten, Seine Majestät habe wohl und weise regiert, sie seien nicht gemeint, ihm Beschränkungen auflegen zu wollen, und der König ließ die Sache auch fallen, weil er nicht die nöthige Anzahl tauglicher Leute dazu fand.

Auch die Idee eines gemeinen Pfennigs wurde wieder angeregt, aber man fand, derselbe habe mehr Widerspruch und Lerm hervorgerufen, als wirklichen Nutzen gebracht. Man beschloß, das nöthige Geld durch Uebereinkunft mit den einzelnen Reichsfürsten aufzubringen, eine Form, die unter dem Namen der Matrikel bis zur Auflösung des Reiches beibehalten wurde. Es war dabei den Fürsten überlassen, ob sie die ihnen auferlegte Summe vermittelst einer Steuer oder sonst aus ihrer Kasse bezahlen wollten. Der Reichstag vereinigte sich zu einer Erklärung, in welcher die Institute des Reichsrathes und des gemeinen Pfennigs ausdrücklich aufgegeben wurden.

Ohne Bitte um außerordentliche Kriegshilfe gieng es auch

auf diesem Reichstag nicht ab. Maximilian verlangte solche zunächst gegen Ungarn, wo die Großen des Landes im Widerspruch mit früheren Verträgen, in welchen das Erbrecht des Hauses Habsburg anerkannt war, den Beschluß gefaßt hatten, niemals einen Ausländer zum König zu wählen, denn noch keiner sei dem Reiche nützlich gewesen. Nur vier- bis fünftausend Mann verlangte der König und stellte in Aussicht, damit könnte er vielleicht auch den Romzug bestreiten. Die Stände machten nun einen Anschlag von 1058 Mann zu Pferde und 3038 zu Fuß und diese Zahl wurde denn auch wirklich bald aufgebracht. Maximilian zog damit nach Ungarn, aber es kam nicht einmal zum Kampf, da der Zweck auf friedliche Weise erreicht wurde. Es wurde nemlich um dieselbe Zeit dem König Wladislav noch ein Sohn geboren und dadurch der Bestand der Dynastie gefristet, was bewirkte, daß die ungarischen Großen nicht gerade auf ihrem Beschluß bestanden und es geschehen ließen, daß beim Abschluß des Friedens das Erbrecht Maximilians aufs Neue anerkannt wurde.

Die italiänischen Angelegenheiten waren zwar in den Hintergrund getreten, aber Maximilian hatte sie immer im Auge behalten und gedachte, sobald er wieder freiere Hand habe, seinen Romzug zu unternehmen. Auch hörten die Veranlassungen zum Streit mit Frankreich nicht auf. Kurz vor dem Frieden von Trient, in welchem Maximilian dem König Ludwig die Belehnung mit Mailand zusagte, bemächtigten sich die Franzosen in Verbindung mit den Spaniern Neapels, wurden aber schon im Jahre 1503 von den Spaniern verdrängt. Die Belehnung erfolgte am 5. April 1505 auf dem Reichstag von Hagenau, wo der Cardinal Amboise im Namen seines Herrn dem römischen König den Lehenseid leistete. Frankreich hatte nun zwar in Oberitalien seine Absichten erreicht und ein Land gewonnen, um dessen Besitz Maximilian so manche Kämpfe bestanden hatte, aber die Eifersucht Frankreichs auf das Haus Habsburg wurde von anderer Seite her in hohem Grade erregt. Die Königin Isabella starb am 26. November 1504

und hatte Castilien mit den dazu gehörigen Königreichen ihrer Tochter Juana und deren Gemahl Philipp vermacht. Von Juanas Vater Ferdinand hatte jener auch die Anwartschaft auf Aragonien und das kürzlich den Franzosen entrissene Neapel. Da nun Philipp bereits die Niederlande besaß und auch noch die Nachfolge im deutschen Reich in Aussicht hatte, so wurde er ein für Frankreich gefährlicher Nachbar. König Ludwigs Politik war deshalb darauf gerichtet, diese Häufung des Erbes auf Philipp zu mindern und zu verzögern. So begünstigte er denn eine zweite Heirath König Ferdinands von Aragonien und vermittelte ihm die Hand einer Verwandten, der Gräfin Germanie von Foix, deren etwaigen Kindern dann Aragonien und Neapel zufallen sollte. Wenn sie aber ohne Nachkommen stürbe, so sollte Neapel an König Ludwig und dessen Erben kommen. Auch den Regierungsantritt Philipps in Castilien suchte Frankreich hinauszuschieben. König Ferdinand war ohnehin nicht geneigt, seinem Schwiegersohn die Regierung abzutreten, und machte Ansprüche auf die Vormundschaft über seine schwermüthige und geisteskranke Tochter Juana. Ludwig versprach ihm nun Hilfe, wenn ihn Philipp aus der Herrschaft Castiliens verdrängen wollte. Um letzterem noch weitere Schwierigkeiten zu schaffen, unterstützte er auch mit Truppen und Geldmitteln den immer wieder zum Aufstand bereiten Grafen Karl von Egmont zur Behauptung seiner Ansprüche auf Geldern. Seine früher dem Sohne Philipps, Erzherzog Karl, zugesagte Tochter Claudia verheirathete er an den nächsten Thronerben Frankreichs, den Herzog Franz von Angoulême, den nachherigen König Franz I. Der Regierungsantritt Philipps in Castilien war endlich aber doch nicht zu verhindern, da die castilischen Stände ihn als König anerkannten. Er verließ die Niederlande, kam nach Spanien, verständigte sich mit seinem Schwiegervater und bestieg den Thron. Aber nicht lange sollte er regieren. Durch einen kalten Trunk nach dem Ballspiel zog er sich ein heftiges Fieber zu und starb am 26. September 1506 zu Burgos.

Mit großem Schmerze vernahm Maximilian den Tod des geliebten Sohnes; er hatte gehofft, ihn bald zum römischen König wählen lassen zu können. Der Erbe seiner Länder war nun der sechsjährige Prinz Karl, der nachmalige Kaiser Karl V. Die vormundschaftliche Regierung übernahm der mütterliche Großvater, König Ferdinand. Die Regierung der Niederlande übergab Maximilian seiner Tochter Margarethe, der verwittweten Herzogin von Savoyen, einer sehr ausgezeichneten Frau von staatsmännischer Klugheit. Er setzte sie zu seiner Statthalterin ein, nahm aber durch einen regelmäßigen Briefwechsel, der bis zu seinem Tode fortdauerte, beständig an der Regierung Antheil.

Das Benehmen König Ludwigs von Frankreich gegen den Erzherzog Philipp hatte der alten Feindschaft Maximilians neue Nahrung geboten und jetzt gab auch der längst beabsichtigte Romzug, den auszuführen sich Maximilian nun anschickte, Veranlassung zu neuen Feindseligkeiten. Auf das Frühjahr 1507 berief er die Reichsstände nach Constanz, wo sie kriegsgerüstet erscheinen sollten, um in voller Macht mit ihm nach Rom zu ziehen. Er wollte einen entscheidenden Kampf um die Herrschaft Italiens beginnen. Am 27. April eröffnete er die zahlreich besuchte Versammlung und war wieder voll großartiger Plane und kühner Hoffnung. Er wolle, erklärte er, von nun an aller kleinen Händel sich entschlagen, nur auf große Ziele losgehen und der Welt zeigen, wie mächtig Deutschland sei, wenn es einig zusammenhalte. Auch die Reichsstände schienen von den besten Gesinnungen und Vorsätzen beseelt; sie erklärten sich ganz einverstanden damit, daß Maximilian die Kaiserkrone holen wolle, und bereit, ihm mit allem Vermögen beizustehen. Man vernahm tapfere Reden von deutscher Ehre und Einigkeit gegen alle Feinde des Reiches. Es wurde zwar dem König nicht so viel verwilligt, als er ursprünglich begehrt hatte, aber er bekam doch 3000 Reiter und 9000 Mann zu Fuß, mehr, als ihm je früher gewährt worden war. Maximilian war zufrieden und meinte große Dinge damit aus-

richten zu können. Er durfte diesmal auch auf den Beistand der Schweizer hoffen; sie hatten vierzehn Gesandte auf den Constanzer Reichstag geschickt und der Bürgermeister von Zürich versicherte, es sei nie ihr Wille gewesen, daß die kaiserliche Krone und Würde an Frankreich komme. Sie gaben zu verstehen, wenn das Reich mit ganzer Macht sich erhebe, so würden sie wohl auch eine Schaar zum Romzug stellen. Maximilian war über diese Aussicht hocherfreut, lud die eidgenössischen Gesandten zu Tische, verehrte ihnen ein Wamms von rothem Damast und einen silbernen Becher und erbat sich 12,000 Mann Söldner. Die Schweizer bewilligten jedoch nur 6000 Mann für den Fall, daß der König von Frankreich ihn am Romzug hindern würde, mit dem Vorbehalt, sie zurückzufordern, wenn Maximilian den König von Frankreich angreife. Um die Eidgenossen bei guter Stimmung zu erhalten, wies Maximilian das Ansinnen der Reichsstände, die im Jahre 1500 vom Reich abgefallene und dem Schweizer Bund beigetretene Stadt Schaffhausen mit Androhung der Acht zurückzufordern, ab und sprach jetzt die Eidgenossen förmlich von den Reichsgerichten und dem Reichsverband los. Er gab eine Erklärung ab, daß sie weder in bürgerlichen noch in peinlichen Sachen vor das Kammergericht oder ein anderes königliches Gericht geladen werden sollten. Dieses Zugeständniß ist die staatsrechtliche Grundlage für die politische Selbstständigkeit der Schweizer, für ihre Emancipation vom Reiche geworden; sie hießen von nun an nicht mehr Glieder, sondern gehorsame Verwandte des Reiches. Es war dies nur die officielle Anerkennung eines thatsächlich schon bestehenden Verhältnisses.

Auch in Italien begünstigten die Umstände Maximilians Unternehmen. Der Papst Julius II., ein kriegerischer Herr und bisher Verbündeter der Franzosen, wurde mißtrauisch gegen sie, weil sie Genua, das sich von ihrer Herrschaft losgerissen hatte, im Frühjahr 1507 mit einem Heer überzogen und eroberten; er sah dies als Vorboten weiterer Eroberungen an. Dann wurde er auch durch das Gerücht erschreckt, König Ludwig

gehe damit um, seinen ersten Minister, Cardinal Amboise, zum Papste zu machen. Dies bewog ihn, sich hilfesuchend an Maximilian zu wenden und ihm die Kaiserkrönung anzubieten.

Aber allmälich trübten sich die guten Aussichten Maximilians wieder. Der kriegerische Eifer der Reichsstände wurde durch die Nachricht gelähmt, daß der König von Frankreich das Heer, mit welchem er Genua erobert, entlassen habe. Auch kamen französische Gesandte nach Constanz, welche versicherten, ihr Herr hege durchaus keine feindseligen Gedanken. Geheime Agenten bearbeiteten die einzelnen Stände in französischem Interesse. Einer derselben, ein Mönch Johann Anton de Cabellis, wurde ergriffen und man fand geheime Instructionen zur Verdächtigung des Königs bei ihm. Letzterer ließ die Papiere dem Reichstag übergeben, die darin enthaltenen Verleumdungen in einer besonderen Gegenschrift widerlegen; die Reichsstände aber beklagten sich durch eine Gesandtschaft bei dem Könige von Frankreich über die gegen Maximilian ausgesandten Schmähschriften. Uebrigens fanden die französischen Friedensversicherungen Glauben und hatten die Wirkung, daß die Rüstungen des Reiches saumselig betrieben wurden und daß die Matrikeln nicht viel beßer eingiengen, als früher der gemeine Pfennig. Maximilian sah sich genöthigt, zu Verpfändungen seine Zuflucht zu nehmen; so verschrieb er die Grafschaft Kirchberg und Weißenhorn in Schwaben an das Haus Fugger in Augsburg. Dagegen rückten einige kriegslustige Reichsfürsten, welche des Kaisers besondere Gunst gewinnen wollten, in ansehnlichen Zügen heran; so führte der Markgraf Friedrich von Brandenburg mit seinen beiden Söhnen Casimir und Georg eine Schaar fränkischer Ritter nach Tirol, der Herzog Ulrich von Wirtemberg sammelte die Schaaren des schwäbischen Bundes. Die Schweizer aber, welche in Erfahrung gebracht hatten, daß es mit den Geldverhältnissen Maximilians nicht eben glänzend bestellt sei, zeigten sich nicht. In den ersten Tagen des Februars 1508 brach Maximilian von Tirol auf und erschien in Trient, wo der Sammelplatz sein sollte. Dort aber mußte er sich über-

zeugen, daß in Italien das Verlangen nach seinem Erscheinen nicht so groß sei, als er geträumt hatte. Die Fürsten und Städte Italiens, die er auf den Titel der Lehenspflicht um Beiträge ersucht hatte, gaben, da die Furcht vor Frankreich aufgehört hatte, nichts; nur die Stadt Siena schickte 6000 Ducaten. Florenz aber, dem man 500,000 Ducaten angesonnen hatte, wollte nichts davon wissen; Verona, das eine französische Besatzung hatte, verweigerte den Durchzug. Die Venetianer, mit denen schon auf dem Reichstag zu Constanz vergeblich unterhandelt worden war, hielten auf Betrieb Frankreichs ihre Pässe nach Italien besetzt. Der Papst Julius, welcher nun fürchtete, ein deutsches Heer könnte der Curie noch gefährlicher werden, als ein französisches, ließ durch einen Legaten dem römischen König sagen, er möge doch lieber nicht kommen; da die Franzosen und Venetianer großen Widerstand entgegensetzten, so könnte beim Zusammenstoßen viel Christenblut vergossen werden, sein christliches Gewissen aber gebiete ihm, das nicht zuzulassen; er wolle ihm den Romzug ersparen und ihm abwesend die kaiserliche Würde verleihen. Dies ergriff Maximilian gerne, um den Kaisertitel aus eigener Macht anzunehmen. Am 4. Februar 1508 fand eine feierliche Procession vom Schlosse zu Trient nach der Peterskirche statt, an der auch Maximilian und sein Gefolge sich betheiligte. Nachdem der Bischof von Trient das Hochamt gehalten hatte, überraschte der königliche Rath und päpstliche Legat Matthäus Lang, Bischof von Gurk, die anwesenden Fürsten und Herren und das versammelte Volk mit der Erklärung, Seine königliche Majestät sei von nun an Kaiser zu nennen. Es wurde in der Kirche ein Tedeum gesungen und die Fürsten und Herren begrüßten und beglückwünschten den neuen Kaiser. Dieser legte sich den St. Georgenorden an, den er schon 1503 zu Augsburg als Weihe zum Türkenkrieg gestiftet hatte, und verlieh denselben auch den Großen in seiner Umgebung. Dem Papst aber ließ er sagen, er habe, da mancherlei Hindernisse sein persönliches Erscheinen ni Rom verzögert, den Titel eines erwählten Kaisers angenom-

men. Er halte darum die Krönung nicht für überflüssig und werde, sobald er den Widerstand der Venetianer überwunden, seinen Zug nach Rom ohne Heer fortsetzen und sich dort krönen lassen. Der Papst, zufrieden, daß der bewaffnete Krönungszug unterblieb, bestätigte durch eine besondere Bulle den angenommenen Kaisertitel. Maximilian aber verließ das nach Italien bestimmte Heer und zog sich nach Deutschland zurück, um die noch mangelhaften Rüstungen zu ergänzen.

Zunächst galt es, sich an den Venetianern zu rächen, welche den Durchzug verweigert und dadurch viel zum Scheitern des Romzugs beigetragen hatten. Ein deutscher Heerhaufen unter Herzog Erich von Braunschweig brach im Dienste Maximilians in Friaul ein, das den Venetianern gehörte, und belagerte einige Festungen, ein anderer besetzte mehrere Orte im Etschthal. Aber die Venetianer schlossen die Deutschen ein, tödteten eine große Anzahl derselben, nahmen andere gefangen und eroberten mehrere Schlösser und Städte in Friaul und Istrien, worunter Triest, Görz und Fiume. Maximilian konnte wegen Mangels an Geld und Truppen den Feldzug nicht weiter fortsetzen und mußte froh sein, daß die Venetianer am 20. April 1508 einen Waffenstillstand auf drei Jahre abschloßen, der jedem die während des Krieges gemachten Eroberungen ließ und ganz Italien umfaßte. Der heimkehrende venetianische Feldherr Alviano aber hielt einen Triumphzug nach altrömischer Sitte. So war die mit so großen Hoffnungen begonnene Unternehmung Maximilians wieder kläglich gescheitert. Statt das kaiserliche Ansehen in Italien wiederherzustellen, hatte er dort nur neue Verluste erlitten und dazu beigetragen, die Venetianer in ihrem Uebermuth zu bestärken. Der französische Einfluß in Italien war ebensowenig zurückgedrängt und von der Hoffnung, an Frankreich für so manches Unrecht, so manche feindselige Umtriebe Rache nehmen zu können, nichts in Erfüllung gegangen.

In Deutschland, wo man gedacht hatte, mit den ungewöhnlichen Bewilligungen großes auszurichten, war man be-

stürzt über den geringen Erfolg. Dennoch hatte Maximilian den Muth, sich noch einmal an die Reichsstände zu wenden. Er berief auf den Mai einige Kurfürsten nach Worms und ließ ihnen vorstellen, sie seien ja die Stützen des Reiches, sie sollten ihm rathen und helfen, wie er eine tapfere, austrägliche Hilfe erlangen könne. Wenn er seinen Truppen, die in Tirol stehen, keinen Sold zu geben vermöge, so laufe er Gefahr, daß Tirol, von dem Reich nicht geschützt, sich an die Franzosen oder Venetianer anschließe. Die Kurfürsten erwiderten, sie könnten für sich allein nichts thun, und verwiesen ihn an einen zu berufenden Reichstag. Maximilian aber wollte sich nicht darauf einlassen, dies sei gar zu weitläufig. Die Kurfürsten bestanden indessen auf ihrer Erklärung; der alte Widerwille gegen unsichere Unternehmungen trat dem Kaiser wieder in vollem Maße entgegen.

Während er so von den Reichsständen verlassen war, gewann er unerwartet die zu Verbündeten, gegen welche er eben noch von Kriegseifer geglüht hatte, nemlich die Franzosen. Die Republik Venedig, auf ihren Reichthum und ihre politischen Erfolge stolz, hatte sich den Neid und die Ungunst der benachbarten Fürsten zugezogen. König Ludwig zürnte, daß Venedig mit dem Kaiser einen Waffenstillstand geschlossen, ohne ihn zu fragen; der Papst wollte die Städte in der Romagna wieder haben, deren sich die Venetianer nach dem Tode Papst Alexanders VI. bemächtigt hatten; der König Ferdinand von Aragonien beanspruchte die Gebiete, welche Ferdinand II. von Neapel im Jahre 1496 an Venedig verpfändet hatte, und so verschworen sich diese Fürsten zu einem gemeinsamen Raubangriff auf Venedig. Der König von Frankreich ließ durch die Statthalterin der Niederlande dem Kaiser Maximilian Anerbietungen zu einem gemeinschaftlichen Unternehmen gegen Venedig stellen und unter ihrer und des Bischofs Matthäus Lang Vermittlung wurde am 10. December 1508 zu Cambray ein Bündniß abgeschlossen, durch welches König Ludwig, Kaiser Maximilian, der König von Aragonien und der Papst sich verbindlich machten,

einander zur Wiedererlangung dessen behilflich zu sein, was Venedig ihnen und anderen Fürsten entrissen hatte. Gegen das mächtige und reiche Venedig entlud sich der Aerger, den diese Fürsten seit Jahren über mißlungene Plane auf Italien angesammelt hatten. Der Bund umfaßte so eine Anzahl Mächte, die sonst durch die Verhältnisse, durch politische Ueberlieferung und Interessen von einander getrennt waren, aber auch jetzt, blos durch Gelüste der Rache und des Eigennutzes vereinigt, zum Voraus daran dachten, einander wieder im Stiche zu lassen, sobald sie ihren Zweck erreicht und ein Stück Beute davongetragen haben würden. Maximilian wurde dadurch in einen achtjährigen, kostspieligen Krieg verwickelt, der ihm wenig kriegerischen Ruhm und gar keinen Gewinn an Land und Leuten oder an politischer Geltung brachte.

Frankreich, der Papst und der König von Aragonien begannen den Krieg im April 1509. Der Papst verband mit der Kriegserklärung eine Excommunicationsbulle gegen Venedig und rief den Kaiser, damit dieser einen Vorwand hätte, seinen dreijährigen Waffenstillstand mit Venedig zu brechen, als Beschützer des päpstlichen Stuhles zur Hilfe auf. Aber ehe Maximilian etwas unternehmen konnte, mußte er Geld haben. Dieses suchte er von den Reichsständen zu bekommen, die sich in Worms zu einem Reichstag versammelten. Schon ganz kriegsgerüstet, erschien er am 21. April 1509 zu Worms in prachtvollem Harnisch auf gepanzertem Roß; er hatte sich die Rüstung, die 100,000 Gulden geschätzt wurde, eigens von Augsburger Waffenschmieden machen lassen, um sich in kaiserlichem Glanze zu zeigen; ein Gefolge von tausend Reitern begleitete ihn. Er stellte den versammelten Fürsten vor, welche günstige Gelegenheit zu Eroberungen sich in Folge des zu Cambray geschlossenen Vertrags darbiete, sie sollten ihm eine stattliche Hilfe zu Roß und zu Fuß wenigstens auf ein Jahr verwilligen. Aber die Gesinnung der Stände entsprach seiner Kriegslust keineswegs. Zu der alten Zähigkeit in Geldverwilligung kamen nun noch besondere Gründe hinzu. Einmal

waren die Fürsten durch das plötzliche Bündniß mit Frankreich unangenehm überrascht. Maximilian hatte so oft und viel gegen die Franzosen geeifert und ihre Bekämpfung als Reichspflicht und seine Lebensaufgabe behandelt, man konnte sich nicht darin finden, sie nun als Verbündete zu betrachten, und rechnete es Maximilian als Charakterlosigkeit an, daß er sich in dieses Bündniß eingelassen hatte. Und dann war auch der Krieg gegen Venedig nicht populär. Die deutschen Reichsstädte standen mit den dortigen Kaufleuten in vortheilhaften Handelsverbindungen und waren gewohnt, Venedig als ein Vorbild städtischer Gemeinwesen anzusehen. Die Städte waren überhaupt etwas verstimmt gegen Maximilian; sie glaubten sich durch die Anschläge auf den letzten Reichstagen in Köln und Constanz benachtheiligt, man hatte ihnen auf dem letzten ein volles Drittheil der gesammten verwilligten Reichshilfe zugemuthet. Ueberdies hatte Maximilian den städtischen Abgeordneten einen Verweis zugehen lassen, daß sie das auf früheren Reichstagen beschlossene Verbot der großen Handelsgesellschaften nicht vollzogen, und hatte ihnen eine Strafe von 90,000 Gulden dafür auferlegt. Jene Handelsgesellschaften erschienen nämlich der beschränkten nationalökonomischen Ansicht der Zeit als eine unbefugte Verschwörung der Kaufleute gegen die Consumenten, welcher man von Staatswegen entgegentreten müsse. Die Städte protestirten dagegen und beriefen sich auf das Beispiel der Schweiz, Frankreichs und Venedigs, wo man ehrlichen Handel und Wandel nicht auf diese Art hemme. Sie hatten dennoch eine ansehnliche Summe bezahlen müssen, aber verabredet, auf dem nächsten Reichstag sich dagegen aufzulehnen, und waren jetzt um so weniger geneigt, irgend etwas zum Kriege gegen Venedig zu verwilligen. Auch die Fürsten waren entschlossen, das Ansinnen des Kaisers diesmal rund abzuschlagen; sie erinnerten daran, daß sie schon in Constanz erklärt hätten, die damalige Verwilligung solle die letzte sein, und machten geltend, der Kaiser habe weder vor dem Vertrag zu Cambray ihre Zustimmung eingeholt, noch jetzt den ganzen

Inhalt desselben ihnen mitgetheilt. Der Kaiser, welcher, ohne die Antwort des Reichstages abzuwarten, an die italiänische Grenze geeilt war, um die Rüstungen zu betreiben, erhielt durch seine in Worms zurückgelassenen Räthe den abschlägigen Bescheid der Versammlung und gerieth in große Aufregung darüber. Von Trient aus sandte er eine Erwiderung an die Reichsstände, in welcher er den Vertrag von Cambray zu rechtfertigen suchte und die Schuld der bisherigen Unfälle und Erfolglosigkeit auf die ungenügende Hilfeleistung des Reiches schob. Er befand sich nun allerdings in großer Verlegenheit; wegen des abgeschlossenen Vertrages konnte er den Krieg in Italien doch nicht wohl aufgeben, er mußte sich entschließen, seine Verbündeten um Anlehen zu ersuchen. Der Papst gab ihm 40,000 Ducaten, der König von Frankreich 70,000, der von Spanien 60,000; die Fugger in Augsburg machten einstweilen die nöthigen Vorschüsse, bis er das Geld in Rom, Florenz und Antwerpen erheben konnte. Es gelang ihm, ein Heer von 15,000 Mann zusammenzubringen und damit mehrere istrische und italiänische Städte in seine Gewalt zu bekommen. Die Venetianer, die bereits an die Franzosen eine Schlacht und mehrere Städte und Festungen verloren hatten und durch innere Uneinigkeit geschwächt und mißtrauisch geworden waren, baten den Kaiser um Frieden und erboten sich, alle Eroberungen an Oesterreich und das deutsche Reich zurückzugeben und jährlich fünfhundert Pfund Gold zu zahlen. Maximilian war geneigt, auf diese Vorschläge einzugehen, aber glaubte aus Rücksicht auf seine Verbündeten keinen Separatfrieden schließen zu dürfen. Die Franzosen dagegen dachten nicht so edelmüthig, sie begnügten sich mit ihren Erfolgen, wollten dem Kaiser nicht zu ähnlichen verhelfen und zogen sich nach Frankreich zurück. Dem Kaiser aber fiel nun die Aufgabe zu, Padua zu belagern; er rückte mit bedeutender Mannschaft und zweihundert Stück schweren Geschützes vor diese Stadt und leitete mit großer Kühnheit persönlich die Beschießung, aber ohne den gewünschten Erfolg. Als es sich um das Stürmen der Festung

handelte, mußte er auch noch den Verdruß erleben, daß die französischen Ritter, die bei seinem Heere waren, es versagten, in Gemeinschaft mit den nichtadelichen deutschen Landsknechten zu kämpfen.

So empfindlich Maximilian durch die Weigerung des Wormser Reichstages gekränkt worden war, so gewann er es doch über sich, im folgenden Frühjahr sich noch einmal an die Stände zu wenden. Er erschien am 21. Februar 1510 zu einem neuen Reichstag in Augsburg, mit einem Gefolge von fünfhundert roth gekleideten Reitern. Die vier anwesenden Kurfürsten von Mainz, Trier, Köln und Sachsen, sowie die beiden Bürgermeister Hieronymus Welser und Ulrich Arzt holten ihn ein und begleiteten ihn auf die bischöfliche Pfalz. Nach einigen Tagen ritt er nach Dillingen und wurde bei seiner Rückkehr von dort mit verschiedenen Gastereien, Maskeraden, Tänzen und Rennspielen geehrt. Auch nachher, während der Dauer der Sitzungen, nahm er noch öfters an solchen Vergnügungen Antheil. So hielt er am 15. Mai mit dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen auf dem Weinmarkt ein Scharfrennen, wobei die übrigen Fürsten zusahen. Dabei erschien Maximilian in einem so kostbaren Aufzug auf der Rennbahn, daß man denselben wegen der vielen angebrachten Perlen und Edelsteine auf 200,000 Gulden schätzte. Nach Beendigung des Rennens speiste der Kaiser in Jacob Fuggers Wohnung und begab sich von da auf das Tanzhaus zu einem Geschlechtertanz. Aber diese Lustbarkeiten thaten den Geschäften keinen Eintrag. Maximilian stellte den Ständen seine Lage eindringlich vor und bat um schleunige Hilfe. Er würde vielleicht auch diesmal nichts ausgerichtet haben, wenn nicht der französische Gesandte Heliano mit seiner hinreißenden Beredtsamkeit ihn unterstützt und durch die schrecklichste, mit haarsträubenden Lügen ausgestattete Schilderung von der Ungerechtigkeit und Grausamkeit der Venetianer solchen Eindruck auf die Reichsstände gemacht hätte, daß sie 6000 Mann zu Fuß und 1800 Reiter verwilligten. Aber gerade jetzt wurde der Bund von Cambray

durch den Abfall eines sehr wichtigen Mitgliedes, des Papstes Julius II., geschwächt. Die Venetianer in ihrer Bedrängniß hatten sich alle Mühe gegeben, ihn zu versöhnen, und da er wirklich alles erreicht hatte, was er von Venedig verlangen konnte, so hob er den über die Republik ausgesprochenen Bann auf und versprach ihr sogar im geheimen, sie gegen alle ihre Feinde zu schützen. Er kam nun auf die früher schon verfolgte nationale Politik zurück und stellte sich die Aufgabe, Italien von der Fremdherrschaft der Franzosen und Deutschen zu befreien. Er machte die Schweizer von Frankreich abwendig und stellte ein Söldnerheer von 14,000 Mann zum Schutze der Venetianer auf. Der König von Frankreich gedachte nun, den Papst mit geistlichen Waffen zu bekämpfen, und begünstigte deshalb die reformatorischen Bestrebungen der französischen Geistlichkeit, die ein allgemeines Concilium und eine Verbeßerung der Kirche in Haupt und Gliedern verlangte. Auch Maximilian gieng mit Eifer auf diesen Gedanken ein und ward durch seinen vertrauten Rath, den Bischof Matthäus Lang, darin bestärkt. Er erbat sich von einem aufgeklärten Straßburger Theologen, Jacob Wimpheling, ein Gutachten darüber, wie es zu machen wäre, daß die deutsche Kirche in ähnlicher Weise wie die französische eine vom römischen Stuhl unabhängigere Stellung gewänne. Wimpheling berieth ihn zustimmend, aber warnte ihn, mit der gefährlichen Macht des Papstthums voreilig sich in Streit einzulassen. Maximilian selbst wollte auf dem beabsichtigten Concil als weltliches Oberhaupt den Vorsitz führen. Das Bündniß zwischen ihm und dem König von Frankreich wurde immer enger; ein neuer Vertrag verpflichtete den Kaiser zur Stellung eines Heeres von 13,000 Mann und den König zur Zahlung von 100,000 Ducaten. Papst Julius aber ließ sich nicht einschüchtern, er vertraute nicht blos auf seine geistliche Macht, sondern auch auf sein Kriegstalent. Bei der Belagerung der Stadt Mirandola befehligte er in eigener Person die Geschütze, richtete die Kanonen, war in Sturm und Kälte, Tag und Nacht bei

den Batterieen und gab den Forderungen seiner Feinde nicht nach. Das allgemeine Concil wurde zwar nach Pisa ausgeschrieben, aber es ward nur schwach besucht und fand namentlich bei den deutschen Bischöfen wenig Anklang. Papst Julius wußte die ganze Veranstaltung durch Berufung eines Gegenconcils in die römische Laterankirche zu lähmen. Auch Maximilian überzeugte sich, daß die deutsche Geistlichkeit ihn nicht unterstützen würde. Nun aber verfiel er auf den Gedanken, die italiänischen Wirren dadurch zu lösen, daß er sich selbst zum Papste wählen ließe. Als Julius II. im Sommer 1512 gefährlich erkrankte, faßte er diesen Plan ernstlich ins Auge. Er schrieb am 18. September an seine Tochter Margarethe, er wolle nicht mehr heirathen (seine zweite Gemahlin Blanca war nemlich in den letzten Tagen des Jahres 1510 gestorben) und morgen den Bischof von Gurk zu dem Papst schicken, um mit ihm zu unterhandeln, daß er ihn zu seinem Coadjutor annehme, damit er sich nach Julius Tode um die päpstliche Würde bewerben könne. Er fange bereits an, die Cardinäle zu bearbeiten, 2 bis 300,000 Ducaten würden ihm gute Dienste dabei thun, da jene durch Parteiungen gespalten seien. Um das Geld aufzubringen, wolle er seine vier Truhen Kleinodien und sein Lehengewand verwenden. Er schließt den Brief mit den Worten: „Euer guter Vater Maximilian, künftiger Papst." Schon in einem früheren Brief an seinen Rath Paul von Lichtenstein vom 16. September 1511 hatte er die gleiche Absicht ausgesprochen und hinzugefügt, es könne ihm nichts Ehrenvolleres, Rühmlicheres, nichts Beßeres begegnen, als wenn es ihm gelinge, die höchste geistliche Würde, die eigentlich ein wesentlicher Bestandtheil der kaiserlichen Würde sei, mit seiner Herrschaft zu vereinigen. Wir wissen nicht, ob es zu wirklichen Unterhandlungen über die Coadjutorstelle mit dem Papste kam, jedesfalls gieng dieser nicht darauf ein; aber dem Kaiser war es ohne Zweifel Ernst mit der Sache, der Gedanke entspricht ganz seinem Sinn für das abenteuerliche, denn darauf beruhte der Einfall mehr, als auf etwaigen kirchlichpolitischen Reformplanen.

Papst Julius, beständig mit kriegerischen Entwürfen für die Befreiung Italiens von der Fremdherrschaft beschäftigt und von fieberhafter Ungeduld getrieben, starb am 21. Februar 1513, ohne seine Zwecke erreicht zu haben. Jetzt war der päpstliche Stuhl erledigt, aber an die Verwirklichung von Maximilians seltsamen Hoffnungen war nicht zu denken. Die Cardinäle, um dem Kaiser jeden Versuch abzuschneiden, beeilten sich sehr mit der Wahl eines neuen Papstes und erhoben am 11. März Giovanni de' Medici, der als Beschützer der Wissenschaft und Kunst beliebt war, als Leo X. auf den päpstlichen Thron. Dieser stellte sich mit dem Kaiser alsbald auf freundlichen Fuß und trat mit ihm und den Königen von Spanien und England in ein Bündniß. Von der Ligue von Cambray war nun nur noch der König von Frankreich übrig, der aber, statt gegen Venedig Krieg zu führen, sich mit demselben verband, um seine bisherigen Bundesgenossen zu bekriegen. Der Gegenstand des Streits war wieder Mailand. Dieses wollten eben jetzt die Schweizer erobern, um den Sohn Lodovico Sforza's, Maximilian Sforza, als Herzog einzusetzen; sie wollten an dem Sohne gutmachen, was ihre Vorfahren an dem Vater gefrevelt hatten. In Novara, wo sie vierzehn Jahre vorher mit den Franzosen den Herzog Lodovico gestürzt hatten, setzten sie sich fest, um Maximilian Sforza zu vertheidigen, und erfochten am 6. Juni 1513, gegen die angreifenden Franzosen mit heldenmüthiger Tapferkeit und Ausdauer kämpfend, einen glänzenden Sieg, der sie zu Herren Mailands machte. Einige Wochen später gewann auch Maximilian einen Sieg über die Franzosen, aber nicht mit deutschen, sondern mit englischen Truppen. Sein neuer Verbündeter, König Heinrich VIII. von England, hatte ihn um einen guten Feldherrn gebeten, der das Heer, mit dem er den König von Frankreich bekriegen wollte, befehligen sollte. Maximilian, immer noch kriegsmuthig, bot sich selbst zum Führer an und hatte die Freude, in Nordfrankreich ein zahlreiches, wohlgerüstetes und mit trefflichem Geschütz versehenes Heer vorzufinden. Dasselbe hatte den Feldzug bereits mit der Belage-

rung der festen Stadt Terouanne begonnen. Die Franzosen hatten Entsatztruppen geschickt, und es war nun die Aufgabe, diesen ihre Operationen abzuschneiden. Dem Kaiser war die Gegend von seinen früheren Feldzügen in den Niederlanden her wohl bekannt, und er stürzte sich am 16. August 1513 von der Höhe von Guinegate aus, wo er vor 34 Jahren seinen ersten Sieg erfochten hatte, mit einer Reiterschaar auf die Franzosen, welche in gänzlicher Verwirrung auf ihr Lager zueilten. Weil sie bei dieser Flucht mehr ihre Sporen, als ihre Waffen brauchten, wurde diese Schlacht die Sporenschlacht genannt. Die Stadt Terouanne mußte sich am 22. August den Engländern ergeben, die Befestigungen wurden geschleift und der Feldzug war damit beendigt. Der König von Frankreich, dessen Finanzen schon vor dem Angriff der Engländer so schlecht standen, daß er darauf denken mußte, seine Krongüter zu verkaufen, konnte den Krieg nicht länger fortsetzen und mußte froh sein, daß es seinem Feldherrn Tremouille gelang, die Schweizer, welche mit einem Heer in Burgund einrückten, durch das Anerbieten eines Friedens von weiterem Vordringen abzuhalten. Auch die Verbündeten Ludwigs, die Venetianer, verloren in demselben Spätjahr bei Vicenza eine Schlacht gegen die Truppen Maximilians und in Folge davon sah sich König Ludwig genöthigt, Italien aufzugeben und mit Kaiser Maximilian einen Frieden zu schließen, nach welchem dessen Enkel, Erzherzog Karl, Ludwigs Tochter Renata heirathen und Mailand zur Mitgift bekommen sollte. Bald darauf aber trat durch den Tod Ludwigs XII. eine neue Wendung ein. Sein Nachfolger, Franz von Angoulême, der ritterliche Franz I., begierig nach Kriegsruhm, nahm den Kampf mit dem Hause Habsburg wieder auf. Er berechnete, daß nach dem Tode König Ferdinands und Kaiser Maximilians beider Enkel, Karl, in den Besitz einer Macht kommen würde, die für Frankreich doch gar zu gefährlich wäre, und setzte alles daran, Mailand wiederzubekommen. Er wußte durch verlockende Anerbietungen unter den Schweizern Uneinigkeit zu stiften, den neuen Papst Leo X. wenigstens zu

einer zweideutigen Haltung zu bestimmen, erneuerte die Verbindung mit Venedig und zog im August 1515 mit einem schönen, wohlgerüsteten Heere von 60,000 Mann, worunter 22,000 Mann deutsche Landsknechte sich befanden, über die Alpen ins Mailändische. Dort griff er bei Marignano am 13. und 14. September die Schweizer an, die zwar tapfer fochten, aber doch keinen nachhaltigen Widerstand leisten konnten und nach großen Verlusten dem französischen Heere weichen mußten. Der junge ruhmbegierige König Franz war aus dieser ersten Schlacht mit dem Glanze persönlicher Tapferkeit hervorgegangen, und die Folge seines Sieges war, daß Mailand wieder in die Hände der Franzosen kam und daß der Kampf um die Herrschaft in Italien aufs Neue begann. Maximilian, von dem deutschen Reich nicht beßer unterstützt, als früher, machte mit spanischem und englischem Gelde neue Rüstungen, brachte auch ein stattliches Heer zusammen, rückte im März 1516 in Mailand ein und stellte sich den Franzosen gegenüber. Aber der Erfolg des Angriffs war zweifelhaft, da auf beiden Seiten Schweizer standen. Der Kaiser schöpfte Verdacht des Verraths, der durch einen von den Franzosen ihm in die Hände gespielten Brief genährt wurde. Zugleich schreckte ihn ein Traum, in welchem ihm sein Schwiegervater Karl der Kühne in blutigem Gewande erschien, er verlor seinen Kriegsmuth, verließ plötzlich mit einer kleinen Reiterschaar das Lager und zog sich nach Tirol zurück. Sein Heer löste sich auf, ein Theil desselben gieng zu den Franzosen über, ein anderer begab sich nach Hause. Der König von Frankreich verständigte sich zuerst mit Maximilians Enkel Karl, der indessen durch den Tod Ferdinands König von Spanien und Neapel geworden war, und schloß mit demselben am 13. August 1516 den Vertrag von Noyon. Dem Kaiser blieb nichts anderes übrig, als einige Monate später, am 4. December, ebenfalls diesem Frieden beizutreten. Der einzige Gewinn, den er aus dem achtjährigen Kriege davontrug, war die Stadt Roveredo mit Umgegend und eine Kriegskostenentschädigung von 200,000 Ducaten, welche

Venedig zahlen mußte. Die Hoffnung auf Eroberungen, womit Maximilian in das Bündniß von Cambray eingetreten war, blieb gänzlich unerfüllt; er hatte viel Geld verschwendet, große Schulden gemacht und fast nichts gewonnen.

Während des langwierigen Krieges hatte der alte Hergang der Forderungen von Reichshilfe, abschlägigen Antworten der Reichsstände und der vergeblichen Reformversuche sich erneuert. Auf dem Reichstag des Jahres 1512, der in Trier begonnen und in Köln fortgesetzt wurde, forderte der Kaiser von den Ständen eine doppelte Matrikel, um die 400,000 Gulden, die er bei auswärtigen Königen habe entlehnen müssen, bezahlen zu können, und die Bewilligung einer Kriegshilfe, wie sie im Jahr 1500 vorgeschlagen und angenommen worden war, nemlich die Stellung und Ausrüstung des vierhundertsten Mannes. Die Stände verweigerten dies und bewilligten wieder einen gemeinen Pfennig, aber nur in sehr ermäßigtem Ansatz. Während früher von je tausend Gulden Capital ein Gulden Steuer gerechnet worden war, wollte man jetzt von viertausend nur einen geben und selbst von dieser kleinen Abgabe wollten die Fürsten ihr Kammergut ausgenommen haben. Ebenso sollten die Ritter den gemeinen Pfennig nicht selbst zahlen dürfen, sondern nur ihre Hintersassen und Unterthanen dazu anhalten. Vergeblich stellte Maximilian vor, der so geschmälerte Ertrag des gemeinen Pfennigs werde nicht hinreichen, um die dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen; die Fürsten, die selbst nichts zahlen wollten, hatten die Frechheit, zu erwidern, man dürfe dem gemeinen Mann, der ohnehin mit Abgaben überladen sei, nicht mehr zumuthen.

Um den vielen Klagen über mangelhafte Handhabung des Landfriedens und Vollziehung der kammergerichtlichen Urtheile zu begegnen, versuchte man, eine Vollziehungsgewalt in den einzelnen Reichslanden zu schaffen, und kam zu diesem Zweck auf die Kreiseintheilung Kaiser Albrechts zurück. Zu den früher bestimmten sechs Kreisen wurden noch vier weitere, der niederrheinische, kurrheinische, österreichische und burgundische,

hinzugefügt. In jedem dieser Kreise sollte ein Kreishauptmann mit einigen beigeordneten Räthen aufgestellt werden, um über der Landfriedensordnung zu wachen und die kammergerichtlichen Urtheile zu vollziehen. Nun stritt man sich darüber, wer die Hauptleute und Räthe ernennen sollte. Der Kaiser wollte sich mit Recht eine Mitwirkung oder ein Bestätigungsrecht vorbehalten; auch wollte er als Ergänzung der Kreisverfassung einen Oberhauptmann mit etwa acht Räthen für die Führung der auswärtigen Angelegenheiten, eine Art von Reichsrath, einsetzen, der seinen Sitz an seinem Hofe haben sollte. Beides wiesen die Reichsstände zurück, sie wollten die Kreishauptleute mit ihren Räthen allein ernennen und von dem Oberhauptmann und dessen Räthen nichts wissen. Darüber kam es zu leidenschaftlichen Erörterungen zwischen dem Kaiser und den Reichsständen. Endlich gelangte man formell wenigstens zu einem Abschluß, die acht Räthe wurden angenommen, aber von einem Oberhauptmann war keine Rede mehr; die Ernennung der Kreishauptleute wurde den Ständen der betreffenden Kreise zugestanden und der gemeine Pfennig in der eben genannten beschränkten Weise angenommen. Aber im Ganzen war Niemand mit dem Beschlossenen recht zufrieden, und deshalb betrieb auch Niemand die Ausführung; die ganze Kreiseinrichtung blieb zunächst auf dem Papier, erst acht Jahre später wurden die Beschlüsse auf dem berühmten Reichstag von Worms 1521 erneuert und gelangten zur Ausführung. Der gemeine Pfennig wurde hin und wieder bezahlt und eingezogen, aber unter beständigen Klagen über die unleidliche, beschwerliche Last und sehr unvollständig.

Elftes Kapitel.

Maximilian in seinen Beziehungen zur Literatur und Kunst. Der Weißkunig und der Theuerdank.

Es würde uns ein wesentlicher Zug im Bilde Maximilians fehlen, wenn wir ihn nicht auch als Pfleger der Kunst und Dichtung, als Freund der Gelehrten und Künstler kennen lernten. Unter seinen Nürnberger Freunden nahm der gelehrte Rathsherr Wilibald Pirkheimer die erste Stelle ein. Er war der Sohn eines wohlhabenden Patriciers, hatte in Italien, wo er sieben Jahre zubrachte, eine gelehrte Bildung geholt und nicht nur die Rechte studiert, sondern auch Griechisch gelernt und die Classiker gelesen, war nach seiner Rückkehr in die Heimath in den Rath der Stadt Nürnberg gewählt und bald zu wichtigen gesandtschaftlichen Geschäften verwendet worden. Sein Haus war ein Sammelpunct der gebildeten und gelehrten Gesellschaft, man suchte den kenntnißreichen, geistig angeregten Mann gerne auf. Im Schweizerkrieg war er beauftragt, das ansehnliche und gut ausgerüstete Nürnberger Contingent dem Kaiser zuzuführen, dessen nähere Bekanntschaft er bei dieser Gelegenheit machte. Maximilian lud ihn zu Tische, zog ihn in seine Umgebung, unterhielt sich mit ihm über wissenschaftliche und politische Dinge, gab ihm nach dem Kriege ein belobendes Schreiben über seine gute Führung an den Nürnberger Rath mit und ernannte ihn zum kaiserlichen Rathe, was er nicht nur dem Titel nach, sondern auch in der That wurde. Maximilian ertheilte ihm öfters wichtige Aufträge, wechselte Briefe mit ihm und Pirkheimer widmete dem Kaiser mehrere seiner Schriften. Einen ähnlichen Freund hatte Maximilian an dem Augsburger Konrad Peutinger, einem Alterthumsforscher und Besitzer von großen literarischen Sammlungen, in welchen sich unter Andern die bekannte Tabula Peutingeriana, die älteste

Karte des römischen Reiches, befand. Peutinger hatte ebenfalls seine Schule in Italien gemacht, war nachher in die Dienste der Stadt Augsburg und von da aus in die Maximilians getreten. Er war der Erste, der dem alten Kaiser Friedrich die Nachricht brachte, daß sein Sohn aus der Gefangenschaft der Bürger von Brügge befreit sei; bald darauf kam er mit Maximilian selbst in Verkehr und ums Jahr 1491 ganz in dessen Dienst. Er wurde nicht nur sein Rathgeber in politischen und diplomatischen Angelegenheiten, sondern auch sein Vermittler für künstlerische und geschichtliche Liebhabereien. Hatte Maximilian Aufträge an die Waffenschmiede, Goldarbeiter, Holzschneider und Drucker Augsburgs, so war es meistens Peutinger, der dieselben besorgte. Häufig hatte er dabei auch die schwierige Aufgabe, Geld zu schaffen und ungeduldige Gläubiger zu beschwichtigen.

Pirkheimer und Peutinger sind die bekanntesten unter Maximilians gelehrten Freunden und Rathgebern; außer ihnen werden aber auch noch manche Andere genannt, denen er wissenschaftliche Aufträge gab oder wegen literarischer Verdienste Ehren erwies. So Ladislaus Sontheim von Ravensburg, Jakob Manlius von Freiburg, die er auf Reisen durch Deutschland, Italien und Frankreich aussandte, um in den Klöstern handschriftliche Geschichtsquellen aufzusuchen, namentlich Materialien zur Geschichte des habsburgischen Hauses zu sammeln. Den gelehrten Humanisten Konrad Celtes von Schweinfurt berief er nach Wien, ebenso dessen Landsmann Cuspinian, den er zu seinem Secretär und Bibliothekar machte. Den beiden Letzten, sowie noch mehreren Anderen erwies er die Ehre, sie nach alter Sitte eigenhändig als Dichter mit dem Lorbeerkranz zu schmücken. Die berühmten Nürnberger Künstler, den Maler Albrecht Dürer, den Erzgießer Peter Vischer und den Bildhauer Kraft, suchte er in ihren Werkstätten auf, erwies ihnen manche Aufmerksamkeit und suchte ihrer schöpferischen Thätigkeit durch großartige Aufträge Anregung und Nahrung zu verschaffen. Sein Interesse für Kunst und Dichtung war mit seinem Ehrgeiz enge

verwachsen, er wollte beide zu Verkündigern seines Ruhmes gewinnen. Wie er schon in seiner Jugend die alten Ritter- und Heldengeschichten gerne gelesen und sich mit dem Gedanken getragen hatte, auch einmal ein solcher Ritter und Held zu werden, so beschäftigte ihn im reifen Alter der Plan, sein eigenes Leben zum Gegenstand einer Rittergeschichte und eines Heldengedichtes zu machen. Wer hat nicht schon von dem Weißkunig und von dem Theuerdank gehört, welche beide in dichterischer Verhüllung Maximilians Leben und Thaten erzählen? Er selbst wollte ursprünglich auf diese Weise sein Bild der Nachwelt überliefern, er machte Entwürfe zu einem derartigen Gedichte, nahm Anläufe zu eigener Gestaltung, kam aber in der Unruhe seines Lebens nicht zur Ausführung und begnügte sich dann, Materialien zusammenzutragen und Anderen die Ausführung zu überlaßen.

Die Dichtkunst stand damals auf keiner hohen Stufe. Die Zeit der ritterlichen Heldendichtung, welche das Nibelungenlied, Gudrun Parzival, hervorgebracht, war vorüber, der Minnegesang verstummt und die handwerksmäßige Reimerei der sogenannten Meistersänger begann an ihre Stelle zu treten. Allegorische Künstelei, triviale Didaktik und derbe Zoten entsprachen dem Sinn jener Tage. Auch Maximilians Entwürfe zeugten nicht gerade von poetischem Geist und geläutertem Geschmack und die Schriftsteller, die er mit Ausführung seiner Ideen beauftragte, waren ebensowenig poetische Talente. So wurde der beabsichtigte Heldenroman eine Mischung von trockener Geschichte und steifer Allegorie. Das erste der beiden Werke ist der Weißkunig, ein geschichtlicher Prosaroman, dessen Helden der alte Kaiser Friedrich und sein Sohn Maximilian sind. Er besteht aus drei Theilen von verschiedenem Werth. Der erste einleitende Theil ist eine Erzählung von der Heirath des alten Weißkunigs, Kaiser Friedrichs, mit Eleonora von Portugal, in der Art der besseren Chroniken damaliger Zeit mit behaglicher Breite geschrieben, aber von unbedeutendem geschichtlichen Werthe. Der zweite Theil handelt von dem jungen Weißkunig,

König Maximilian, beschreibt dessen Jugend, Erziehung und Unterricht und seine Brautfahrt in die Niederlande. Die Absicht, den Helden zu verherrlichen, tritt stark hervor: der junge Weißkunig erscheint als ein sehr verständiger und frommer Jüngling, der alle Fertigkeiten, Künste und Wissenschaften gar schnell erlernt und es zur Meisterschaft darin bringt. Manche kluge Aeußerungen aus seinem Mannesalter werden berichtet, manche rühmliche Leistung wird erzählt zum Beleg dafür, was für ein absonderlicher Herr er gewesen. In allen Waffenübungen zeigt er sich ausnehmend geschickt; er lernt sowohl mit der hörnenen Armbrust, als auch mit dem stählernen Handbogen schießen, zu Fuß und zu Roß, auf deutsch, welsch, ungarisch und böhmisch fechten und stechen, in den Ritterspielen thut es ihm nicht leicht einer gleich, er ist ein überaus gewandter, kunstmäßig geschulter Jäger, der sowohl bei der Falkenbeize, als bei der Gemsen-, Steinbock-, Hirsch- und Schweinsjagd seinen Mann steht; die Falknerei treibt er im Großen, er hat eine förmliche Falkenschule mit 13 Falkenmeistern und 60 Knechten und läßt aus allen Weltgegenden, sogar aus der Tartarei und Persien die besten Falken kommen. Er wird ein trefflicher Reiter und Pferdekenner, ja sogar ein Pferdearzt. Aber nicht nur solche ritterliche Künste lernt und übt er aufs Vollkommenste, auch mit allerlei nützlichen Künsten und Handwerken befaßt er sich; er lernt das Maurer- und Zimmerhandwerk, die „Plätnerei", die Harnischschmiedekunst, die Fertigung und Behandlung der groben Geschütze. Im Harnischschmieden bringt er es so weit, daß er in den Besitz eines Geheimnisses gelangt, wie den Harnischen eine besondere Härte zu verleihen, und es macht ihm große Freude, befreundeten Fürsten solche nach seiner Anleitung gefertigten Harnische zu verehren. In seinen Waffenwerkstätten führt er die Arbeitstheilung ein und läßt ein und dasselbe Stück von einem Arbeiter 40—50 mal nacheinander herstellen, bis es ganz vollkommen wird. Im Geschützwesen macht er neue Erfindungen und Verbesserungen, er läßt größere Stücke gießen, als bisher, Scharfmetzen genannt, aus denen man mehrere

Centner Eisen schießen kann und denen keine Mauer widersteht. Für die großen Stücke, die man bis dahin auf die Erde setzen mußte, um sie loszuschießen, läßt er eigene Gestelle auf Rädern bauen, von denen aus sie abgefeuert werden können. In der Richtung der Geschütze, im Zielen thut er es Allen zuvor; wenn er bei Belagerungen bemerkt, daß die Büchsenmeister schlecht schießen, so richtet er die Geschütze selbst. Das Berg- und Hüttenwesen betreibt er mit besonderer Vorliebe und solchem Erfolge, daß er den Ertrag seiner Silber- und Kupferminen und seiner Salzwerke im Tirol bedeutend steigert.

Das Höchste aber, was der Lebensbeschreiber des Weißkunigs von seinem Helden zu erzählen weiß, ist, daß er in alle Geheimnisse der Regierungskunst und der Weltweisheit eingeweiht worden. Eines Tages sagt ihm der alte Weißkunig, daß er nach seinem Tode der Besitzer großer Reiche sein werde, und daß er daher bei Zeiten darauf denken solle, das geheime Wissen, wie die Welt regiert werden müsse, sich anzueignen. Ein König sei zwar wie ein anderer Mensch, aber wenn er selbst regieren wolle, müsse er auch mehr wissen, als das Volk und die Fürsten, sonst bleibe die Regierung nicht bei ihm. Der junge Weißkunig läßt sich das gesagt sein, forscht in den Schriften von vergangenen Geschichten und von der Menschennatur und strengt sein eigenes Nachdenken an, um das geheime Wissen von der Welt und wie sie regiert werden müsse, zu erlangen. Nach einiger Zeit kommt er zum alten Weißkunig und sagt ihm, jetzt habe er das geheime Wissen und die Erfahrung der Welt inne. Der Vater fragt, was er denn wisse, und der Sohn fängt an, die Systematik der mittelalterlichen Kirchen- und Staatsordnung auseinanderzusetzen, er spricht vom Beruf der Päpste, der Bischöfe, der Welt- und Klostergeistlichen, der Könige, Herzoge, Fürsten, Grafen, Ritter und Bauern. Schließlich faßt er den ganzen Inbegriff der geheimen Weisheit in folgende fünf Hauptstücke zusammen: 1) von der Allmacht Gottes, 2) von dem Einfluß der Planeten auf die Geschicke der Menschen, 3) von der Vernunft des Menschen, 4) von der zu großen

Sanftmüthigkeit in der Regierung, 5) von der allzugroßen Strenge in der Gewalt. Darnach, verspricht er, wolle er sich künftig halten in der Regierung. Der alte Weißkunig zeigt sich ganz befriedigt durch die Weisheit seines Sohnes, er preist Gott für seine Gnade und bittet ihn, er wolle seinen Samen in dieser Weisheit bewahren. Der Verfasser der Biographie fügt dann hinzu, als der junge Weißkunig zur Regierung gekommen sei, habe er sich wirklich nach den hier ausgesprochenen Grundsätzen gehalten, namentlich rühmt er, er habe keinen Menschen verurtheilen laßen ohne genugsame Erkundigung, er habe überall selbst untersucht und nie sei der Zorn bei ihm ein Handler gewesen.

Als einen sehr wichtigen Theil der Regierungskunst betrachtet der alte Weißkunig die sogenannte „Secretarikunst." Er habe, heißt es, sich aus seiner reichen Erfahrung die Lehre gezogen, daß es ein ganz großer Uebelstand sei, wenn ein König der Feder und der Rede nicht mächtig sei, er müsse dann die wichtigsten schriftlichen Arbeiten und mündlichen Verhandlungen seinem Secretär und Kanzler überlaßen und dieser werde dann statt des Königs regieren. Darum hält der alte Weißkunig gar sehr darauf, daß sich sein Sohn die Secretarikunst von Grund aus zu eigen mache. Der junge Weißkunig geht denn auch mit Eifer darauf ein, begreift bald die Hauptsachen und dient seinem Vater als Secretär und Kanzler. Als er nun selbst zur Regierung gekommen sei, habe er Vieles von derartigen Geschäften selbst übernommen und geleitet, sich seine Secretäre nach seinem Sinne herangezogen. Er habe keinen Brief, kein Mandat ausgehen laßen, das er nicht selbst gelesen, geprüft und unterschrieben habe, und eine solche Gewandtheit in schriftlichen Geschäften erlangt, daß er mehreren Secretären, oft neun, ja zwölfen gleichzeitig dictiert habe.

Man sieht in solchen Zügen deutlich die Absicht, nicht nur im Allgemeinen das Ideal eines jungen Ritters und Fürsten zu schildern, sondern namentlich das hervorzuheben, worauf Maximilian besonders Werth gelegt, worin er sich stark gefühlt

hat. In diesen Beziehungen darf der Weißkunig mit Sicherheit als Quelle zu Maximilians Biographie benutzt werden. Wie Schade, daß der dritte Theil des Gedichts, der von den Heerfahrten und Kriegsthaten Maximilians handelt, nicht mit gleicher Sorgfalt die geschichtlichen Begebenheiten die wirklichen Erlebnisse beschreibt! Fragmentarische Mittheilung, wunderliche Geheimnißthuerei, welche Dinge und Personen durch symbolische Beziehungen verhüllt, flüchtige und ungeschickte Redaction wirken zusammen, um das Ganze nicht nur für die Geschichte unbrauchbar, sondern auch zu einer unerquicklichen, verworrenen Erzählung zu machen. Es ist da von einem grauen und apfelgrauen Bund, von einer braunen, schwarzweißen und rothweißen Gesellschaft die Rede, die eine Geschichte ist aus mehreren gleichartigen Begebenheiten willkürlich und ohne Rücksicht auf Zeitfolge zusammengesetzt, eine andere Begebenheit ist zu einer verwickelten Geschichte auseinandergezogen. Manches ist auch in verschiedenem Zusammenhang wiederholt. Bei vielen Erzählungen kann man wohl errathen, welche geschichtliche Thatsache, welche Persönlichkeit zu Grunde liegt, Anderes aber bleibt unverständlich. Der Verfasser selbst, des Kaisers vieljähriger Geheimer Secretär, Marx Treitzsaurwein, scheint oft selbst nicht recht gewußt zu haben, was er mit den vom Kaiser ihm mitgetheilten Materialien machen solle, wie er sie in den Zusammenhang einzureihen habe. Er hatte sich ein Fragebüchlein angelegt, nach welchem er seine Handschrift mit dem Kaiser durchgehen wollte, um die Darstellung zu ergänzen und Einzelnes zu erläutern, aber der Kaiser fand in der bewegten Zeit seiner letzten Jahre nicht mehr Muße dazu und so blieb die Biographie unvollendet liegen. Daher ist es wohl auch zu erklären, daß sie zu Lebzeiten Maximilians nicht mehr gedruckt wurde. Erst lange nachher, nachdem man die verloren geglaubten Holzschnitte, die von den ersten Künstlern jener Zeit dazu gemacht worden, in Gratz wieder aufgefunden hatte, 1775, wurde der Weißkunig in Wien herausgegeben.

Maximilian selbst scheint durch den Weißkunig nicht recht

befriedigt gewesen zu sein. Er versuchte es nun mit einer anderen Form und entwarf den Plan zu einem allegorischen Heldengedicht, dem Theuerdank. So nannte er dasselbe, weil es von einem Helden handeln sollte, der seine Gedanken von Jugend an auf theuerliche, d. h. auf hohe, edle, kühne Dinge gerichtet hat. Den Stoff und wohl auch einzelne Bruchstücke der Ausführung mag Maximilian wirklich zu diesem Werke beigesteuert haben, und man hat ihn daher wohl auch selbst als Verfasser genannt. Der eigentliche Verfasser und Redactor aber war laut der Vorrede Melchior Pfinzing, der Sohn einer angesehenen Nürnberger Rathsfamilie, der bald nach vollendeter Schulbildung in die Dienste Maximilians getreten und dessen Geheimsecretär geworden war. Die Entstehung des Gedichts fällt in das Jahr 1515. Sein Hauptinhalt ist Maximilians Bewerbung um Maria von Burgund und seine Vermählung mit ihr. In diese Geschichte wird eine Reihe von wirklichen Erlebnissen Maximilians verflochten und so erzählt, als ob sich dieselben alle auf der Brautfahrt ereignet hätten. Der Plan des Gedichtes ist folgender. Ein durch Volk, Land und Geld mächtiger König Romreich hat eine einzige Tochter, die Prinzessin Ehrenreich, welche ihrer Schönheit und Tugend wegen weit und breit berühmt ist und von vielen Freiern umworben wird. Der König aber zögert, sie einem derselben zu geben, weil er fürchtet, daß die, welche sie nicht bekommen, seine Feinde werden und in der Folge sein Land mit Krieg überziehen; er wählt aber insgeheim aus den zwölf Freiern den würdigsten und tapfersten, um ihn in seinem Testament, das nach seinem Tod eröffnet werden soll, als den Auserwählten zu bezeichnen. Bald darauf stirbt der König, das Testament wird eröffnet, und die Tochter, mit der Wahl des Vaters einverstanden, beschließt mit ihren Räthen, den ihr bestimmten mächtigen, tadellosen Bräutigam Theuerdank aufsuchen zu laßen. Einige Große des Reiches aber, welche durch die Heirath der Thronerbin ihren Einfluß zu verlieren fürchten, verschwören sich, den Helden Theuerdank aus dem Wege

zu räumen, und erwählen deshalb drei Hauptleute, Fürwittig, Unfallo und Neidelhardt, welche an drei verschiedenen Pässen den Theuerdank erwarten, ihn bei seiner Ankunft festhalten, in Gefahren verwickeln und in den Tod stürzen sollen. Diese Hauptleute sind, wie schon ihr Name andeutet, allegorische Personen, welche die verschiedenen Abenteuer bezeichnen, die der Held durch jugendliche Unbesonnenheit und Tollkühnheit, durch unglückliche Zufälle und die Umtriebe seiner Neider und Feinde zu bestehen hat.

Während die verrätherischen Hauptleute durch einen bösen Geist in ihrem Plane bestärkt werden, ertheilt der Held Teuerdank den Boten, welche Prinzessin Ehrenreich nach ihm ausgesandt hat, den Bescheid, er wolle sie nicht eher von Angesicht schauen, als bis er sich durch ehrenbringende Thaten ihrer Hand würdig gemacht habe. Theuerdank tritt nun in Begleitung seines treuen Dieners Ehrenhold, den er zum Zeugen und Verkündiger seiner Thaten auserlesen hat, seine Reise an und kommt zuerst zu dem Paß, welchen Hauptmann Fürwittig bewacht, der ihn freundlich aufnimmt, aber ihn unter dem Vorwand, er müsse ihn der Königin melden, zurückhält und in allerlei Gefahren und Abenteuer verwickelt. Theuerdank wird auf Gemsen-, Schweins-, Hirsch- und Bärenjagden geführt, wobei er überall mit kühnem Muthe vordringt, oft in Lebensgefahr geräth, aber alle Proben glücklich besteht. Es wird hier von dem Verfasser eine Reihe von Jagdabenteuern verwendet, welche Maximilian einst wirklich erlebt und die er wohl Pfinzing mündlich erzählt oder in den schriftlichen Entwürfen zum Theuerdank aufgezeichnet hat.

Von Fürwittig kommt Theuerdank zum Hauptmann Unfallo, der ihn wieder unter der Maske heuchlerischer Freundlichkeit in allerhand Fährlichkeiten bringt, die sich von denen, welche er bei Fürwittig zu bestehen hatte, nur dadurch unterscheiden, daß sie weniger durch des Helden Kühnheit und Unvorsichtigkeit, als durch unglücklichen Zufall veranlaßt erscheinen. Im Ganzen aber sind die Gefahren, in die er geräth,

ähnlicher Art: Jagdabenteuer, Unfälle mit Schießgewehren, baufällige Thürme, zerbrechliche Leitern, trügerisches Eis. Hauptmann Neidelhardt, welcher hauptsächlich die politischen Intriguen der Feinde Maximilians repräsentiert, bereitet dem Helden allerlei Kriegsgefahren, welche ihm jedoch statt Tod und Verderben nur neuen Ruhm bringen. Endlich kommt Theuerdank an den Hof der Prinzessin Ehrenreich und erzählt die Thaten, die er vollbracht, die Unglücksfälle, die er überstanden hat. Sein treuer Diener Ehrenhold verklagt die verrätherischen Hauptleute; diese werden vor Gericht gestellt, ihrer Uebelthaten überführt und zum Tode verurtheilt, Fürwittig zum Schwert, Unfallo zum Galgen, Neidelhardt zum Herabstürzen von einem hohen Thurme, welche Strafen sofort an ihnen vollzogen werden. Nun ist aber der Held mit seinen Aufgaben noch nicht zu Ende; denn die Prinzessin fordert ihn auf, gegen die in ihr Land eingefallenen Feinde des christlichen Glaubens zu ziehen, damit er zur weltlichen Ehre auch noch den höheren Ruhm durch den Kampf für die göttlichen Dinge gewinne. Auch diese letzte Probe besteht er glücklich und erhält nun der Königin Hand und Land.

Die ganze Haltung des Gedichtes ist nüchtern, nur hin und wieder zeigen sich Keime wahrer Poesie, aber sie kommen nicht zur Entfaltung, da die Phantasie zu dürftig ist, um das Gegebene mit Freiheit auszuführen; die Helden sind steife Repräsentanten der Allegorie, auf welcher das Gedicht beruht, und entbehren eines individuellen Charakters; Theuerdank selbst hat zwar sein ideales Gepräge, er ist edel, muthig, tapfer, aber es fehlt ihm die lebendige, volle Persönlichkeit, seine Thaten treten nicht anschaulich im Zusammenhang der Ereignisse hervor, sondern erscheinen nur als vereinzelte Anekdoten, deren wirkliche Wahrheit dem Leser zweifelhaft bleibt; die sittlich-religiöse Auffassung kommt nicht in großartigen Thaten der Menschenliebe oder in patriotischer Aufopferung, sondern in äußerlich angehängter moralischer Nutzanwendung und in trockener Reflexion zum Ausdruck. Der Mangel an dichterischer Phantasie ist besonders auffallend bei Sittenschilderungen und

Festbeschreibungen. Bei aller Armuth an poetischem Schmuck fehlt es dem Gedicht aber keineswegs an einem gewissen Adel der Sprache und des Ausdrucks. Wir fühlen, daß wir es mit einem Dichter von edler Gesinnung und hoher Bildung zu thun haben, nirgends frivole, unanständige Worte; vermissen wir auch bei der Schilderung tugendlichen Sinnes und tapferer Thaten Kraft und Feuer der Rede, so fehlt doch der Rüge des Lasters nicht der Zorn sittlicher Entrüstung. Auch die Sauberkeit der Verse, die für jene Zeit sehr correct sind, und die Reinheit der Reime stimmt mit der gewählten Sprache des Ganzen zusammen.

Der geschichtliche Gehalt des Gedichts ist schon von dem Verfasser desselben durch die angehängte Clavis (Schlüssel) angegeben, worin er die Thatsachen aufzählt, welche den einzelnen Abenteuern zu Grunde liegen. Es sind dies aber nur dürftige Notizen, und auch Spätere, der Chronist Sebastian Frank und der Bearbeiter des Theuerdank, Matthäus Schultes, welche versucht haben, die Clavis Pfinzings zu ergänzen, sind nicht über Andeutungen und trockene Aufzählung vereinzelter angeblicher Thatsachen hinausgekommen. Der letzte Herausgeber des Theuerdank, Karl Haltaus (1836), glaubte nach vieljähriger Untersuchung und Materialiensammlung auf eine befriedigende Ermittlung des geschichtlichen Gehaltes verzichten zu müssen, und so hat das Studium des Theuerdank bis jetzt nur wenig Früchte für die Lebensgeschichte Maximilians getragen. Mit großer Sorgfalt und kostbarem Aufwand ist die äußere Ausstattung, sowohl des Theuerdank als des Weißkunig, behandelt. Der Erstere gilt als Meisterstück der damaligen Buchdruckerkunst, und beide sind mit Holzschnitten ausgestattet, an welchen die ersten Künstler jener Zeit, Hans Schäufelin, Hans Burgmaier, Hans Sebald, Schüler Albrecht Dürers, vielleicht auch dieser selbst, gearbeitet haben. Manche derselben überraschen durch gute Zeichnung, Ausdruck der Gesichtszüge, Naturwahrheit der Thiergestalten, guten Faltenwurf der Kleidung, während die Composition und Auffassung im Ganzen

an denselben Mängeln leidet wie die Dichtung und Erzählung. Doch übertreffen die größtentheils von Schäufelin entworfenen Bilder des Weißkunig die des Theuerdank, wenn auch nicht in der Ausführung, so doch in der Anlage.

Maximilian nahm die Künstler seiner Zeit auch noch in anderer Weise für die bildliche Darstellung seiner Geschicke und Thaten in Anspruch. Dem Albrecht Dürer stellte er die Aufgabe, den Inhalt seines Heldenlebens in Gestalt eines Triumphbogens darzustellen und in Holzschnitt auszuführen. Sein Hofgelehrter Stabius, Professor der Mathematik in Wien und kaiserlicher gekrönter, aber nicht geborener Dichter, hatte den schriftlichen Entwurf dazu gemacht. Maximilians Stammbaum, der ganze Kreis seiner Ahnen, namentlich aber seine Eltern, seine vielgeliebte Gemahlin Maria von Burgund, sein Sohn Philipp, dessen Gemahlin und Kinder, sammt Wappen und Sinnbildern, Maximilians ganze Lebensgeschichte, sowohl die Kriegsereignisse als die Familienscenen und persönlichen Abenteuer, sollten auf dieser Ehrenpforte ihre Stelle finden. Es war eine unförmliche Häufung von Bildern, die zur Einheit eines Kunstwerks verbunden werden sollten, die Masse der vorgeschriebenen Gegenstände mußte den Eindruck der Ueberladung und Verworrenheit machen. Dürer hätte eigentlich diesen Entwurf ablehnen sollen, aber die Großartigkeit der Aufgabe und die Schwierigkeit der Ausführung scheint gerade seinen künstlerischen Ehrgeiz gereizt zu haben. Er übernahm die Arbeit und setzte drei Jahre (1512 bis 1515) des angestrengtesten Fleißes daran, um ein Werk zu Stande zu bringen, das durch eine Fülle meisterhafter Einzelbilder von reicher Erfindung, lebendiger Auffassung und vollendeter Zeichnung zu dem Besten gehört, was Dürer je geschaffen, das aber als Ganzes den Anforderungen künstlerischen Geschmacks keineswegs entspricht. Denn es war eine Sammlung von 92 Blättern, die einen Raum von 10 Fuß 6 Zoll Höhe und 9 Fuß Breite ausgefüllt hätten, wenn sie jemals zusammengesetzt und als Ganzes aufgestellt worden wären. Aber auch dann hätte man keinen Totalein-

druck bekommen, nur die Betrachtung des Einzelnen läßt den Kunstwerth erkennen.

Die Hauptpartie des Bildes ist der von Säulen getragene mittlere Theil des Thores, auf dem sich, in 24 längliche Felder eingetheilt, Darstellungen aus der Geschichte Maximilians befinden, theils Kriegsscenen, theils Scenen aus seinem Privatleben. Erstere sind die vorherrschenden, letztere aber die ansprechenderen, besser gelungenen. Darunter stehen erklärende Verse von Stabius, die aber durch ihre Steifheit und Armuth des Ausdrucks gegen die reichen, phantasievollen Zeichnungen übel abstechen, wie man aus folgender Probe sehen mag, die sich auf die Vermählung Maximilians bezieht:

„Das man die sach doch recht verstee
Ein furstin nam er zu der ee,
Die erblich tochter von Burgund,
Deshalb erdacht er solichen fund
Wie er sein kinden erblich macht
Mer fürstenthumb mit fried und schlacht."

Daß so prosaische Verse die schönen Bilder nur verunzierten, scheint man damals nicht gefühlt zu haben. Das Ganze wurde zu Lebzeiten Maximilians nicht mehr fertig und nach seinem Tode wurden nur wenige vollständige Abdrücke davon gemacht. Es existieren vier Probeabdrücke, die noch für Maximilian genommen wurden, zwei derselben befinden sich in Kopenhagen, einer in Stockholm, und der vierte ist aus der Kupferstichsammlung eines Grafen Fries nach England verkauft worden. Nach dem Tode des Kaisers versuchten Dürer und sein Holzschneider Hieronymus Resch, die bei dem immer mit Geldmangel kämpfenden Kaiser zu keiner Bezahlung hatten gelangen können, ihre Arbeit im Einzelnen zu verwerthen, und verkauften die Bilder aus dem Leben Maximilians, die bei dessen Popularität auch sehr guten Absatz fanden. So verbreitet diese Blätter aber zu jener Zeit gewesen sein müssen, so sind sie jetzt die größten Seltenheiten, und man muß bedauern, daß so bedeutende Kunstschöpfungen einem so vergänglichen Material wie Holz und Papier anvertraut wurden. Die Holzschneide-

kunst, damals zugleich mit der Buchdruckerkunst in Blüthe gekommen, wurde offenbar überschätzt und es wurden ihr Aufgaben zugemuthet, die mehr für Malerei und Bildhauerkunst geeignet gewesen wären.

Es ist für Maximilian charakteristisch, wie er Dürer für seine dreijährige Arbeit bezahlte. Kurz nachdem er ihm den Auftrag ertheilt hatte, gab er ihm einen Freibrief an die Stadt Nürnberg, worin er derselben das Ansinnen machte, den Meister Dürer wegen seiner berühmten Kunst von städtischen Abgaben frei zu laßen. Es wäre allerdings der Stadt Nürnberg wohl angestanden, wenn sie ihrem berühmten Mitbürger diese Gunst gewährt hätte, aber die haushälterischen Rechner des hohen Raths hatten keinen Sinn für künstlerischen Ruhm und kein Verständniß dafür, daß die Ehre, die sie dem Künstler erwiesen, auch ihnen zu Ruhm und Ehre gereichen könnte. Sie wollten durchaus nichts davon wissen, daß der Kaiser den Maler auf ihre Kosten bezahle, sie unterhandelten mit Dürer und gaben ihm zu verstehen, daß, wenn er in Frieden mit ihnen auskommen und ihre Gunst nicht verscherzen wolle, er auf die kaiserliche Gnade verzichten müsse. Er that es, aber wandte sich an den Kaiser mit der Bitte, ihn auf andere Weise zu entschädigen. Maximilian bewilligte ihm nun ein Jahrgehalt von hundert Gulden, die er auf die Nürnberger Reichssteuer anwies. Dies gab aber neue Schwierigkeiten, denn die Nürnberger Reichssteuer war schon auf sechs Jahre hinaus an den Kurfürsten von Sachsen und dann eben noch an mehrere andere Gläubiger des Kaisers verpfändet, und die Nürnberger, welche fürchteten, sie könnten ihre Reichssteuer doppelt bezahlen müssen, beriefen sich auf ein früheres Privilegium, wornach sie ihre Steuer nur unmittelbar in des Kaisers Hand zu entrichten hätten. Die Sache zog sich in die Länge, Maximilian starb darüber und Dürer konnte erst unter dessen Nachfolger Karl V. in den Genuß seines Jahrgehaltes gelangen.

Kaum war Dürer mit seinen Zeichnungen zur Ehrenpforte fertig, so bestellte Maximilian 1517 ein neues Kunstwerk bei

ihm, einen allegorischen Triumphwagen, ebenfalls in Holzschnitt, wozu Pirkheimer den geschriebenen Entwurf ausarbeitete. Der Kaiser im Ornat, mit Scepter und Palmzweig in den Händen, fährt auf einem langen niedrigen Wagen, den zwölf reichgeschirrte Pferde ziehen. Ueber der Gestalt des Kaisers erhebt sich ein phantastischer Baldachin, unter dem eine Siegesgöttin schwebt, welche dem Kaiser einen Lorbeerkranz aufsetzt und auf deren Schwungfedern die Namen der Völker stehen, über welche Maximilian das Scepter führte. An den Ecken des Wagens sind allerlei Göttinnen angebracht, welche die Tugenden des Kaisers bedeuten, überall finden sich allegorische Beziehungen mit beigedruckten Namen. Dürer führte die Zeichnung mit großer Sorgfalt und mit reicher künstlerischer Phantasie aus, der Kaiser erlebte aber die Vollendung des Werkes nicht mehr; erst im Jahre 1522 wurde es veröffentlicht mit deutschem Text und einer Widmung an Kaiser Karl V. Zu einem Gebetbuch, das sich Maximilian nach seinem Geschmack für verschiedene Lebenslagen und Stimmungen angelegt und zum Theil selbst verfaßt hatte und das in Nürnberg prächtig auf Pergament gedruckt wurde, haben Dürer und Lukas Kranach geistvolle Randzeichnungen geliefert, welche theils den Inhalt der Gebete ernsthaft versinnlichen, theils einer humoristischen und satyrischen Auffassung der Kirchenlehre Ausdruck geben. Portraitbilder des Kaisers besitzen wir mehrere von Dürers Hand. Ein schöner Holzschnitt stellt Max fast in Lebensgröße mit einem überaus milden, freundlichen Ausdruck dar; in Wien befindet sich ein lebensgroßes Oelbild: der Kaiser (halbe Figur in braunem Pelzkleide) hält einen Granatapfel in der linken Hand; ein Gesichtsbild in Wasserfarben besitzt die Universitätsbibliothek in Erlangen.

Dem Durst Maximilians nach bleibendem Ruhm war es nicht genug, seine Geschicke und Thaten durch Dichtung und Zeichnung verherrlichen zu lassen, er wollte sich auch ein ehernes Denkmal gesetzt wissen. Wer je in Innsbruck gewesen, hat gewiß auch das Grabdenkmal Maximilians aufgesucht, das er sich hier

in der Hauptstadt seines geliebten Tirols gestiftet, und das in der Franziskaner- oder Hofkirche einen so imposanten Eindruck macht. In der Mitte des Hauptschiffs erhebt sich der kolossale Marmorsarkophag, auf welchem Maximilian im Kaiserornat, betend, von den vier Cardinaltugenden umgeben, dargestellt ist. Auf den Seitenflächen des Sarkophages sieht man 24 Tafeln von schönem carrarischem Marmor, auf welchen in ungemein fein ausgeführter erhabener Arbeit die Thaten des Kaisers abgebildet sind. Um den Sarkophag herum stehen wie eine Ehrenwache 28 kolossole Statuen aus Erz, die Bilder kaiserlicher Vorfahren und Verwandter des Hauses Habsburg, von verschiedenem Kunstwerthe, einzelne aber wahre Meisterwerke. Zu diesem Grabdenkmal hat Kaiser Maximilian selbst mit seinem gelehrten Freunde Peutinger in Augsburg den Plan entworfen und es spricht entschieden für den künstlerischen Sinn dieser beiden Männer, daß hier zum ersten Male gelang, was der Kaiser in den bisher erwähnten Kunstschöpfungen angestrebt hatte, nämlich einen wahrhaft großartigen, würdigen, von störenden Beigaben freien Totaleindruck hervorzubringen. Seit dem Jahr 1508 betrieben sie das Werk mit großem Eifer; es wurden zunächst die einzelnen Standbilder bestimmt und die Künstler ausgesucht, denen man die Ausführung übertragen konnte. Einer derselben war Peter Vischer in Nürnberg, der größte Erzgießer seiner Zeit. Von ihm rühren, wie neuere Untersuchungen des Kunsthistorikers Lübke ergeben haben, die Statuen des Königs Arthur und des Ostgothenkönigs Theodorich her; im Jahre 1513 giengen sie aus Vischers Werkstätte hervor, sie tragen den unverkennbaren Stempel seines genialen Schaffens. Arthur ist eine schlanke Gestalt von ritterlichem Schwung, ebenso Theodorich ein jugendlicher Held, elastisch auf die Streitaxt gestützt in zierlicher Leichtigkeit der Haltung, beide mit technischer Vollendung des Einzelnen ausgeführt. Die Statuen des bei Sempach gefallenen Herzogs Leopold von Oesterreich und der Tochter Maximilians, Margarete, der klugen Statthalterin der Niederlande, kommen jenen in künstlerischer Schönheit am

nächsten. So viel auch zu Maximilians Lebzeiten an dem Denkmale gearbeitet worden, war es bei seinem Tode im Jahr 1519 noch lange nicht fertig; erst durch die Bemühungen seines Enkels, Kaiser Ferdinands I., gelangte es im Jahr 1566 zur Vollendung. Unter ihm wurden auch die marmornen Reliefbilder durch einen italiänischen Künstler ausgeführt.

Bei der Empfänglichkeit Maximilians für alle geistigen Interessen sollte man glauben, er sei auch den kirchlichreligiösen Reformbestrebungen, welche damals schon die lebendigeren Geister ergriffen hatten, zugeneigt gewesen. Das kann man jedoch eigentlich nicht sagen. Er war zwar kein besonders strenger, bigotter Katholik, aber er stellte sich keineswegs in Opposition gegen die Kirche, er machte ihren Cultus gewissenhaft mit, hielt seine Fasten, gieng zur Messe und legte den Ablaßpredigten nichts in den Weg. Den Papst erkannte er als kirchliches Haupt der gesammten Christenheit an, aber er war für ihn keine unbedingte Auctorität; er trug kein Bedenken, gegen ihn Krieg zu führen und ihn durch Theilnahme an kirchlichen Beschwerden und Oppositionsbewegungen im Schach zu halten, wenn er ihm in politischen Dingen unbequem war, aber es fiel ihm nicht ein, dem Papstthum grundsätzlich entgegenzutreten. Sein Gedanke, selbst Papst zu werden, hieng keineswegs mit reformatorischen Tendenzen zusammen, sondern gieng von der Ueberzeugung aus, die päpstliche Würde sei doch die höchste in der Christenheit. Uebrigens war er kein blinder Anhänger der Kirche und des kirchlichen Dogmas; wir haben Spuren, daß er den Kirchenglauben zum Gegenstand selbstständigen freien Nachdenkens machte. Wir wissen, daß er sich mit Geistlichen gern über Religionswahrheiten unterhielt. So verkehrte er öfters mit dem gelehrten Abte Trittenheim von Boppard am Rhein; auf einer Reise am Rhein im Jahr 1508 behielt er ihn mehrere Monate in seinem Gefolge und gab ihm beim Abschied eine Reihe Fragen zu schriftlicher Beantwortung mit. Der Abt hat die Fragen später mit seiner Beantwortung durch den Druck veröffentlicht. Sie lauten, wie folgt:

1) Warum will Gott von den Sterblichen lieber geglaubt als erkannt sein?

2) Können Die, welche von der christlichen Religion ohne ihre Schuld nichts wissen, auch ohne Taufe und christlichen Glauben selig werden, wenn sie nur der Religion, welche sie kennen, treu sind?

3) Woher kommt es, daß auch die Propheten falscher Religionen Wunder thun können?

4) Warum ist die heilige Schrift weder so deutlich, noch so vollständig, als sie eigentlich sein sollte? warum verhüllt sie so Manches und versteckt es im Räthsel? warum findet man in ihr Vieles nicht, was doch auch zum vollkommenen Glauben erfordert wird?

5) Wie kommt es, daß den Zauberern eine Gewalt über die bösen Geister eingeräumt ist?

6) Wie ist die Lehre von der Gerechtigkeit Gottes mit der Zulassung so vieles Bösen, oft zum Schaden guter und frommer Menschen, vereinbar?

7) Ist die specielle Vorsehung über die Handlungen und Schicksale der Menschen, überhaupt über Alles, was auf Erden geschieht, aus der Vernunft und Schrift erweisbar?

Es drängt sich uns das Bedenken auf: hat Maximilian diese Fragen wirklich auch selbst gestellt, oder sind sie ihm nicht vielleicht von dem Abte in den Mund oder in die Feder gelegt worden? Und dieser Verdacht wird verstärkt, wenn man erfährt, daß der Abt Trittenheim ein gelehrter Schwindler war, dessen geschichtliche Arbeiten gar nicht zuverläßig sind, der z. B. eine unechte älteste Geschichte des Klosters Hirsau zusammengestoppelt hat, um sich das Ansehen zu geben, als wisse er mehr als andere Leute. Aber die Fragen, welche der Abt dem Kaiser zuschreibt, sind so viel verständiger und klarer als die Antworten, die der Abt darauf giebt, daß wir nothwendig daraus schließen müßen, der Fragesteller und der Beantworter sei nicht ein und dieselbe Person gewesen. Auch widersprechen die Fragen in keinem Stücke sonstigen Aeußerungen des Kaisers, oder seiner ganzen

Bildung und Geistesrichtung. Während der Frager ausdrücklich verlangt hatte, daß die Antwort aus der natürlichen Erkenntniß, nicht aus der Kirchenlehre genommen werde, schließt sich der Abt ängstlich an die Lehre der Kirche an und bringt, anstatt auf die Fragepuncte ordentlich zu antworten, so Vieles vor, was der Kaiser nicht hatte wissen wollen, namentlich lange Ausführungen über die Gewalt der bösen Geister über die Menschen, daß sich nicht denken läßt, er könne selbst die Fragen so klar und einfach gestellt haben. Mit Geistern hatte sich der Abt überhaupt viel zu schaffen gemacht, er stand im Rufe, mit den Geistern Verstorbener im Verkehr zu stehen und dieselben nach Belieben citieren zu können. Diese Kunst war auch die Veranlaßung seiner Bekanntschaft mit Maximilian, welcher ihn bat, er möchte ihm die Erscheinung seiner verstorbenen Gemahlin, der heißgeliebten Maria von Burgund, verschaffen. Der Abt versprach es ihm, machte aber zur Bedingung, daß Maximilian die ihm erscheinende Gestalt nicht anreden dürfe, um den Zauber nicht zu stören. Wirklich kam auf Trittenheims Beschwörung eine Gestalt zum Vorschein, welche Maximilian als die geliebte Maria erkannte, seine Liebe erwachte in voller Stärke und er konnte sich nicht enthalten, sie mit den zärtlichsten Worten anzurufen. Diese Probe aber konnte die Erscheinung nicht aushalten, sie fürchtete die Entdeckung des Betrugs und verschwand. Doch so deutete Maximilian den Vorgang nicht, denn wie seine ganze Zeit war er zu wenig kritisch in diesen Dingen, und der Credit des Abtes als Geisterbeschwörers blieb unangefochten. Anders scheint die ungenügende Antwort auf Maximilians freimüthige Fragen gewirkt zu haben. Der Kaiser wenigstens hatte daran genug und suchte keine weitere Belehrung bei Trittenheim, der noch bis zum Jahr 1516 lebte.

Zwölftes Kapitel.

Der Versuch einer europäischen Coalition gegen die Türken, neutralisiert durch die kirchlichreligiöse Bewegung gegen das Papstthum. Maximilians Ende. Die Erfolge seiner Politik.

So viele Täuschungen und Niederlagen Maximilian in seiner politischen Wirksamkeit auch erlebt, so gealtert und ermattet er aus dem italiänischen Kriege hervorgegangen war, so verzichtete er doch nicht auf großartige politische Entwürfe und abenteuerliche Unternehmungen. Er hatte noch genug jugendlichen Schwung, sich an die Spitze einer europäischen Coalition gegen die Türken stellen zu wollen. Die Niederwerfung der osmanischen Macht, die gänzliche Vertreibung der Türken aus Europa, war sein Lieblingsproject, mit dem er sich seit den Tagen seiner Jugend getragen hatte. Bei seinen niederländischen Kämpfen, bei seinen Anläufen zur Eroberung Ungarns, bei seinen Kriegen gegen Frankreich und seinen Zügen nach Italien war der letzte Gedanke immer der, er wolle seine Widersacher und Nebenbuhler niederwerfen, um schließlich, mit ihnen allen friedlich vereint, gegen die Türken zu ziehen. Wenn er von den deutschen Ständen Geld und Mannschaft verlangte, wenn er auf Verbeßerung der Reichskriegsverfassung, auf eine dauernde Kriegshilfe drang, so war neben der Wehrhaftigkeit gegen Frankreich immer der Türkenkrieg, den man zu führen habe, ein Hauptziel. Als die Unzufriedenheit der deutschen Kurfürsten auf den höchsten Grad gestiegen war, als sie auf dem Tag zu Gelnhausen sich zu einer geschlossenen Opposition verabredet hatten und Maximilians Absetzung ernstlich zur Sprache gekommen war, träumte er doch von einem siegreichen Türkenkrieg, womit er alle seine Widersacher beschämen wolle. Vielleicht dachte er noch weiter: in der Glorie des Sieges über die Türken könne er auch die Deutschen unter einen Hut brin-

gen und das Kaiserthum in alter Kraft wieder aufrichten. Denn eben jetzt warb er bei dem deutschen Adel zu einem ritterlichen Bund gegen die Türken, er stiftete damals die St. Georgengesellschaft, deren Hauptzweck die Bekämpfung und Vertreibung der Türken sein sollte. Es gelang ihm, eine Anzahl Herren und Ritter zusammenzubringen, die sich auf ein Jahr zu einem Zuge gegen die Ungläubigen verpflichteten und zwar um die Hälfte des gewöhnlichen Soldes; eine allgemeine Aufforderung an die übrigen deutschen und europäischen Fürsten hatte jedoch keinen Erfolg. Es kam nun der pfalzbairische und hierauf der italiänische Krieg dazwischen, der letzte endigte, wie wir wissen, mit einer Verständigung zwischen dem Kaiser und dem König von Frankreich, die sich zu einer Allianz gegen die Türken erweiterte. Die orientalische Frage und die Anwartschaft auf das Erbe des osmanischen Reiches sollte das Mittel zur Ausgleichung der streitenden Interessen des römischdeutschen und des französischen Reiches werden. Der ritterliche König Franz I., der im Jahr 1515 den französischen Thron bestiegen hatte, ergriff die orientalische Frage mit jugendlichem Feuereifer und auch Papst Leo X. schien darin einen erwünschten Ausweg aus allen kirchlichen Beschwerden und Verlegenheiten zu sehen. Er betrieb die Vereinigung der europäischen Mächte zu einem Türkenkrieg mit noch größerem Eifer, als die beiden weltlichen Monarchen.

Bisher war die nächste Anregung zum Kampf gegen die Türken hauptsächlich von Ungarn ausgegangen, das seine Grenzen gegen fortwährende Angriffe und Ausfälle zu vertheidigen hatte. Im Jahr 1513 war der Papst von dem Ungarnkönig Ladislaus durch Briefe und Gesandte um Hilfsgelder und Aufbietung der christlichen Mächte gegen die Türken bestürmt worden. Leo versprach Beides, aber die päpstliche Kasse, durch die vorangegangenen italiänischen Kriege erschöpft, vermochte nicht viel zu leisten und die Sendschreiben an die Fürsten fruchteten wenig. Eine Kreuzpredigt, welche er in Ungarn gegen die Türken anordnete, hatte nur den Erfolg, daß sich die

Bauern zwar zusammenrotteten, aber nicht um gegen die Türken zu ziehen, sondern um über den ihnen verhaßten Adel herzufallen, denselben auf das Grausamste zu quälen und seine Schlösser in Brand zu stecken. Eine kleine Geldhilfe von 20,000 Dukaten, die der Papst dem König von Ungarn schickte, veranlaßte nur zu einem voreiligen Angriff auf eine türkische Festung, deren Besatzung die Ungarn mit großem Verluste zurückschlug, und so war die Türkengefahr noch vergrößert. Dazu kam, daß der neue Sultan Selim I., welcher 1512 die Regierung des osmanischen Reiches angetreten hatte, sich als kräftiger Herrscher und siegreicher Feldherr auswies, glückliche Kriege gegen Persien und Aegypten führte und großartige Eroberungszüge gegen den Westen beabsichtigte. Die Angst vor den Türken war in Folge davon in den östlichen Provinzen Europas wirklich auf einen hohen Grad gestiegen. Papst Leo X., der wohl eine Ahnung davon hatte, daß ein Gewitter von anderer Seite im Anzug sei, hielt es für sehr zeitgemäß, die Gemüther und Schwerter durch eine auswärtige Unternehmung zu beschäftigen, und schürte die Begeisterung des Königs Franz für einen Türkenkrieg nach Kräften. Auf dem Congreß, der zu Anfang des Jahres 1517 in Cambray zum Behuf einer Verständigung zwischen den Monarchen von Spanien, Frankreich und Deutschland zusammengetreten war, wurde die Türkenfrage ernstlich zur Sprache gebracht und ein förmlicher Theilungsplan des osmanischen Reiches entworfen. König Franz wollte zwar die Sache noch geheim gehalten wissen, aber Maximilian benachrichtigte den Papst von der Verabredung und dieser legte die Angelegenheit dem eben versammelten lateranischen Concil vor, welches etwas voreilig am 6. März 1517 den Beschluß faßte, es solle ein allgemeiner Krieg gegen die Ungläubigen unternommen werden. An sämmtliche Fürsten der Christenheit wurde eine Bulle erlaßen, welche einen fünfjährigen Waffenstillstand für alle europäischen Streitigkeiten anordnete, während dessen die Vertreibung der Türken aus Europa mit vereinten Kräften zu bewerkstelligen sei. Der Papst ließ eine

Denkschrift mit einem ausführlichen Kriegsplan ausarbeiten, nach welchem der Kaiser Maximilian und der König Franz an die Spitze des Unternehmens treten sollten; eine große Land- und Seemacht sollte aufgestellt werden und Konstantinopel das Ziel sein, auf das man mit aller Macht losgehen müße. Die Kriegskosten, die vorläufig auf 800,000 Dukaten angeschlagen wurden, sollten durch eine allgemeine Besteuerung aller Stände aufgebracht werden. Zuerst sollten die Fürsten einen guten Theil ihrer Einkünfte beisteuern, wie viel, wollte man ihrer Klugheit und Liberalität überlaßen. In gleicher Weise sollte die Geistlichkeit in Anspruch genommen werden; sie könne je nach der Höhe der Einnahme ein Zehntel, Viertel oder ein Drittel derselben beisteuern. Vom Adel könne man ein Zehntel, vom Bürgerstand wenigstens den zwanzigsten Theil seines Einkommens erwarten. Diese Denkschrift sandte der Papst an die Fürsten Europas und die meisten gaben zustimmende Antworten, Kaiser Maximilian und König Franz in ausführlichen Denkschriften. Der Kaiser konnte in der seinigen die Eifersucht nicht verhehlen, die er in Beziehung auf die bedeutende Rolle hegte, welche der Papst dem König von Frankreich zugedacht hatte, und bemühte sich, in seinem Feldzugsplan Franz in den Hintergrund zu drängen und sich voranzustellen. Er meinte, man solle den Feldzug mit Wiedereroberung der afrikanischen Besitzungen des Sultans beginnen, im zweiten Jahre könne man dann die europäischen Provinzen einnehmen und im dritten durch Eroberung Konstantinopels dem Werk die Krone aufsetzen. Die Besitzungen in Kleinasien würden dann den Siegern von selbst zufallen.

Der Papst glaubte in Folge der vielen zustimmenden Erklärungen das Unternehmen nun gesichert, er ließ am 13. März 1518 den Kreuzzug und den fünfjährigen Frieden feierlich verkünden. Es wurde eine Prozession zur Kirche Santa Maria Sopra Minerva veranstaltet und der Cardinal Jakob Sadolet hielt eine begeisterte Rede, worin er die Verdienste des heiligen Vaters und sämmtlicher Fürsten pries und das großartige Un-

ternehmen in siegesgewisser Stimmung mit den glänzendsten Farben schilderte. Unter den Fürsten nehme vor Allen Kaiser Maximilian an Würde und Tugend die erste Stelle ein, es sei gar nicht am Siege zu zweifeln, wenn ein solcher Kaiser, ein im Kriegswesen so erfahrener Feldherr der Führer sei. Der Papst war voll froher Hoffnung auf das Gelingen seines Werkes, er glaubte seinen unsterblichen Ruhm gesichert und triumphirend schrieb er an König Heinrich VIII. von England, jetzt erst habe das Leben Werth für ihn.

Aber nicht nur in den Kreisen der Fürsten schwärmte man für den Türkenkrieg, auch aus dem Lager der Humanisten ließ sich ein begeisterter Mahnruf hören. Ulrich von Hutten, der, kürzlich aus Italien zurückgekehrt, nach vielen Irrfahrten an dem Hofe des Kurfürsten Albrecht von Mainz eine Stätte gefunden hatte und von dem Kaiser zum Ritter geschlagen und als Dichter gekrönt worden war, erließ im Frühjahr 1518 ein begeistertes Sendschreiben an die deutschen Fürsten, worin er sie mit allem Aufwand der Beredtsamkeit zur Einigung und zu einem gemeinsamen Kreuzzug gegen die Türken aufforderte. Er schilderte die von den Türken der europäischen Bildung drohende Gefahr mit den schwärzesten Farben in rhetorischer Uebertreibung. Mit der dringendsten Nothwendigkeit der Vertheidigung treffe aber jetzt der günstigste Augenblick zusammen. Man habe Frieden mit den Nachbarn, Soldaten im Ueberfluß und einen Führer wie Maximilian, unter dem der Sieg nicht fehlen könne. Und jetzt sei es auch dem Papst Ernst mit dem Türkenkrieg. Aber, um denselben mit Erfolg führen zu können, sei Einigkeit, unbedingte Unterwerfung unter den Kaiser ein unabweisliches Erforderniß. Ohne Einigkeit müße Deutschland auch ohne Türkengefahr zu Grunde gehen. Das gegenseitige Befehden der Fürsten, das Sengen und Brennen, das Erobern und Plündern in deutschen Gauen müße einmal aufhören. Woher kommt, fragte er die Fürsten, eure Uneinigkeit? Aus Grenzstreitigkeiten, Eifersüchteleien und Rangstreiten. Die Vortheile, um die ihr euch zanket, sind viel geringer als die, welche

ihr Alle von der Einigkeit haben würdet. Und wisset ihr, wie das Volk darüber denkt? Man wolle sich wohl von euch regieren, aber nicht verderben laßen, sagt man. Zur Einigkeit aber gehört, wie in allem Kriege, insbesondere in diesem, daß Einer das Haupt und der Führer ist, dem alle Anderen unbedingt Folge leisten. Den Führer habt ihr, nach des gesammten Deutschlands Willen ist es Kaiser Maximilian. Er ist bereit; es fehlt nur an den Fürsten, daß sie seinem Aufruf entsprechen und ihre Schuldigkeit thun. Schon seit dreißig Jahren bestreitet er von dem Ertrag seiner Erbländer die Lasten des Reiches und hat keine Ruhe noch Rast bei Tag nnd bei Nacht, aber wir, wenn er einmal seiner Pflicht gemäß einen straft, schreien über Druck und unerträgliche Dienstbarkeit. Freiheit aber nennen wir es, um das Reich sich nichts kümmern, dem Kaiser nicht gehorchen und ungestraft sich Alles erlauben. Einige fürstliche Räthe, fügt er hinzu, geben mit dem Plane um, auf den Fall von Maximilians Tod die Krone einem Fremden zu geben.*) Das sei aber ein schmählicher, undeutscher und hochverrätherischer Plan. Man meine, unter einem fremden Herrscher freier zu sein, bedenke aber nicht, daß derjenige, in welchem man einen lästigen Herrn sehe, der Erhalter der Freiheit sei. Schließlich wendet er sich wieder zum Türkenkrieg, fügt aber eine Warnung vor den Römlingen hinzu; man solle Vorkehrung treffen, daß sie nicht, wie schon mehr geschehen, das löbliche Unternehmen stören, denn sie gönnen eher den Türken als den Deutschen einen Zuwachs an Macht. Darum, ruft Hutten den Fürsten zu, habt ihr ebenso sehr gegen Rom als gegen Asien auf der Hut zu sein.

Hutten hatte bei dieser Rede wohl mehr die Einigung der Nation, als den Türken im Auge. Der Türkenkrieg erschien ihm nützlich als eine gemeinsame Unternehmung, welche die

*) König Franz I. von Frankreich bewarb sich nemlich unter der Hand um die deutsche Kaiserkrone und hatte auch wirklich an den Höfen von Brandenburg, Sachsen und Baiern Anklang gefunden.

Fürsten unter Ein Haupt bringen könnte. Er ergriff die Gelegenheit der Türkenagitation zu einer patriotischen Ermahnung. Er ließ das Sendschreiben drucken, um dasselbe auf dem Reichstag, der sich im Sommer 1518 in Augsburg versammeln sollte, austheilen zu können. Manches hatte er ursprünglich schärfer gefaßt, namentlich die Warnung vor Rom, aber auf den Rath seiner Freunde die stärksten Stellen gestrichen. Bereits hatte damals die nationale Strömung eine ganz andere Richtung genommen, als gegen die Türken, nämlich gegen Rom. Am 31. October 1517 war Luther mit seiner kühnen Anklage gegen den Mißbrauch des Ablaßes aufgetreten und hatte damit die Erbitterung über so viele andere Mißbräuche und Gebrechen der Kirche wach gerufen. Wenn vorläufig auch die Verhandlungen über den Ablaß auf einen engeren Kreis beschränkt blieben, so war doch die Kunde von Luthers That bald über Wittenberg hinausgedrungen und hatte großes Aufsehen gemacht. Die Disputationen in Leipzig und Heidelberg, die Streitschriften, die gegen Luther erschienen und von ihm mit rücksichtsloser Derbheit beantwortet wurden, hatten bald in Kirche und Schule eine große Bewegung hervorgerufen. Das alte Verlangen nach einer Reform der Kirche in Haupt und Gliedern war mächtig angeregt, und Manche mochten ahnen, daß durch Luthers Wort das Signal zu einem allgemeinen Kampfe gegen das Papstthum gegeben sei.

Unter dem Eindruck, den Luthers Auftreten gemacht hatte, versammelte sich der Reichstag, auf welchem die wichtige Frage über den Türkenkrieg verhandelt werden sollte. Dem Kaiser war die Opposition gegen Rom kein so fremder Gedanke, er hatte auf manchem Reichstage den Klagen über päpstliche Erpressungen und Mißbräuche beigestimmt, er hatte gegen den Papst Krieg geführt und sich einst gerüstet, mit dem König von Frankreich ein Concil der päpstlichen Autorität entgegenzustellen, das deutsche Reich von der Abhängigkeit von Rom loszureißen. Auch von Luther hatte er Notiz genommen, er hatte sich in Augsburg seine Thesen gegen den Ablaß vorlegen

und dem Kurfürsten von Sachsen sagen laßen, er solle den kühnen Mönch wohl bewahren, man könne sich seiner einmal gegen Rom bedienen. Aber für jetzt wollte er keine Händel mit Rom anfangen und von Luthers persönlicher Bedeutung und der weitgreifenden Wirkung seiner That hatte er keine Ahnung. Er hatte mehrere Gründe, mit Rom Frieden und Freundschaft zu halten. Einmal war der großartige Plan des Türkenkriegs auf vollkommenes Einverständniß der päpstlichen und kaiserlichen Macht gebaut; dann brauchte er auch die Unterstützung des Papstes, um seinem Enkel Karl, dem König von Spanien, die Nachfolge im Reiche zu sichern, eben auf dem Augsburger Reichstag wollte er ihn zum römischen Könige wählen laßen. Um selbst im Vollgefühl der kaiserlichen Würde auftreten zu können, wollte er sich noch mit der echten Kaiserkrone krönen und dieselbe von Rom kommen laßen. Schon hatte er mit dem Papst Unterhandlungen darüber angeknüpft, vermittelst der jetzigen Zusammenstimmung in Sachen des Türkenkrieges hoffte er um so sicherer zum Ziele zu kommen. Auch die auf dem Lateranconcilium verabredete, in der päpstlichen Denkschrift in Aussicht gestellte Bewilligung einer allgemeinen Türkensteuer, zu der Fürsten, Geistlichkeit und Adel beigezogen werden sollten, war für ihn ein Grund, mit dem Papst gemeinschaftliche Sache zu machen. Er hoffte auf diesem Wege zur Einführung einer größeren allgemeinen Reichssteuer zu gelangen, der namentlich auch die Geistlichkeit sich nicht mehr entziehen könnte. Mit solchen Planen und Interessen erfüllt, hatte Maximilian kein Verständniß für die gewaltige Macht, die, durch Luthers Auftreten angeregt, sich im Geiste des Volkes zu entwickeln begann. Was er noch als etwas Untergeordnetes behandeln und je nach Bedürfniß zu seinen weltlichen Zwecken benützen oder niederhalten zu können glaubte, die sittlichreligiöse Ueberzeugung der Gemüther, das sollte ihm auf ungeahnte Weise alle anderen Entwürfe beseitigen und allein als des Kampfes werth erscheinen. Ihm schien die Opposition gegen das Papstthum jetzt nicht an der Zeit, vielmehr

die Vereinigung der weltlichen und geistlichen Auctorität das nützlichste Bündniß, da es ihm die Erfolge des Türkenkriegs und die Wahl seines Enkels zu seinem Nachfolger sichern sollte.

Ende Juni erschien der Kaiser in Augsburg zum Reichstag, im Verlauf des folgenden Monats trafen die Fürsten und Gesandten ein. Mit großem Pomp trat diesmal der päpstliche Legat, Cardinal Cajetan, auf, er hielt zur Eröffnung des Reichstags am 1. August ein Hochamt im Dome, nach welchem er dem Kaiser als besonderes Zeichen päpstlicher Gnade einen geweihten Hut und Degen übergab und dem Erzbischof von Mainz den Cardinalshut aufsetzte. Er ermahnte den Kaiser, gegen den Erbfeind, der nach dem Blute der Christenheit dürste, auszuziehen und erinnerte ihn daran, daß der heutige Tag derselbe sei, an welchem Augustus einst durch den Sieg bei Actium die Weltherrschaft an sich gebracht habe; dem Kaiser möge er bedeuten, daß er Konstantinopel und Jerusalem erobere und das Reich wie die Kirche bis ans Ende der Welt ausbreite. Maximilian selbst suchte der Versammlung die Nothwendigkeit eines allgemeinen Türkenkriegs zu beweisen. Um das dazu erforderliche Geld und die Mannschaft aufzubringen, machte er den Vorschlag, je 50 Hausbesitzer sollten zusammenstehen, um einen Mann für den Türkenkrieg zu stellen und auszurüsten, zur Erhaltung des auf diese Weise zusammengebrachten Heeres aber sollten die Geistlichen den zehnten, die Weltlichen den zwanzigsten Theil ihres Einkommens beisteuern. Die Stände aber wollten nichts davon wissen, sie wollten nicht glauben, daß es mit dem Türkenkrieg diesmal Ernst sei. Die alten Klagen, daß man unter diesem Vorwand nur den Deutschen das Geld aus der Tasche locken wolle, brachen mit Macht hervor. Ein Abgeordneter des Bischofs von Lüttich trat mit einem ganzen Register von Beschwerden über Eingriffe des Papstes in die Rechte der deutschen Kirche, Beutelschneidereien und Erpressungen auf, er klagte über die Pfründenjäger, die von Rom ausgehen und nach Vorwänden suchen, um rechtmäßige canonische Wahlen zu vernichten. Die Rede des Klerikers gab das Sig-

nal zu einem allgemeinen Sturm gegen die römische Curie, die so viel Geld nach Rom entführe. Auch die Türkensteuer sei ein solcher Vorwand, man habe schon oft durch Kreuzzugsgeld und Ablaß zum Türkenkrieg beigesteuert und noch nie sei etwas Ernstliches geschehen. Diese Stimmung wurde noch weiter genährt durch ein unter der Hand verbreitetes anonymes Sendschreiben, das die Fürsten warnte, den angesonnenen Türkenzehnten zu bewilligen. Der ganze Plan sei nur ein fein ausgesponnener Betrug der Römlinge, um das unwissende Volk auszuplündern. Hätte man in Rom oder in Deutschland das Geld aufbewahrt, das nur unter Maximilians Regierung für Bischofsmäntel oder ähnliche Gaukeleien nach Rom geflossen sei, so würde man jetzt Kriegsmittel im Ueberfluß haben und brauchte nicht die Christenheit mit neuen Auflagen zu beschweren. „Den Türken wollt ihr schlagen," sagt der Verfasser des Schreibens, „ich lobe euer Vorhaben, aber ich fürchte, ihr irrt euch im Namen: in Italien, nicht in Asien müßt ihr ihn suchen. Gegen den asiatischen ist jeder unserer Fürsten zur Vertheidigung seiner Grenzen sich selbst genug, den anderen aber zu bezähmen, dazu reicht die ganze christliche Welt nicht aus." Man schrieb auch diese Rede dem Ulrich von Hutten zu und glaubte, er habe damit seine Türkenrede berichtigen und ergänzen und sich für die aus Vorsicht unterdrückten Stellen entschädigen wollen. Die Gleichgiltigkeit und Geringschätzung, mit der das neue Sendschreiben die Idee des Türkenkriegs behandelt, widerspricht jedoch der Voraussetzung, daß beide aus einer Feder geflossen sein könnten, auch glauben Kenner zu bemerken, daß die Schreibart des zweiten Stückes nicht die Huttens sei.

Aus der angesonnenen Verwilligung zum Behufe des Türkenkriegs wurde somit nichts, der Reichstag gab am 27. August eine entschieden ablehnende Antwort. Das Einzige, was die Stände anboten, war der Vorschlag, es solle Jeder, der zum heiligen Abendmahl gehe, einen Zehntelsgulden erlegen und die so eingehenden Gelder sollten dann zu einem einstigen Türkenkrieg aufgespart werden. Diese geringfügige Beisteuer war mehr

ein Hohn auf die Forderung, als eine Gewährung. Ueberdies machten die Fürsten noch zur Bedingung, daß sie erst mit ihren Unterthanen darüber Rücksprache nehmen müßten. Der Kaiser war sehr befremdet über diesen Zusatz und meinte, es sei das nicht Herkommen im Reiche, die Unterthanen müßten den Beschlüssen und Befehlen ihrer Herren Folge leisten. Die Fürsten erwiderten, man habe schon oft Zusagen gemacht, ohne die Unerthanen zu fragen, und nachher habe man die Beschlüsse nicht ausführen können. Sie meinten damit wohl hauptsächlich den gemeinen Pfennig, der trotz wiederholter Reichstagsbeschlüsse doch nie überall und regelmäßig eingegangen war. Der von Papst und Kaiser so feierlich verkündete und so eifrig betriebene Türkenkrieg konnte unter diesen Umständen nicht zur Ausführung kommen. Man sah recht deutlich, daß die Zeiten vorbei seien, wo jene beiden Mächte als die höchsten Gewalten des öffentlichen Lebens unbestrittene Geltung hatten; mochten sie auch noch so dringend mahnen und bitten, man wollte nichts von einem Unternehmen hören, das nur von ihnen ausgieng. Ganz anders wäre der Erfolg gewesen, wenn der Kaiser einen Kreuzzug gegen das Papstthum verkündet, wenn er Luther, welcher nach Augsburg citiert war, um sich vor den päpstlichen Legaten zu verantworten, recht feierlich unter seinen Schutz gestellt hätte. Dann wäre ihm ohne Zweifel ein großer Theil der Fürsten, des Adels und der Städte zugefallen und er hätte für Kriegshilfe zu einem Romzug williges Gehör gefunden.

Auch in anderen Dingen gieng es dem alternden Kaiser nicht nach Wunsch. Die Kurfürsten wollten nicht daran, seinen Enkel Karl zum König zu wählen. Der angesehenste unter ihnen, Friedrich der Weise von Sachsen, war gegen den Kaiser verstimmt, weil er ein erledigtes Reichslehen, das Herzogthum Jülich und Berg, auf das Friedrich gerechten Anspruch zu haben glaubte, nicht ihm, sondern dem Herzog von Cleve verliehen hatte. Auch erachtete er es nicht gerade als eine Wohlthat für Deutschland, wenn ein König von Spanien Kaiser würde, wenn er sich auch noch lange nicht vorstellen konnte,

welche schlimmen Folgen das in der That haben sollte. Von den anderen Kurfürsten hatten sich einige von dem König von Frankreich gewinnen laßen und sogar Geld dafür genommen, daß sie der Wahl des kaiserlichen Enkels widerstrebten. Der Papst Leo X., auf dessen Beistand in dieser Sache Maximilian so gewiß gerechnet hatte, ließ ihn ganz im Stich. Die getäuschte Hoffnung in Sachen des Türkenkriegs hatte die Freundschaft ohnehin abgeschwächt und dann war es dem artigen, liebenswürdigen König Franz gelungen, den Papst mehr auf seine Seite zu ziehen. Auch mochte er berechnen, daß das Haus Habsburg doch gar zu mächtig würde, wenn es zu den Kronen Spanien, Burgund, Neapel und Ungarn auch noch die deutsche Kaiserkrone bekäme. Maximilian aber fühlte sich durch den Abfall des Papstes bitter gekränkt und klagte: „Nun ist der Papst auch noch zu einem Bösewicht an mir geworden, und ich kann sagen, daß mir kein Papst, so lange ich gelebt, je Treue gehalten hat; ich hoffe, so Gott will, dieser soll der letzte sein.“ Zu den getäuschten Hoffnungen, in Beziehung auf die beiden Hauptplane kamen noch andere niederschlagende Erfahrungen. Es wurden auch diesmal Klagen über das Kammergericht laut: man war über den langsamen Gang der Prozesse unzufrieden, das Gericht war sowohl nach Zahl, als nach Beschaffenheit der Räthe schlecht besetzt, was zum Theil daher kam, daß es an Geld fehlte, um Besoldungen zu reichen, wie sie tüchtige Leute ansprechen konnten. Die Kurfürsten wollten, auf ihre Privilegien sich stützend, die Auctorität des Kammergerichts nicht anerkennen. Die Fehden hatten wieder überhandgenommen, mehrere Edelleute klagten über Schädigung durch ihre Landesherren, diese kehrten sich nicht an die gegen sie vorgebrachten Beschwerden und der Reichstag vermochte nicht, Frieden zu schaffen. Ueberall kam Uneinigkeit, Unbotmäßigkeit, Mangel an Auctorität und Energie zu Tage.

Die Festlichkeiten zwar giengen auch diesmal ihren Gang und der Kaiser nahm, wenn auch nicht mehr so angelegentlich wie früher, Antheil daran. Schon vor dem Reichstag, an

Fastnacht, stellte er sich zu einem Geschlechtertanz in Augsburg ein und verlangte durch Cardinal Lang, daß die bei den bisherigen Festlichkeiten vorgenommenen Schleier abgelegt werden und die Damen mit offenem Gesicht erscheinen sollten, auch ordnete er an, daß die Frauen je zwei und zwei ohne Herren einen Reigen tanzten. Sein Gefolge mochte sich wohl hier und da eine Zudringlichkeit erlaubt haben, was den Kaiser veranlaßte, den Geschlechtern zu erklären, daß sie nicht schuldig seien, Jemand von seinen Hofleuten wider ihren Willen zum Besuch anzunehmen. Im Juli ließ er noch ein Armbrustschießen veranstalten, wobei 169 Schützen erschienen, und stiftete dazu eine goldene Schale, einen Ochsen und sechs Ellen Sammet. Er konnte sich wohl auf Stunden durch die Theilnahme an solchen Dingen erheitern, im Ganzen aber drückte ihn das Gefühl seiner politischen Machtlosigkeit.

Niedergeschlagen, krank und lebensmüde schied Maximilian am 28. September von Augsburg. Er ahnte, daß sein Ende nahe sei. Unterwegs auf dem Lechfelde rief er der geliebten Stadt noch einmal einen Abschiedsgruß zu: „Segne dich Gott, du liebes Augsburg, und alle fromme Bürger darin! Wohl haben wir manchen guten Muth in dir gehabt, wir werden dich nun nicht mehr wiedersehen.“ Wenige Tage, nachdem er Augsburg verlaßen hatte, traf Luther dort ein; Maximilian hatte noch bei dem päpstlichen Legaten ein gutes Wort für ihn eingelegt und denselben gebeten, er möge doch milde mit dem gelehrten Professor verfahren, auch hatte er ihm sicheres Geleit zugesagt. Mehr glaubte er aber nicht für ihn thun zu können und zu dürfen. Die Unterhandlungen mit den Kurfürsten für die Wahl seines Enkels gab Maximilian noch nicht auf; er hätte auf das nächste Frühjahr eine Versammlung nach Frankfurt beschieden und den Kurfürsten von Sachsen dringend gebeten, er möchte doch da nicht wegbleiben. Indessen suchte er Erholung und hoffte, in der frischen Gebirgsluft Oberösterreichs werde ihm beßer werden, die Jagd, meinte er, solle ihn stärken. Bisher nie krank, war er gewohnt gewesen, kleine Unpäßlich-

keiten mit einer starken Leibesübung oder anhaltendem Wassertrinken zu überwinden. Er reiste zunächst nach Tirol, aber auch hier mußte er noch eine Kränkung erleben. Als er nach Innsbruck kam, wollten die Bürger ihn nicht aufnehmen und verlangten, er solle vorher seine Schulden bezahlen, die von einem früheren Aufenthalt dort noch ausstanden; ohne Obdach mußten seine Wagen und Pferde über Nacht auf der Straße stehen. Von da begab er sich nach Oesterreich und versuchte es mit der Jagd. Es wollte aber nicht mehr gehen, er war leberkrank und hatte gichtische Leiden. Ein Purgiertrank, den er sich verordnete, half nicht, er bekam nur noch heftigeres Fieber. In Wels an der Donau mußte er liegen bleiben. Man ließ von Wien Aerzte und einen Beichtvater kommen, den beliebten Prediger und Karthäusermönch Gregor Resch, welchen Maximilian freundlich willkommen hieß und den er seiner Umgebung vorstellte mit den Worten: „Dieser Mann soll mir den Weg zur Seligkeit weisen.“ Mit ihm unterhielt er sich angelegentlich über die Wahrheiten, die ihm im Angesicht des Todes die wichtigsten wurden; er empfieng Absolution und Abendmahl und verschied am 11. Januar 1519 um 3 Uhr Morgens, nahezu 60 Jahre alt.

Schon seit mehreren Jahren war er mit Todesgedanken umgegangen und hatte deshalb auf seinen Reisen einen Sarg mit sich geführt. Kurz vor seinem Scheiden hatte er das Leibweißzeug gewechselt, damit man ihn nach dem Tode nicht umzukleiden brauche, auch das Haar sich abschneiden laßen. Seine Leiche wurde nach Wien gebracht und dort in der Stephanskirche wurde die Begräbnißfeierlichkeit gehalten, wobei der Professor der schönen Wissenschaften, Philipp Gundel, eine Lobrede auf den geschiedenen Kaiser hielt. In Neustadt, der Stätte seiner Geburt, wurde er begraben und dort ruht auch jetzt noch sein Gebein, denn die früher beabsichtigte Beisetzung unter dem prachtvollen Grabmal zu Innsbruck kam nicht zur Ausführung.

Vergleichen wir Maximilians hoffnungsreichen Anfang mit seinem unbefriedigten Ende, seine glänzende Begabung und seinen Thatendrang mit den wirklichen Erfolgen seiner

Bestrebungen, so ergreift uns ein wehmüthiges Gefühl und es drängt uns, den Ursachen dieses Mißverhältnisses etwas tiefer nachzugehen. Vor Allem springt es in die Augen, daß sein Leben bis an die Schwelle einer neuen Zeit reichte und daß, wenn es noch länger gedauert hätte, er immer weniger die Zeit verstanden, immer weniger sich in ihr heimisch gefühlt und auf sie eingewirkt haben würde. Er war nicht geboren zum Herold des neuen Lichtes, das noch neben ihm durchzubrechen begann, sondern, so scheint es uns, in ihm sollte das Mittelalter noch einmal in glänzender Gestalt auftauchen, um mit ihm für immer zu verschwinden. Man hat ihn daher mit Recht den letzten Ritter genannt. Das Ritterthum von seiner edlen, ernsten, thatkräftigen Seite war sein Ideal; was Wunder, daß auch etwas von seinem willkürlichen, spielenden, abenteuerlichen Beigeschmack ihm anhaftete? Zur Zeit seiner Jugend waren in Staat und Kirche noch nicht die Regungen seiner späteren Lebenszeit erwacht, seine Lehrer konnten ihm keine andern Ideale zeigen, als die des Mittelalters, und daß er selbst sich diesen mit seiner ganzen Natur verwandt fühlte, beweist seine Liebe zu den Heldendichtungen und sein Festhalten daran bis zur verherrlichenden Erzählung seines eigenen Lebens. Hatte er auch an seinem Schwiegervater, Karl dem Kühnen, das Beispiel eines Fürsten von mehr moderner Geistesrichtung, so faßte er seiner eigenen Natur gemäß doch von ihm hauptsächlich nur die kühne, großartige, eroberungslustige Seite auf. So kann man auch sagen, daß Maximilian in seltenem Maße alle Tugenden der Jugend besaß; an Muth und Geistesgegenwart, an Lernbegier und Lernfähigkeit, an Rechtssinn und Ruhmbegierde, an Liebenswürdigkeit und Leutseligkeit mochten ihm nicht viele Jünglinge gleichkommen, aber von den Tugenden des späteren Alters giengen ihm einige ab, die durch diejenigen, welche er besaß, nicht ersetzt wurden. Zeitlebens herrschte bei ihm die Phantasie vor, Verstand und Willen besaß er nicht in gleich bedeutendem Grade. So oft im Laufe seines Lebens müssen wir bedauern, daß es ihm nicht gegeben war, sich auf erreich-

bare, wahrhaft nützliche und heilbringende Ziele zu beschränken, anstatt weitaussehende Plane zu verfolgen, die in der Regel zu nichts führten. Ein weniger mit Phantasie begabter, oder ein zu schärferem Denken geneigter Fürst würde nicht vermocht haben, sich für so viele fehlgeschlagene Unternehmungen, abgewiesene Bitten, demüthigende Lagen durch immer neue Entwürfe zu trösten. Nur in einem Punct scheint ihn consequente Berechnung nie verlaßen zu haben, in dem Bestreben, seinem Hause durch reiche Heirathen möglichst viele Länder zu erwerben, und hierin begünstigte ihn auch das Glück in ungewöhnlichem Maße.

Maximilian hatte eine ausgezeichnete Gabe, die Menschen durch Wohlwollen und Liebenswürdigkeit für sich zu gewinnen, und verstand es trefflich, mit Leuten aller Art, mit Bürgern und Landsknechten, mit Fürsten und Rathsherren zu verkehren. Kurfürst Friedrich von Sachsen sagte von ihm, es sei ihm nie ein artigerer Mann vorgekommen. Dennoch machte er nicht den Eindruck der Ueberlegenheit und erweckte nicht dasjenige Vertrauen, das die Gemüther zwingt, einen als Führer anzuerkennen, dem man unbedingt folgen will. Daher vermochte er weder auf den Reichstagen die Fürsten zu den Zügen nach Italien mit fortzureißen, noch im Kriege die Söldner zum Siege zu begeistern. Er war ein tapferer Soldat und bei seinen Leuten beliebt, aber kein Feldherr, der die Masse zu lenken und mit Vertrauen zu beseelen verstand. Ueberhaupt war er mehr der freundliche, leutselige, gnädige Herr, als der königliche Gebieter, der die Gesinnung und den Willen der Menschen seinen Zwecken dienstbar macht. Er erschien wohl groß und königlich im Kleinen, aber nicht im Großen und Ganzen.

Eine Hauptursache der unbefriedigenden politischen und militärischen Erfolge Maximilians war seine beständige Geldnoth. Es war dies zwar ein dem deutschen Kaiserthum überhaupt anhängender Mißstand. Seit die Reichsgüter durch Schenkung und willkürliche Aneignung in die Hände der einzelnen Reichsfürsten gekommen waren, entbehrte das Reich seiner realen Grundlage und das Reichsoberhaupt war weit nicht im Besitz

der seiner hohen Stellung und Würde entsprechenden Summen. Bei Maximilian aber tritt das Mißverhältniß seiner Geldmittel zu seinen Aufgaben, Entwürfen und Bestrebungen besonders grell hervor. Er hatte in seiner Jugend an seinem geldgierigen und geizigen Vater ein abschreckendes Beispiel genommen und verfiel nun in den entgegengesetzten Fehler, daß er gar zu wenig Werth auf den Geldbesitz legte und bei seinen Unternehmungen in der Regel gar nicht bedachte, daß man zur Ausführung Geld brauche. So beschloß er weit aussehende Kriege, ohne zu berechnen, wie viel zur Anwerbung, Ausrüstung, Besoldung und Ernährung eines großen Heeres nöthig sei. Er verlangte zwar von den Reichsständen wohl eine große Summe als Kriegshilfe, eine Anleihe oder eine allgemeine Reichssteuer, aber wenn sie das Verlangte nicht verwilligten oder den Anschlag auf einen spöttisch geringen Betrag herabhandelten, so unternahm er den Kriegszug dennoch und machte seine Plane, als ob er unbegrenzten Credit gehabt hätte. Häufig gieng ihm dann, ehe es zum eigentlichen Krieg kam, das Geld aus, oder er konnte, wenn er einen Sieg erfochten hatte, denselben nicht verfolgen, weil seine Söldner dem zahlungsunfähigen Führer Dienst und Gehorsam aufkündigten. Dadurch kam er in den Ruf eines schlechten Haushalters, eines leichtsinnigen Abenteurers. Seine Würde mußte dadurch offenbar nothleiden, seine Kriegsdrohungen machten wenig Eindruck, wenn der Feind denken konnte: „Er hat doch kein Geld zum Kriegführen, er bekommt keine Söldner, oder wenn er welche bekommt, so laufen sie ihm davon.“ Diese Unzuverläßigkeit in Geldsachen schadete auch in Privatangelegenheiten seinem Ansehen; er war bei den Kaufleuten, bei denen er Anlehen erhob, bei den Wirthen, wo er Herberge hielt, als schlechter Zahler berüchtigt und kam nicht selten in Lagen, die einem Kaiser nicht geziemten. So wurden die Geldverlegenheiten, mit denen er beständig zu kämpfen hatte, nicht nur ein Mißstand, der seiner Macht und seiner Würde Eintrag that, sondern auch seinem Charakter eine Makel anhieng. Wenn wir bedenken, wie es mit der kaiser-

lichen Hofhaltung damals beschaffen war, welchen Aufwand nur das ewige Herumziehen von einer Stadt, von einem Reichstag zum andern verursachte, so liegt darin einerseits manche Entschuldigung für den Kaiser, aber auch andererseits eine Erklärung weiter für sein etwas unstetes Wesen. Der Mangel an einem festen Wohnsitz paßte jetzt schon nicht mehr in die Zeit und gab den andern Fürsten einen gewissen Vortheil über den Kaiser. Während sie sich durch die Stetigkeit ihrer Regierung einen bestimmten Einfluß in ihrem Territorium sicherten, so entbehrte der in beständiger Wanderung begriffene Kaiser die feste Ordnung des Regiments, die durch den häufigen Wechsel nicht nur der Orte, sondern auch der Räthe, Secretäre u. s. w. noch mehr gelockert wurde.

Warum es Maximilian mit der Wiederherstellung des deutschen Reiches und der Verbeßerung seiner Verfassung nicht gelang, das erklärt sich auch großentheils aus seiner Persönlichkeit. Er war zwar ein guter Deutscher seiner Gesinnung und seinem ganzen Wesen nach, aber dennoch stand seine Auffassung der Aufgabe, seine Ansicht über die Wege zur Wiederherstellung der Reichsgewalt, seine persönliche Neigung und Befähigung im Widerspruch mit den thatsächlichen Verhältnissen und Bedürfnissen. Er glaubte, das Ansehen und die Macht des Reiches sei nur wieder aufzubringen durch kriegerische Thaten, durch Siege über Franzosen, Italiäner, Ungarn und Türken, ihm erschien eine Stärkung der monarchischen Gewalt, eine persönliche Hebung der kaiserlichen Würde als die Hauptsache, aus der sich alles Uebrige von selbst ergeben werde. Die Reformpartei aber bestand nicht aus Rittern und Kriegshelden der alten Art, sondern aus bedächtigen Staatsmännern, die auf Verfassungsverbeßerung, Gesetze, Rechtspflege und Verwaltung das Hauptgewicht legten und den Krieg nur im Nothfall wollten und erst, wenn das Reich im Innern geordnet, geeinigt und gekräftigt sei. Sie suchten die Stärke des Reiches nicht in der Monarchie, in der persönlichen Herrschaft des Reichsoberhauptes, sondern in dem Verein und Zusammenwirken der

mächtigsten Reichsstände, in einer Art von constitutionellem Regiment. So sah jeder Theil in der Politik des anderen eine unbequeme, wohl auch böswillige Hemmung. Maximilian war ärgerlich und ungeduldig, daß die Reichsstände nicht auf seine Kriegsplane eingiengen und ihn im Stiche ließen, der Erzbischof von Mainz war unzufrieden, daß der Kaiser die Plane der inneren Reform nicht mit Ernst und Kraft ausführte, und so wurden denn wirklich beide Arten der Reformbestrebung durch einander gekreuzt und gelähmt und es wurde weder auf die eine noch auf die andere Weise etwas geleistet. Der Kaiser konnte nicht mit dem gehörigen Nachdruck seine Kriege führen und die inneren Reformen kamen auch nicht zu Stande, man gab einander halb und halb nach. Jeder schob nicht mit Unrecht dem Andern die Schuld zu, daß man keine Erfolge habe, man wurde immer mehr gegen einander erbittert und so wurde die Sache gründlich verdorben.

Je mehr Maximilian mit der idealen Seite seines Strebens, mit seinem Eifer um das Reich und die Kaiserwürde Schiffbruch litt, desto mehr suchte er in der Ausdehnung seiner Hausmacht, in der Bemühung, auf das Haupt seiner Enkel die Kronen reicher Länder zu häufen, eine Entschädigung. Schon bei seiner Verbindung mit Maria von Burgund hatte neben der ritterlichen Romantik die nüchterne Speculation auf das burgundische Erbe eine Rolle gespielt. Später hätte er gerne mit Anna von Bretagne das wichtige Herzogthum dieses Namens erheirathet; das letztere lockte ihn wohl mehr als die schöne Braut, die er nie gesehen hatte; und als der König von Frankreich ihm die Braut abspänstig machte, war sicher der Aerger über den Verlust des Herzogthums größer als der Schmerz über die Untreue der Geliebten. Endlich machte er mit der reichen Nichte des Usurpators von Mailand eine reine Geldheirath, an der das Herz keinen Antheil hatte. Kaum war sein Sohn Philipp heirathsfähig, so sorgte er ihm für eine Gemahlin, die ihm möglicherweise eine oder mehrere Kronen mitbringen konnte, die Tochter Ferdinands von Arragonien und

Isabellens von Castilien. Es war zwar damals noch ein Sohn dieses königlichen Paares vorhanden, aber da Ferdinand auch Neapel besaß, so konnte möglicherweise wenigstens dieses für den Tochtermann abfallen. Und damit der Antheil des Hauses Habsburg an dem spanischen Erbe noch sicherer sei, so mußte Maximilians Tochter den spanischen Erbprinzen heirathen, der freilich nach kurzer Zeit starb, aber seinem Schwager Philipp und dessen Sohn Karl Spanien, Neapel und die neu entdeckte amerikanische Welt überließ. Noch zwei andere Kronen erwarb Maximilian seinem Hause durch Heirathsstiftung. Vergeblich hatte er in früheren Jahren versucht, Ungarn durch Erbansprüche, Wahl und Eroberung zu bekommen, er mußte zusehen, wie König Ladislaus von Böhmen von den Ungarn vorgezogen und von ihnen zum König gewählt wurde. Sein Tod war nicht abzuwarten, aber seine zwei Kinder wurden mit habsburgischen Sprößlingen verlobt, der Sohn Ludwig mit Maximilians Enkeltochter Maria und die Tochter Anna mit seinem Enkelsohn Ferdinand. Wegen Minderjährigkeit der betreffenden Prinzen und Prinzessinnen erlebte Maximilian die Heirathen nicht mehr, aber sie kamen zu Stande, wurden in den Jahren 1520 und 1521 vollzogen und erreichten den beabsichtigten Zweck. Da König Ludwig 1526 in der Schlacht bei Mohacz fiel, so kam die ungarische und böhmische Krone an Anna und deren Gemahl, den Habsburger Ferdinand, den nachherigen deutschen Kaiser dieses Namens. Jener spanischen Heirath des Erzherzogs Philipp verdankt somit das Haus Habsburg einen guten Theil seines Glanzes und seiner europäischen Stellung, sie bahnte ihm den Weg zu der Universalmonarchie, deren Verwirklichung Karl V. als seine Aufgabe betrachtete. Auch das jetzige Oesterreich, das noch immer im Schwanken zwischen habsburgischer Hausmacht und deutschem Kaiserthum begriffen ist, hat durch Maximilians Politik seinen Typus erhalten. Deutschland aber ist durch den spanischen Einfluß gerade in seiner wichtigsten Entwicklungsperiode in den Zwiespalt gerathen, welcher es um seine nationale Einheit gebracht hat. Auch der

Besitz der ungarischen Krone war kein Machtzuwachs für Deutschland. Denn Ungarn war das Bleigewicht, das Oesterreich von Deutschland abzog, durch Ungarn bekam das nichtdeutsche Element das Uebergewicht in der österreichischen Monarchie und der Schwerpunkt derselben wurde immer mehr nach Osten gezogen. So müssen wir denn sagen, daß jenes sprichwörtlich gewordene Glück Maximilians im Heirathstiften für Deutschland zum Unglück geworden ist.

Können wir gleich Maximilians politische Erfolge nicht rühmen, noch uns ihrer für Deutschland freuen, so verweilen wir doch mit Wohlgefallen auf seiner Gestalt. Die ritterliche Elasticität, die deutsche Treuherzigkeit, die unvertilgbare Frische seines Geistes stellt uns ein Bild vor Augen, wie es heutzutage nicht mehr in der Wirklichkeit zu finden ist, und diese Eigenschaften heben ihn unter der Reihe seiner Vorgänger und Nachfolger in einer Weise hervor, daß man immer wieder gerne zu ihm zurückkehrt. Er ist der edle, kühne Held, der seine Gedanken auf hohe Dinge richtet, der echte Theuerdank, den das Gedicht uns schildern sollte, und wird als die letzte Heldengestalt des Mittelalters bis in ferne Zeit leuchten.

Gedruckt bei W. Moeser in Berlin.
Stallschreiberstraße 34 und 35.

Die „Deutsche National-Bibliothek" nimmt — aus Rücksicht auf die dem Unternehmen ungünstigen Zeitverhältnisse — mit vorstehendem Halbband 27 von ihren geehrten Abonnenten auf unbestimmte Zeit Abschied. Ueber das Erscheinen einer zweiten Serie wird, sobald die jetzt entgegenstehenden Hindernisse als beseitigt angesehen werden können, eine Bekanntmachung durch die verbreitetsten deutschen Zeitungen erfolgen.

Die Verlagshandlung.

Gedruckt bei W. Moeser in Berlin, Stallschreiber-Straße Nr. 34.